THE LIBRARY OF CONGRESS
1800

Bilder

des

amerikanischen Missions-Lebens

in zwölf auserlesenen,

in Nord-Amerika gehaltenen Predigten

mit

einigen Worten über die dortigen Erlebnisse

von

Dr. Fr. Xav. Paulhuber,

vormals Prediger in Ingolstadt, dann apostolischer Missionär, jetzt Stadtpfarrer in Heideck, im Bisthum Eichstädt.

Freysing,

Druck und Verlag von Franz Datterer.

1864.

BX1756
.P38.135

Exchange
Conception College
JUN 30 1941

HLR 1304

Meinen

unvergeßlichen lieben Freunden

die mit mir vom Seminar in Freysing aus im Jahre 1840 die Priesterweihe empfingen,

zum

Andenken und zur Festgabe

für das

in kurzer Zeit zu feiernde

25jährige Priester-Jubiläum.

Freunde! ich habe mit Gottes Gnade Einiges geleistet, Einiges gewirkt, Einiges gelitten, Einiges geduldet, Einiges erlebt; wie viel? von welchem Werth? das weiß der, dem allein wir dienen; ihr habt vielleicht noch mehr gethan; — aber gemeinsam mit euch will ich das Meinige gethan haben! Gleichviel, ob ich in den Urwäldern Amerika's herumirrte, um Kranke und Sterbende aufzusuchen, oder ob ich in dortigen großen Städten vor Tausenden auf der Kanzel stand, um mit mächtiger Stimme das Wort Gottes zu verkünden; ja, gleichviel, ob ich mitten unter Todfeinden schon die Mordwerkzeuge an meinem Leibe fühlte, oder ob ich bei den schrecklichsten Gefahren zu Wasser und zu Land um mein Leben rang; — immer und allzeit war mir der Gedanke nahe: ich bin einer aus euch! —

Nehmet dieses Andenken freundlich hin! in Liebe ist's gegeben, in Liebe wird's empfangen werden! in Allem aber Gott die Ehre.

Euer Mitbruder und Freund

der Verfasser.

Predigt

für den Pfingst-Montag in der St. Marien-Kirche zu Buffalo im Staate New-York

am 9. Juni 1851.

Die Liebe Gottes zu der Welt.

Vorspr.: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn hingab." — Joann. III. 16.

Vielerlei und mannigfaltig sind die Gaben, die Gott zur Verherrlichung seines Namens an die Menschen wie an seine Kinder austheilt, und besondern Glanz verbreiten diejenigen, welche außerordentliche genannt werden, als die Gabe der Weissagung und der Prophezeiung, die Gabe der Weisheit und die der Sprachen, die Gabe der Krankenheilung und die der Wunder überhaupt; die Welt ist durch dieselben jedesmal in Staunen versetzt worden, und die ganze Menschheit ward fast unwillkührlich zur höchsten Bewunderung derselben hingerissen. Dennoch gibt es noch höhere, werthvollere, nothwendigere Gaben Gottes, nach denen wir, der Mahnung des Völker-Apostels gemäß, vor Allem streben sollen, und er bezeichnet sie mit Namen, da er sagt: Jetzt bleiben noch diese drei: der Glaube, die Hoffnung und die Liebe.

Aber auch selbst unter diesen dreien besteht noch eine gewisse Rangordnung. Denn wie nothwendig auch der Glaube ist, weil es ohne ihn unmöglich, Gott zu gefallen, und weil er die Wurzel und das Fundament der Rechtfertigung; wie kostbar auch die Hoffnung ist, weil in ihr das Leben des Glaubens zuerst hervorquillt, und das ewige Ziel unserer Bestimmung, die himmlische Seligkeit sammt allen Mitteln dazu erschaut und angestrebt wird:

dennoch ist, nach der eigenen Versicherung des Völkerlehrers, das größte unter diesen dreien die Liebe. Denn, — fügt der hl. Paulus als Grund hinzu, — ohne die Liebe bin ich nichts. Er spricht sich darüber näher aus, und sagt ungefähr: Ohne die Liebe bin ich selbst mit allen ausserordentlichen Gaben, sogar mit dem Glauben und der Hoffnung — nichts; wenn ich die Sprachen der Menschen und Engel redete, — wenn ich die Gabe der Weissagung hätte, und wüßte alle Geheimnisse, und besäße die Wissenschaft, und wenn ich alle Glaubenskraft hätte, so daß ich Berge versetzen könnte, — und wenn ich alle meine Güter zur Speisung der Armen austheilte, und wenn ich meinen Leib zum Brennen hingäbe, — hätte aber die Liebe nicht, so nützte mir dieß Alles nichts, ich wäre wie ein tönendes Erz oder wie eine klingende Schelle, ich wäre nichts.

Aber nun das Verständniß dieser Lehre, dieser Wahrheit; was unter dieser Liebe zu verstehen sei!

Unter dieser Liebe ist nicht etwa die Liebe des Menschen zu Gott allein, also eine bloß von uns selbst hervorgerufene, gemachte, rein menschliche Liebe zu verstehen, — auch diese wäre noch nichts werth für unser Heil, — sondern darunter ist gemeint vor Allem, die Liebe Gottes zu uns Menschen, wie Johannes, der Jünger der Liebe, mit so bestimmten Worten lehrt: darin besteht diese Liebe: nicht daß wir Gott geliebt, sondern daß er uns zuvorgeliebt und seinen Sohn gesandt hat zur Versöhnung für unsere Sünden. Erst auf dem Grunde dieser Liebe Gottes zu den Menschen kann eine wahre Liebe der Menschen zu Gott entspringen und sich entwickeln, erst an dem Feuer der göttlichen Liebe zu uns mag sich unser Herz zur Gegenliebe entzünden, die nun dadurch ebenfalls zu einer göttlichen Liebe wird.

Die Liebe Gottes zur Welt überhaupt, und zu den Menschen insbesonders ist ein großes Geheimniß; hie und da ist sie nicht recht erfaßt worden; der klügelnde Verstand findet Zweifel, und namentlich das wirkliche Leben in seinen Erscheinungen schickt sich an, jeden Augenblick Einwürfe dagegen zu erheben; Manche wissen vorzüglich das Elend, die Uebel und das Leiden in dieser Welt nicht in Einklang zu bringen mit der göttlichen Liebe zu den Menschen. Irrlehren sind daraus entstanden, Gleichgültig-

keit und Kälte wuchs daraus hervor, und die traurigste Verzagtheit, sowie die grausamste Verzweiflung breiteten sich aus. Wir können es nicht glauben, ruft eine Menge beweinenswerther, unglücklicher Menschen, wir können es nicht glauben, daß Gott die Welt, die Menschen liebt, denn sonst könnte er uns nicht in solchem Elende schmachten und vergehen lassen!

M. Gel., sind solche bejammerungswürdige Menschen auch unter euch? ist etwa nur ein Einziger hier unter euch? Ist ein Verzweifelter da? Oder auch nur ein Verzagter? Oder auch bloß einer, den von Zeit zu Zeit Versuchungen zu dieser Verzagtheit und Verzweiflung angreifen, quälen und an den Rand des Verderbens reißen? Oder fühlen mehrere aus euch eine Schwachheit in dem Glauben an Gottes Liebe? Oder auch nur Einer? — Genug, es ist mehr als der Mühe werth, zu Hilfe zu kommen; ich will, so viel ich kann, unterstützen, und dabei stellt sich mir die Aufgabe als eine Beantwortung dreier Fragen vor die Augen: 1) Worin besteht die Liebe Gottes zu der Welt und den Menschen? 2) Wie läßt sich das Vorhandensein dieser göttlichen Liebe nachweisen? endlich 3) wie lassen sich die sogenannten Uebel dieses Lebens mit der Liebe Gottes in Einklang bringen?

Unter dem Beistande des heil. Geistes, um den ich flehe, und unter Anrufung des Namens Jesu gehe ich an mein Werk.

Kein Mensch hat je das unendliche Wesen Gottes zu durchforschen und begreifen vermocht, keines Sterblichen Auge hat je die Tiefen und Abgründe des Lebens in Gott selbst durchblickt und erkannt; wir kennen nur, was Gott in seiner anbetungswürdigen Gnade und Güte geoffenbaret und kund gethan, und auch selbst mit diesem schauen wir bloß wie in einem Spiegel, und unser Wissen bleibt Stückwerk. Niemand aus euch, meine Theuern, erwarte denn von mir eine vollkommen klare Darlegung dessen, was in Gottes unergründlichem Geiste vorgeht, worin sein unbegreifliches Leben besteht, und wie seine geheimnißvolle Liebe zu uns von ihrem Urgrunde aus beschaffen. Indeß was sich, gleichsam in Bruchstücken, in einer stammelnden Kindessprache, in unvollkommenen Bildern, dieser Welt entlehnt, sagen läßt, das sollt ihr vernehmen.

Von den geistigen Kräften, Verstand, Vernunft und Willen ist es zunächst die letztgenannte, der Wille, in welchem die Liebe ihren Ursprung nimmt, ihren Anhaltspunkt behauptet, und ihren Sitz aufschlägt. Die Grundlage, das Fundament, worauf sich im Willen die Liebe erbaut, kann man das Gefühl nennen, und es zeigt sich dieses als ein Gefühl des Wohlgefallens, der Freude. Ein jeder von euch, m. Th., denke sich lebhaft einen Menschen, den er recht lieb hat, und frage sich: Warum liebe ich doch diesen Menschen so sehr? Worin liegt denn der Grund, der Anfang meiner Liebe? Jeder wird sich zur Antwort geben müssen: das ist der Grund, daß ich ein so großes Wohlgefallen an dem geliebten Menschen habe; so oft ich an ihn denke, seinen Namen nenne, ihn sehe, ist mein Gefühl so freudig bewegt, ich fühle, empfinde da in meinem Herzen so großes Wohl.

So bei uns Menschen, aber bei Gott, wo Alles vollkommen ist, müssen wir von dieser Stufe noch tiefer hinabsteigen, um den tiefsten Grund, den Urgrund seiner Liebe, seines Wohlgefallens und seiner Freude zu erkennen; wir müssen fragen: warum hat aber Gott an der Welt, an seinen Geschöpfen, an uns ein solches Wohlgefallen, eine solche Freude? die Antwort lautet: bloß um seiner selbst willen; mit andern, und vielleicht deutlicheren Worten: Gott hat Wohlgefallen und Freude an der Welt bloß darum, weil sie sein Werk ist, und seiner Ehre dienen muß. So liegt also der tiefste Grund des Wohlgefallens und der Liebe Gottes in Gott selbst, es nimmt die Liebe Gottes in Gott selbst den ersten Anfang, und findet in ihm auch ihr letztes Ziel. Nehmet ein Licht und stellt es vor einen Spiegel; der Spiegel wird beleuchtet, und ihr sehet in ihm das Bild des Lichtes, gleichsam als wenn es eine Freude hätte, sich da im Spiegel abzubilden, und als wenn ihm der Spiegel so wohl gefiele. Aber das Licht gefällt sich im Spiegel seiner selbst wegen, und bildet sich dort ab, um sich gleichsam auch auffer sich selbst zu sehen und sich so über sich selbst zu freuen. Das ist wie eine Liebe des Lichtes; indem es sich liebt in sich selbst, bildet es sich in seinem Spiegel ab, von wo das Lichtbild wieder zum Lichte selbst zurückkehrt.

Ein solcher Spiegel für das Licht der göttlichen Liebe ist die Welt, sind die lebendigen Geschöpfe, sind besonders die vernünftigen

Menschen; Gott selbst hat dieses Universum geschaffen, und hat es zu einem solchen Spiegel seiner göttlichen Liebe gemacht, und hat es gerade nur darum ins Dasein gerufen, damit er seine Liebe daran leuchten lasse. Darum sagen die hl. Väter so schön: der Grund der Schöpfung ist die Liebe, und die Schöpfung kann nur so lange dauern, als ihr Grund, die Liebe Gottes währt; bald sechs Tausend Jahre schon besteht diese sichtbare Schöpfung, also besteht auch die Liebe Gottes zu ihr ununterbrochen schon sechs tausend Jahre.

Ziehen wir die Gränzen des Bildes enger zusammen! Du verzagter, verzweifelnder Mensch willst sagen: mich liebt Gott nicht; an mir hat er kein Wohlgefallen, keine Freude; in mir ist kein Grund, daß er mich lieben sollte. Thor, wo denkst du hin? Nimm einen Stein in die Hand, hebe ihn empor, halte ihn nicht mehr; nicht wahr? er fällt. Laß deinen Freund auf einer Leiter hinaufsteigen bis an die oberste Sprosse, dann zieh ihm plötzlich die Leiter unter den Füssen weg; nicht wahr? er stürzt herab. Nun nimm auch dir selbst das Fundament, den Grund deines Daseins weg, nämlich die Liebe und das Wohlgefallen Gottes deines Schöpfers, und du bist ebenfalls dahin, nicht etwa bloß gestorben, nein, das wäre zu wenig, vernichtet bist du, als wenn du nie gewesen wärest. Und in dir ist kein Grund, warum dich Gott lieben sollte? O Thor! Gott liebt dich nicht zuerst um deinetwillen, sondern um seinetwillen selbst, und wißt ihr, wie fest dieser Grund der göttlichen Liebe, dieser in Gott selbst liegende Grund ist? Er ist so fest, daß er nicht einmal die Verdammten, nicht einmal die gefallenen Geister, die Teufel vernichtet hat, sondern sogar das Dasein der Verdammten und Teufel noch will, wenn er auch gleich deren Bosheit und Schlechtigkeit haßt und straft.

Heiliger Gott im Himmel, wie wird doch selbst die höchste, die schönste, die anbetungswürdigste deiner Vollkommenheiten verkannt! Nein, ich wenigstens will sie nicht verkennen; denn daß ich hier auf dieser heiligen Stätte stehe und spreche, daß ich diesen Arm erhebe, und diese Hände falte, daß ich dieses Auge zu dir emporrichte, und diesen Seufzer des Dankes hinaussende, — kommt ja einzig nur von deiner Liebe zu mir! daß ich nicht in diesem Augenblicke hinstürze, todt da liege, nein! eine Hand voll Staub nur mehr bin, nein! gänzlich vernichtet bin, — das ist ja nur

deine Liebe, die an mir Armen noch immer ein Wohlgefallen, eine Freude hat, freilich nicht um meinetwillen, sondern deiner selbst wegen!

Während dieses Wohlgefallen, diese Freude Gottes an der Welt und den Menschen, wegen Gott selbst, das Fundament, der Anfang der Liebe Gottes ist, so geht darauf die göttliche Liebe sogleich auch zu eigentlichen Willensbewegungen, zu Liebeshandlungen und Werken über. Es ist, als bräche in einer Tiefe des Sandes, in einem Kessel ganz unten eine starke Quelle hervor. Allmählig füllt das hervorquellende Wasser die Tiefe, den Kessel aus, es steigt an dem Rande immer höher empor, endlich fällt es an einer Stelle des Ufers über, stürzt hinab über den Abhang, und bildet einen reißenden Bach oder Fluß. Die Quelle ist Gottes unendliche Liebe zu sich selbst; die noch ruhigen Wasser des entstandenen Sees sind das göttliche Wohlgefallen, die göttliche Freude an der Schöpfung, an uns Menschen; das im Bache oder Flusse abfließende Wasser aber ist der Strom der wirksamen göttlichen Liebe und Gnade, die nun der Welt und Menschheit alle jene Mittel zuführt, welche zur Erreichung unserer Bestimmung, zur Erlangung unserer sittlichen Vollkommenheit, und unserer ewigen Seligkeit theils nothwendig, theils nützlich sind. Das ist also jetzt die eigentliche Liebe Gottes, sein Wille, der uns die Hilfsmittel bereitet, anbietet und gibt, damit wir zeitlich und ewig glückselig werden.

Wäre es möglich, daß die Liebe Gottes bloß in einer passiven Ruhe, bloß in einem ruhenden Wohlgefallen beschlossen wäre, was würde sie uns helfen? dann wäre sie nicht viel Anderes, als die Liebe deines Freundes, der dich in einem tiefen Wasser, in das du gefallen, dem Ertrinken nahe, sieht, aber gleichgiltig bleibt, wie es dir ergehe, und der nicht zu Hilfe eilt. Allein dieß ist bei der Liebe Gottes nicht möglich; denn sowie ihre Quelle, die Liebe Gottes zu sich selbst nie versiegt, sondern aus unendlicher Tiefe ewig fortfließt, so müssen auch die Wasser des Sees der göttlichen Liebe zu uns immer und ewig fort zunehmen, und weil sie dieses thun, auch wieder in einem niemals vertrocknenden Flusse der liebevollen und gnädigen Hilfleistung für uns abfließen. Ein herrliches, bewunderungswürdiges Bild dieser göttlichen Liebe

hat der Schöpfer schon im Anfange in das Paradies selbst gesetzt. Wie das Paradies, der Lustgarten selbst ein Gleichniß des göttlichen Wohlgefallens an seiner Schöpfung, so ist der Brunnen, der dort von der Erde aufstieg, das Bild des ersten und tiefsten Grundes der Liebe Gottes; das aus diesem Brunnen ausfließende Wasser aber, das den ganzen Erdboden befeuchten sollte zur Fruchtbarkeit und zum Wachsthume, und die aus Eden, dem Garten Gottes, ausströmenden vier Flüsse sind das Bild der wirklichen Liebe Gottes, seiner Gnade und Hülfe.

Wie die Wasser der Erde fast unermeßlich mannigfaltig sind, so auch die Strömungen der göttlichen Liebe; wer könnte das Alles aufzählen, beschreiben? Farbe, Geschmack, Geruch sind verschieden; die Bewegungen von dem sanften Murmeln und Plätschern eines Wiesenbaches bis zum wilden Tosen und Rauschen eines Gebirgsstromes, von den kreiselnden Wellchen eines blos leise angehauchten See's bis zu den donnernden Wogen des stürmenden Weltmeeres, welche Verschiedenheit! Die Orte der Wasser, die Tiefen der Abgründe, die Höhen des Himmels, das gewaltige Becken des Oceans und der Grashalm mit dem glänzenden Thautröpfchen, die Gesundheitsquelle in stiller Einsamkeit und der Niagara-Wasserfall hier in der Nähe, welche Abwechslung! Und so auch die geheimnißvollen Wasser der göttlichen Liebe und Gnade. Hier regnen sie über ganze Länder den Segen der Fruchtbarkeit herab, oder erquicken als erfrischender Thau das schmachtende Pflanzenreich; dort tragen sie in Schiffen Menschen und Waaren in alle Erdtheile herum, oder lernen in der Wuth ihrer Stürme selbst den Gottvergessenen wieder beten; heute laben sie an der Straße einen ermatteten, armen Wanderer, und morgen setzen sie in einer Ueberschwemmung ganze Gegenden in heilsamen Schrecken; jedoch, sie mögen thun, was immer, sie erhalten und nähren das Leben der Welt; das ist Gottes Liebe und Gnade. Jeder Bissen Brod in unsern Händen, jeder Faden an unserm Kleide, jedes Brett am schützenden Hause, es ist eine Gabe der Liebe; jeder Athemzug, jeder Pulsschlag, jedes Tröpflein Blut, das zum oder vom Herzen dringt; es ist eine Gabe der Liebe; jede fromme Regung, jeder heilige Gedanke, jeder tugendhafte Entschluß, Gaben der Liebe sind sie. Betrachte das Reich der Natur,

die Pracht des gestirnten Himmels, die Schönheiten der Erde im Frühlinge, die Wunder der Meerestiefen; schau in dich selbst hinein, in die Harmonie deines Leibes und seiner Theile, in deine Seele; blicke die Erfindungen, die Künste, die Wissenschaften der Menschen an, betrachte die Völker, die Staaten und Reiche und deren Geschichte; — überall steht geschrieben: Hier sind Gaben der Liebe. Wirf endlich deine Augen auch auf das innere, unsichtbare Reich der Gnade selbst, auf die Anstalten für die Tugend, auf die Mittel und Wege zur Heiligkeit, auf die himmlischen Hilfsmittel zu deiner Seligkeit; immer umgeben dich die Gnaden, sie begleiten dich über Meere und durch Länder, sie klammern sich an dir an im Leben und Sterben, — und das sind eben die Gaben göttlicher Liebe. Sage nicht mehr: ich weiß nicht, worin die Liebe Gottes zu mir besteht; sie trägt dich ja auf den Händen, sie umarmt dich wie ein Kind immerdar, sie haucht dir stets Lebensluft ein wie eine Mutter, und zwar für leibliches und geistiges, für zeitliches und ewiges Leben.

Beruht aber am Ende diese ganze Darstellung nicht etwa bloß auf einer falschen Voraussetzung, auf einem vorneherein angenommenen Irrthum, auf einer nichtigen, nur zur Phrase gewordenen Hypothese? Gibt es einen Gott, eine Persönlichkeit Gottes, eine Verbindung Gottes mit dieser Welt, eine Liebe, eine wirkliche, wahre Liebe Gottes zu uns Menschen? Läßt sich denn dieß erweisen? — In der That, ich muß selbst gestehen, diese Fragen gehen ins Mark hinein, greifen das Leben an; ihre Beantwortung muß den Kern, die Seele der Sache selbst geben. Weh', wenn sie nicht gelingt! Der Atheist spricht: es ist kein Gott; der Deist sagt: es ist zwar ein Gott, aber er kümmert sich nicht um diese Welt; der Pantheist lehrt: allerdings ist ein Gott, aber er ist selbst die Welt, also nicht persönlich, und kann also nicht mit Freiheit die Welt lieben. Und wißt ihr, m. Th., wie zahlreich Atheisten, Deisten und Pantheisten dermalen sind? Wie viel Unterabtheilungen zu ihnen gehören? Zwar so viel sind ihrer nicht, daß sich Gott selbst vor ihnen fürchten müßte, sondern er wird, um einen Ausdruck der hl. Schrift zu gebrauchen, ihrer spotten; allein, m. Gel., so viele sind ihrer schon, daß wir alle Ursache haben, bei jedem Schritte und Tritte acht zu haben, damit wir nicht in

ihre Netze gerathen, und ohne Unterlaß Gott zu bitten, daß nicht noch ganze Länder und Völker, ja sogar Welttheile diesem furchtbar drohenden Uebel verfallen. —

Es gibt keinen Gott, sagt der Atheist, der Gottlose, der Gotteslängner. — Ei, was fange ich denn mit dir an, du Atheist! Laß mich doch deiner Behauptung eine kleine Frage entgegenstellen, nämlich: Wie hat man denn dann einen Gott erfinden können? Mit der Idee Gottes verbindet sich nothwendig die weit über die Sphäre unserer Natur hinausliegende Idee des Uebersinnlichen, Uebernatürlichen, Unendlichen; wie kann denn ein beschränkter, endlicher Mensch die für ihn so fremde, ganz unbekannte, unerreichbare Idee der Unendlichkeit, die Idee Gottes erfinden? Wie kann man denn davon auch nur träumen? Zumal, da dieser Gott, dieses Unendliche, wie du sagst, gar nicht bestehen soll. Warum erfindet man denn jetzt, wo Alles so aufgeklärt ist, nichts Solches mehr, etwa noch eine dritte, über das Endliche und Unendliche hinausliegende Sphäre? Wenn aber Gott nicht bloß erfunden ist, so ist er wirklich, und wir haben nur darum Kenntniß von ihm, weil er sich selbst zu uns herabgelassen, und sich uns mitgetheilt hat.

Es ist zwar ein Gott, aber er nimmt keinen Antheil an dieser Welt, spricht der Deist. Was werde ich diesem sagen? Dieser Deisten Gott ist kein unendliches Wesen, denn unsere Welt schließt ihn aus, und schränkt ihn ein; er ist entweder ein recht ohnmächtiges Wesen, weil er die Welt nicht beherrschen kann, oder gar ein recht träges, faules Wesen, weil er diese Welt nicht regieren will. Der Deisten Gott geht also der Welt und dem Menschen, wenn er ihnen begegnen sollte, aus dem Wege, damit ihm ja der Anblick unseres Elendes keine Sorge und Kümmerniß, etwa keine schlaflose Nacht mache. Ich würde mich bedanken für einen solchen Hausvater, geschweige einen solchen Gott.

Es ist ein Gott, ruft zuletzt der Pantheist, aber er ist selbst die Welt, also nicht persönlich, und kann also nicht mit Freiheit die Welt lieben. Auch diesen Pantheisten müssen wir noch kurz abfertigen und heimschicken. Nach den Träumereien dieser Pantheisten oder Allesvergötterer wäre also die sichtbare, sinnliche

Natur und Welt gleichsam der Leib Gottes, und die Weltseele, das Naturleben mit all den Gesetzen der Bewegung, der Veränderungen, wäre der Geist Gottes. So viel Schönheiten nun auch die Welt hat, sie weist auch genug Mißgestalten, Mängel, Rohheiten, Trägheiten auf und von diesem Aeußern auf das Innere zurückgeschlossen, ergibt sich wenig Vollkommenes für den Geist selbst. Ein solcher Naturgott der Pantheisten ist auch wenig liebenswürdig, denn er schaltet und waltet nur nach Launen, nicht mit Vernunft und Liebe; er wird jeden Augenblick zum Tyrannen, zum Wütherich, zum Verwüster und Mörder; ihm fallen alle Laster und Verbrechen, alle Schändlichkeiten und Thorheiten der Welt zur Last, und was das Aergste ist, er kann sich selbst nicht helfen. Wir arme Menschen sind dann bloß seine Puppen, seine Drathfiguren, mit denen er, wie mit seinen Fingern, spielt. Einen solchen Gott mag ich nicht einmal verehren, viel weniger anbeten oder gar meinen Vater nennen.

„Ich glaube an Gott den Vater, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde"; so lautet der Anfang des christlichen, apostolischen Glaubensbekenntnisses. Welch eine Einfachheit mit der größten Würde und Erhabenheit liegt nicht schon in diesen Worten allein! Welch eine Kraft und Macht des Sinnes dieser wenigen Buchstaben! Welch eine Majestät des Gedankens! Nimmermehr hat ein bloßer Menschengeist solchen Sinn ersonnen, solche Sprache gesetzt; der Geist Gottes selbst nur kann Solches reden und verkünden. Wahrlich, könnte ich der ganzen Menschheit alle ihre Vorurtheile nehmen, die Vorurtheile aus verkehrter Erziehung und Bildung aus dem Umgange mit andern, aus der Selbstthätigkeit eines stolzen, eigensinnigen Geistes, aus dem verdorbenen Willen und der Bosheit; könnte ich alle Menschen vor mir haben, denkend und fühlend, aber so, wie sie von Natur aus sind, noch nicht entstellt und verderbt und mit Schlechtigkeit angefüllt; und ich würde dieser Menschen-Masse von Millionen und Billionen wie ein Vater und Lehrer seinen Kindern und Schülern zum erstenmale, in aller Feierlichkeit und allem Ernste, die himmlischen Worte vorsprechen und verkünden: Ich glaube an Gott den Vater, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde! — all die Millionen und Billionen Menschen würden zur Erde

niedersinken, ihr Angesicht in den Staub werfen, und ein stammelnder Mund würde aus einem freudig bewegten Herzen die Worte nachsprechen: Ja wahrlich! wir glauben an Gott den Vater, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde. Im Grunde wäre das nicht einmal eine wunderbare Erscheinung, denn schon vor achtzehn Hundert Jahren hat es der Völker-Apostel verkündet: den Heiden ist das Gesetz in das Herz geschrieben; und vor bald siebzehn Jahrhunderten hat der große Denker Tertullian es ausgesprochen: die Seele des Menschen ist von Natur aus christlich. Herr, ich kann nicht reden, denn ich bin ein Kind, sagt ein Prophet des alten Bundes, und in der That, wir Menschen sind vor Gott nur Kinder. Wie machen es aber Kinder, die einen Gegenstand verlangen, und ihn noch nicht nennen können? Ein Kind fühlt sich nämlich getrieben, z. B. ein Ei zu verlangen, und zeigt nun durch Ausstrecken der Händchen, durch heftige Gebehrden, durch Weinen sein Verlangen an. Gib ihm einen Stein! es wirft ihn weg; gib ihm einen Apfel! es schleudert ihn immer ungeduldiger werdend von sich, gib ihm ein Geldstück! es stampft zornig mit den Füssen darauf; gib ihm nach und nach hundert solche Gegenstände! es kommt zuletzt in Raserei. Jetzt erst gib ihm ein Ei! sieh nur, wie es lächelt, welche Freude es äußert, wie augenblicklich alle Trauer, aller Zorn, alle Thränen weg sind, wie selig es sich fühlt. So ist auch die unverdorbene, natürliche Seele des Menschen. Man gab ihr seit dem Bestande der Welt nach und nach Tausende und wieder Tausende von Göttern und Götzen, und in neuester Zeit reicht man ihr im Atheismus gar nichts mehr; immer wilder, unbändiger, lasterhafter und verbrecherischer ward die Seele. Da gab ihr Gottes eingeborner Sohn selbst, Jesus Christus, den Glauben an Gott den Vater, den Schöpfer Himmels und der Erde, und sieh da, welche Erscheinung! welch eine Freude, welch ein Jubel, welch ein Trost, welch eine Zustimmung von Millionen und Millionen Menschen auf der ganzen weiten Welt!

Die unverdorbene und natürliche Kindlichkeit in der Menschheit, ja selbst auch oft die verdorbene, hört nur die Verkündung jenes Glaubens-Satzes, erfaßt nur den Sinn jener Worte, und stimmt ihm bei; — alsogleich fühlt, empfindet, weiß sie auch in und

aus dem Glauben: Gott, der Vater, der allmächtige Schöpfer Himmels und der Erde, liebt auch die Welt und die Menschheit. Mit diesem Glauben an Gott den Vater ist der Glaube an seine Liebe so enge und wesentlich verbunden, daß beide nicht einmal recht getrennt werden können. Gott ein unendliches, vollkommenes Wesen sein, und nicht lieben? Gott, das höchste Gut, die Güte selbst sein, und nicht lieben? Gott der Schöpfer dieser Welt sein, und die Welt das Werk seiner Hände, und sie nicht lieben? Gott ein Vater sein, sich als Vater offenbaren, durch seinen Sohn lehren, daß wir Menschen ihn Vater nennen sollen; und uns nicht lieben? Welch widerliche Ungereimtheit! Das Kind wirft das mit Mühe aufgebaute Kartenhaus zusammen, weil es am Anblicke satt ist, und an des Hauses Einsturz sich ergötzen will; ist aber Gott ein Kind, und die Welt ein Kartenhaus? Ein Künstler zertrümmert das mit so viel Fleiß aufgeführte Kunstwerk, entweder, weil es gänzlich mißlungen ist, oder weil er selbst wahnsinnig geworden; kann aber auch Gott in eine solche Lage kommen? konnte ihm das Kunstwerk der Welt mißlingen?

Eine der ersten und ärgsten Verirrungen des Heidenthums war die Meinung, die Welt sei von Natur aus und durchaus böse, nicht ein guter Gott, sondern ein böser Geist habe sie in Rache und Zorn, in Bosheit und feindseliger Gesinnung gebildet. Sicherlich bestand dieser grobe Irrthum im Oriente schon zu Moysis Zeiten, und vielleicht mit Rücksicht auf diese verderbliche, heidnische Ansicht setzt Moyses in seiner Beschreibung der Weltschöpfung über das Werk eines jeden Tages hinzu: Und Gott sah, daß es gut war. Es ist aber klar, daß Gott in diesem Falle auch ein Wohlgefallen, eine Freude an seinem Werke haben mußte, eben weil dieses gut war. Steigen wir bis zum Menschen empor, den Gott nach seinem Bilde, nach seinem Gleichnisse schuf, ist es nun denkbar, daß Gott an seinem eigenen Ebenbilde kein Wohlgefallen, keine Freude gehabt habe, und auch jetzt noch nicht habe? Ist es denkbar, daß Gott gleichsam in einen Spiegel schaue, und vor seinem eigenen Abbilde erschrecke, sich unwillig abwende und es hasse? Ich habe schon vorher gezeigt, daß die Schöpfung auf der Liebe Gottes, auf seinem Wohlgefallen und Willen wie auf einem Fundamente ruhe, und daß sie ohne diese Liebe augenblick-

lich in das Nichts zurückkehren würde, da sie aus sich allein keine Kraft zum Bestehen hat; nun aber besteht die Welt, und besteht wohl schon bei sechs tausend Jahre lang; wahrlich nicht bloß jedes Säkulum und jedes Jahr, auch jeder Tag, jede Stunde, jede Minute, Sekunde und jeder Augenblick ist ein Beweis, ein Denkmal, eine deutliche Spur der fortdauernden Liebe Gottes zu seiner Schöpfung.

Zum Herrn der niedern Schöpfung ward der freigeschaffene Mensch aufgestellt, und an dessen freie Selbstbestimmung für das Gute oder das Böse ward nicht bloß seine eigene Zukunft, sein eigenes Schicksal geknüpft, sondern auch das der ihm unterworfenen, niedern Schöpfung, der Erde. Gott selbst gab den ersten Menschen das Gebot und Verbot der Prüfung und Probe, und drohte ihm für die Uebertretung des Gebotes einen doppelten Tod, einen geistigen und leiblichen, der wohl auch den Tod der irdischen Natur nach sich hätte ziehen sollen. Was geschah? der Mensch sündigte; aber dennoch hat Gott die Welt so sehr geliebt, und lieb behalten, daß er weder den Menschen noch die Erde vernichtete, sondern beide nur, ich möchte sagen, sehr leicht und gelinde strafte. Es kam eine spätere Zeit, zu welcher das Menschengeschlecht durch einen gräßlichen Brudermord die Einleitung gemacht; es kamen Tage, in denen der Menschen Bosheit groß war auf Erden, und alles Dichten ihres Herzens immerdar zum Bösen gerichtet; Tage, in denen es, nach menschlicher Vorstellung zu reden, Gott reuete, daß er den Menschen gemacht auf Erden, und ihm innerlich leid that, weil die Erde mit Ungerechtigkeit erfüllet war, so daß der Herr den schrecklichen Entschluß faßte, den Menschen mit dem Vieh, Gewürm und den Vögeln des Himmels zu vertilgen. Was geschah? Das Ende alles Fleisches kam wirklich, die Sündfluth, eine allgemeine Erdüberschwemmung brach wirklich herein; aber dennoch hat Gott die Welt so sehr geliebt und lieb behalten, daß er weder das ganze Menschengeschlecht, noch die ganze Thierwelt, noch die Erde selbst vernichtete, sondern sie alle nur väterlich strafte und züchtigte; darnach schloß Gott sogar einen Bund des Friedens mit dem Menschen, und setzte als Zeichen des Bundes den Regenbogen in die Wolken. Wieder kam eine spätere Zeit, und seit der Verwirrung der Sprachen und Geister am Thurmbau von

Babel und der darauf erfolgten Zerstreuung der Menschen begann ein Heidenthum, eine Abgötterei und Lasterhaftigkeit zu wuchern, so daß Gott seinen Auserwählten, den Abraham aus der Mitte dieser Verdorbenheit herausführen mußte, um ihn zu erhalten; so daß Gott in Sodoma und Gomorrha und der ganzen dazu gehörigen Landschaft nicht mehr zehn Gerechte fand, und an der schrecklichen Bestrafung derselben durch Feuer gleichsam ein Beispiel aufstellen mußte; allein immer noch hat Gott die Welt so sehr geliebt und lieb behalten, daß er sie im Allgemeinen verschonte, ihr fortan sogar unzählige Wohlthaten erwies, und mit Abraham auch noch einen Bund schloß, um einst aus seinen Nachkommen einen Retter der Menschheit hervorgehen zu lassen.

Welch eine Liebe offenbarte Gott nicht an dem israelitischen Volke? an einem Volke, von dem man bald sagen könnte, daß alle Wohlthaten Gottes an ihm verschwendet und unnütz vergeudet waren. Ich erinnere nur an die Befreiung der Israeliten aus Aegypten, an die Wunder Moyses, an den merkwürdigen Zug durch die Wüste, an die Gesetzgebung auf Sinai, an die Einnahme des gelobten Landes, an die Befreiungen aus den Händen der Feinde, an die Stärke der Richter, an die Macht mehrerer Könige, an den Glanz und die Heiligkeit der Propheten, an die ununterbrochenen Offenbarungen und Verheißungen, an die Kostbarkeit des Tempels von Jerusalem und der Bundeslade u. s. w.; und was that das israelitische Volk? welchen Dank zeigte es gegen diese Liebe Gottes? Nach den Fleischtöpfen Aegyptens sehnte es sich zurück, in Lastern der Unmäßigkeit wälzte es sich, ein goldenes Kalb betete es an, und tanzte um dasselbe, dem Laster der Unzucht gab es sich hin, die abscheulichste Abgötterei trieb es, die Propheten mordete es fast vom ersten bis zum letzten; — der sanftmüthigste, geduldigste Mensch würde über ein solches Volk in Wuth entbrennen, und es zu vernichten suchen; aber Gott der Herr über Himmel und Erde erbarmte sich immer wieder über dasselbe, nannte es wieder sein Volk, und sich dessen Gott, schenkte ihm immer wieder neue Wohlthaten, und ertrug es so über zwei Tausend Jahre lang; ist das kein Beweis der Liebe Gottes?

Jedoch es heißt: Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn hingab. Das Verderben der Menschheit

war nämlich im Laufe der Zeit größer und größer geworden, das Heidenthum immer tiefer gesunken, und nun auch das Judenthum gänzlich herabgekommen; auf den vollendeten moralischen Schiffbruch und Untergang sollte sich wie von selbst auch der sociale und physische knüpfen, und Gott hätte diese Welt nur sich selbst überlassen dürfen, sie wäre verloren gewesen. Keines Menschen Macht war mehr im Stande, ausreichende Hilfe zu bringen, und alle Mittel der Weisheit, der Wissenschaft, der Kunst, der Macht waren versucht und eitel erfunden worden; alle Engel im Himmel hätten nicht vermocht, das Verderben und Elend vom Grunde aus zu heben und zu entfernen; es handelte sich bei der Welt und der Menschheit nur mehr um Sein und Nichtsein, und Hilfe konnte nur Gott allein und Gott selbst bringen. Aber, großer Gott! Deine Liebe zur Welt und Menschheit muß ja jetzt erschöpft sein! Fast getrauen wir uns nicht mehr, dich auch nur noch einmal um Liebe, Erbarmen und Hülfe anzurufen! — O Wunder! noch ist die Liebe nicht erschöpft! und noch dreimal größeres Wunder! gerade jetzt ist die Liebe Gottes am größten! denn also hat er die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn hingab. Der eingeborne, ewige Sohn Gottes selbst verließ jetzt den Himmel, kam auf Erden herab, nahm Knechtes Gestalt an, wurde aus Maria der Jungfrau geboren, wandelte drei und dreißig Jahre unter den Menschen, litt unter Pontius Pilatus, wurde schmählich gekreuzigt, und starb — Alles aus Liebe für die Welt, um sie zu erlösen. So sehr hat also Gott die Welt geliebt.

Und welche Zunge vermöchte nun all die einzelnen Liebes-Werke und Liebesgaben Gottes in und seit der Erlösung aufzuzählen? All die tausendfachen Gnaden und Wohlthaten zu allen Zeiten und für alle Menschen? — Aber die Heiden werden doch vor Gott verworfen geblieben sein? O nein, auch die Heiden nicht; nein, sagt der liebevolle Heiland, ich habe auch noch andere Schafe, die nicht aus diesem Schafstalle (Israels) sind, auch diese muß ich herbeiführen, und es wird Eine Heerde, Ein Schafstall und Ein Hirt sein; — gehet hinaus auf die Kreuzstraßen und Zäune, rufet und führet sie herein, damit mein Haus und meine Tafel voll werde. — Aber Amerika, dieser Erdtheil, noch nicht seit 400 Jahren bekannt, wird doch von der Liebe Gottes ausgeschlossen

geblieben sein; ihr, m. Th., die ihr mitunter ohne besondere Noth euer altes Vaterland, euer schönes Deutschland verlassen, die ihr mitunter ohne Noth euren Kirchen, euren Schulen, euren Priestern, euren Christenlehren, euren Predigtstühlen, euren Taufsteinen, euren Beichtstühlen, euren Altären und Kommunion-Tischen den Rücken gekehrt, — ihr werdet vielleicht in diesem wilden Lande von der Liebe Gottes bei Seite gesetzt und vergessen sein, — und wahrlich: ihr könntet euch nicht beschweren, nicht beklagen! — Wieder nein! Ihr seid ja die verlornen Söhne, die verirrten Schafe, die verlornen Groschen! Seid denn auch ihr nicht aufgegeben von der Liebe Gottes? Nein; nein! Mein Gott! mein Heiland! welche Liebe! da ist eure Kirche; daneben hier die christkatholische Schule für eure Kinder; da sind mehr als Ein Priester, da ist Kanzel, dort Altar, dort Taufstein, hier Beichtstuhl, dort Kommuniontisch; jeden Sonn- und Festtag feierlicher Gottesdienst, jeden Tag hl. Messen, und dazu euer tägliches Brod, euer Verdienst, euer Vermögen, eure Häuser, eure Kinder! Mein Gott, welche Liebe! Und wenn es noch hie und da mangelt an Priestern, hier, hier hat der Herr in seiner Liebe wieder einen Priester gesendet, und mir werden noch mehr folgen.

Nun so versuche es denn auch jetzt noch, o kleingläubiger Mensch, an Gottesliebe zur Welt, zur Menschheit, zu einem Jeden aus uns und so auch zu dir zu zweifeln! Versuche es noch einmal, Beweise für Gottes Liebe zu verlangen! Siehst du dort durch das Fenster das Tagesgestirn, die Sonne am wolkenlosen Himmel, willst du noch einen Beweis dafür? Erblickst du die Sonne nicht deutlich genug? Ich sehe sie auch; aber wisse: mit den Augen meines Glaubens, meines Geistes und meiner Erfahrung sehe ich die himmlische Sonne der göttlichen Liebe noch viel bestimmter und unzweifelhafter, als ich mit meinen leiblichen Augen diese natürliche Sonne sehe.

Ist aber auch nun euer Glaube an Gottesliebe und eure Ueberzeugung noch so fest geworden, Eines möchte vielleicht doch noch übrig bleiben, nämlich ein Bedenken, wie denn die Uebel dieser Welt mit Gottes Liebe in Einklang zu bringen seien. Die Uebel dieser Welt, dieses Lebens, sagt man, und meint leibliche und geistige Uebel; man nennt Hitze und Kälte, Hunger und

Dürst, harte Arbeit, Noth und Armuth, Krankheit und Tod; man nennt Verfolgung durch Feinde, Kreuz und Elend in den Ehen, Verdruß und Kümmerniß mit Kindern, Beleidigungen und Verläumdungen durch Mitmenschen, Bedrückung und Ungerechtigkeiten aller Art; man nennt Krieg, Theuerung, Hunger, Pest; man nennt endlich auch Gebrechen und Schwachheiten, Fehler und Sünden und vor Allem die stete Gefahr des Unterganges, der Verdammniß. M. Th. ich will nicht läugnen, daß man diese Dinge Uebel nennt und nennen kann, und daß diese sogenannten Uebel in der reichsten Fülle vorhanden seien, ja daß sie ein ungeheures Meer bilden, auf dem ihr alle schiffet, und auch ich selbst mit euch. Aber nur diese Frage bleibt: Widersprechen diese sogenannten Uebel der Liebe Gottes zu uns? Und ich antworte: Nein.

Ich habe ein Buch gelesen, und habe es zweimal und dreimal gelesen und Manches darin zehnmal, und so oft ich an dieses Buch und seinen Inhalt denke, bricht in mir eine heilige Begeisterung und Freude hervor, und es kehrt ein mächtiger Trost in meinem Herzen ein; denn dort ist in einer fast wunderbaren Weise von der Vorsehung Gottes und den sogenannten Uebeln dieser Welt gehandelt. Was ich dort gelesen und was ich auch anders woher gesammelt, und wie ich selbst es überdacht und gefunden oder gleichsam verdaut, so will ich es auch wieder geben.

Vor Allem müßt ihr, m. Gel., darauf sehen und achten und davon nie abgehen, daß die sogenannten Uebel dieses Lebens niemals Zwecke, niemals des Menschen Ziel und Ende selbst seien, sondern bloß Mittel und Wege zu unserm wahren Ziele und Ende; mit andern Worten kann und muß ich sagen: Du Kranker! bist nicht krank, um krank zu sein, sondern um durch die Krankheit selig zu werden; du Armer, bist nicht zur Armuth allein da, sondern nur, um durch die Armuth selig zu werden. Diese Verfolgungen von uns Katholiken sind nicht da, bloß damit wir dadurch in steter Angst und Pein seien, sondern damit wir dadurch nur um so fester unsern Glauben bekennen, um so treuer darnach leben, und mit um so mehr Verdiensten selig werden. So angesehen, bekommen die sogenannten Uebel ein ganz anders Aussehen, und es wird euch nun schon nicht mehr so sehr vor ihnen grauen.

Von diesem Standpunkte aus kann man ja mit aller Bestimmtheit sagen: Was man gewöhnlich Uebel nennt, ist gar kein Uebel, und es gibt überhaupt nur ein einziges Uebel, nämlich die Verdammniß. Ich will einige Beispiele heranziehen. Manche sind alsbald bei der Hand, und nennen harte Arbeit auch ein Uebel; aber wie! laß sie einmal ein Jahr lang arbeiten, und keinen Lohn dafür bekommen, oder laß sie gar keine Arbeit finden, dann werden sie sogleich ausrufen: O, ist die Arbeit noch so hart, sie ist gut, sie ist eine Wohlthat, wenn man nur eine Arbeit und einen Lohn dafür bekömmt! die meisten Leute nennen die Armuth ein Uebel. Ich lernte eine sehr arme, fleißige, brave Familie kennen, nur wünschte sie aus allen Kräften, vermöglich, reich zu werden, und der Vater setzte daher jeden Kreuzer in die Lotterie. Nach einiger Zeit gewann der Vater mehrere Tausend Gulden, und die Familie war nach ihrem Begriffe reich; aber jetzt wurde der Mann ein Branntweintrinker, Mutter und Kinder wurden auch verdorben. An einem Morgen sagte mir der Vater auf der Straße: Hochwürden, wäre ich arm geblieben, so wäre ich ein braver Mann, so aber geh' ich mit Leib und Seele zu Grunde. Am nächsten Abend vertrank er die letzten Groschen, und um Mitternacht in der Betrunkenheit nach Hause gehend ertrank er im Flusse. Wie viel Tausend Menschen sind durch die Krankheiten gebessert worden, wie viele sogar heilig geworden; war da die Krankheit ein Uebel? Es ist dir ein Sohn gestorben, der Herr über Leben und Tod, der die Zukunft des Menschen genau kennt, hat ihn zu sich genommen, damit dessen unschuldiger Sinn nicht verkehrt werde und er nicht verloren gehe; ist dieser Tod ein Uebel? Eine Stadt ist so sehr in Luxus, Ausschweifungen und Laster versunken, daß, wenn es so fortdauert, es wie in Sodoma wird, nimmer zehn Gerechte darin sind. Nun bricht die Cholera-Krankheit aus, man sieht auf den Straßen nur Leichen tragen, ein Zehntel, vielleicht ein Sechstel stirbt; da verbreitet sich heilsamer Schrecken, man eilt in die Kirchen, man beichtet wieder, man bekehrt sich, die übrig bleibende Bevölkerung wird wieder christlich; war die Cholera ein Uebel? Den Offenbarungen Gottes gemäß ist die Seligkeit eine Krone, diese wird nur durch einen Sieg erworben, der Sieg nur durch geistigen und leiblichen Kampf gewonnen; sind nun

diese steten Kämpfe des Lebens, des äußern und innern, Uebel? M. Gel., noch mehr, und staunet nur darüber! sogar die Sünde kann in Bezug auf einen ewigen Zweck des Seelenheiles aufhören ein Uebel zu sein; ein Stolzer z. B. würde sich durch kein anderes Mittel demüthigen und bekehren lassen, als nur noch dadurch, daß ihn Gott in eine große Sünde fallen läßt; diese bringt ihn zur Besinnung, er bekehrt sich, und wird selig, die Sünde ist an und für sich immer ein Uebel, aber ist sie hier in Hinsicht auf die Seligkeit auch noch ein Uebel?

Bei den Vorkommen dieser sogenannten Uebel hängt auch sehr viel davon ab, wie wir uns die Sache vorstellen, und wie wir sie sodann hinnehmen. Jetzt in diesem Augenblicke stellest du dir vor, welch ein schreckliches Uebel es wäre, wenn dir ein Arm abgenommen würde; aber morgen empfindest du Schmerzen an demselben, und schnell rufest du einen um den andern Arzt; diese erklären einstimmig, wenn du nicht schnell den Arm abnehmen lassest, ist dein Leben hin; und jetzt wird dir in der Regel das Armabnehmen eine Wohlthat. Einem zum Tode Verurtheilten wird noch Begnadigung zu Theil; aber es wird von Gott in diesem Augenblicke geoffenbart, sterben werde er jetzt selig, später aber unglückselig; wird er nicht auf den Knieen bitten, man möge ihm doch die Wohlthat der Hinrichtung zu Theil werden lassen? Fragen wir, warum denn so vielen Menschen diese sogenannten Uebel als wirkliche Uebel erscheinen, so muß ich antworten: weil diese Menschen nur auf dieses sogenannte Uebel allein schauen, und nicht auf den Zweck desselben, auf das Ziel und Ende, und es daher nicht recht gebrauchen. Auf einem Tische liegt ein offenes Messer, daneben ein Laib Brod. Nimm das Messer fest bei der Klinge, so wirst du dich in die Hand schneiden, und das Messer voll Wuth wegwerfen; ein Anderer nimmt es bei dem Hefte, und schneidet sich ein wohlschmeckendes Stück Brod damit herab; dieser küßt das Messer voll Freude.

Nach den heiligen Offenbarungen Gottes sind die sogenannten Uebel dieses Lebens nur Heilmittel der göttlichen Vorsehung und Liebe, für die Einen Prüfungen, für die Andern Strafen, aber immer heilsam, wenn sie nur dazu benützt werden; ja man kann sagen: Die Liebe Gottes zeigt sich eben so glänzend in den Gaben

der Bitterkeit wie in denen der Süssigkeit. Nehmen wir nur die Welt, wie sie jetzt nach dem Sündenfalle ist; die Sünde kann nicht anders getilgt werden, als durch Strafe und Buße; die Tugend und Seligkeit kann unmöglich anders erreicht werden, als durch Leiden und Kämpfe; eine Nachfolge Jesu kann durchaus nicht anders gemacht werden als auf dem Wege der Selbstverläugnung, der Kreuzübernahme, des Leidens. Der Gerechte muß geprüft werden, wie das Gold im Feuerofen; diejenigen, die fromm leben, müssen Verfolgungen ausstehen; mußte denn nicht selbst Christus Alles leiden, und so in seine Herrlichkeit eingehen? Ist solches am grünen Holze geschehen, soll es denn dem dürren besser ergehen? Ist denn der Knecht mehr, als der Herr, und der Schüler mehr als der Meister? Irren wir uns doch nicht, es kann ja nicht anders sein, es besteht keine andere Einrichtung und Ordnung. Es führt nur ein Kreuzweg zum Kreuzestod und nur ein Kreuzestod zur seligen Auferstehung.

Mein geliebter Bruder, geliebte Schwester! trifft dich was immer, und ist es noch so hart und bitter, denke daran, daß du krank bist, und wieder gesund werden willst für Zeit und Ewigkeit; sieh die Liebe Gottes reicht dir eine Medizin, ein Heilmittel; und ist denn dieß keine Liebe, kein Heilmittel! Stoß doch die Arznei deines Gottes nicht von dir, die Liebe hat sie ja bereitet; sie ist ja kein Uebel, sondern eine Wohlthat! Im Glauben an die göttliche Liebe und in deiner Gegenliebe wirst du diese Wohlthat sehen und erkennen, und es wird dir Alles zum Besten gereichen. Ja, wäre die Welt nicht sündig geworden, dann wäre sie ein Paradies, und die Freuden des Paradieses wären eine Krone aus Rosen geflochten von der göttlichen Liebe; nun aber die Welt sündig ist, ist sie ein Exil, eine Fremde, ein Verbannungsort, und ihre Leiden sind eine Dornenkrone, aber auch geflochten von göttlicher Liebe; wir aber werden durch die rechte Benützung dieser Dornenkrone der Verbannung sicher zu einer höhern Seligkeit gelangen, als die Menschen durch das Tragen jener Rosenkrone des Paradieses gekommen wären.

Könnte ich alle Heiligen und Seligen vom Himmel herabrufen, welch eine Lobrede würde jeder halten auf die Leiden dieser Erde, welche der kurzsichtige Weltmensch so gerne Uebel und Un-

glück nennt! Wenn ich noch länger leben möchte, rief die hl. Theresia bei ihrem Sterben, so möchte ich es bloß, um noch länger leiden zu können. Christliche Schwester, fragte ich eine alte, kranke Mutter, der ein Krebsgeschwür schon das ganze Gesicht weggefressen hatte, und die darum Unsägliches litt, — christliche Schwester, soll ich nicht Gott bitten, daß er dich von deinen Leiden befreie? Ach nein, Herr, rief sie erschrocken mir zu: nein, Herr, nur das nicht, Sie würden mir ja den Weg zum Himmel nehmen. Mein Gott, mir drang ein Stich der Rührung und Erbauung ins Herz, und meine Augen wurden voll Wasser, ich schämte mich fast, vor einer solchen Christin zu stehen, als ich diese Worte hörte.

Wen ich liebe, den züchtige ich, ruft Gott selbst im alten Testamente. O meine Gel., küssen wir doch die Zuchtruthe Gottes, umarmen wir das Kreuz Jesu! Jubeln wir doch, wenn wir nur leiden dürfen! Es ist das erste Zeichen göttlicher Liebe, der Siegelbrief unserer Auserwählung. Im Kreuze ist Heil, im Kreuz und Leiden ist Christus Jesus selbst, beide sind von Gottes Liebe uns gegeben. So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn hingab; aber dieser eingeborne Sohn ist für uns ein blutschwitzender, ein mit Dornen gekrönter, gegeißelter, das schwere Kreuz tragender, und gekreuzigter geworden, und hat uns ein Beispiel hinterlassen, daß wir in seine Fußstapfen eintreten, und ihm nachfolgen sollen.

Also auf denn, m. Th., erkennen wir doch Gottesliebe in den Gaben seiner Beseligung und ebenso in denen seiner Züchtigungen! Kein Zagen, kein Zweifeln, kein Murren mehr! Mein Gott, du bist unser Vater, ein Vater der Liebe! dein Sohn am Kreuze ist das Zeichen, der Beweis! wir wollen deine Kinder sein, in Glaube und Liebe, und darin leben, leiden und sterben. Amen.

Predigt

für den VIII. Sonntag nach Pfingsten in der St. Marien-Kirche zu Milwaukee im Staate Wiskonsin

am 3. August 1851.

Gott — der reiche Mann; der Mensch — sein Verwalter.

Vorspr.: „Es war ein reicher Mann, der hatte einen Verwalter." Luc. XVI. 1.

Eins oder Zwei! Das Evangelium aber sagt: Zwei; ein reicher Mann und sein Verwalter. Dem entgegen ruft die Welt: Eins; nämlich: kein reicher Mann da oben, kein Verwalter da unten, sondern der Mensch selbst soll der reiche Mann sein. Die Welt also will die Stellung des Menschen als Verwalter läugnen, will Gott, als den reichen Mann beseitigen, und an dessen Platz den Menschen als reichen Mann setzen. Und in der That: Niemand wird leichter ein praktischer oder sogar theoretischer Gottesläugner, als der stolze reiche Mann; darum sagt Christus: Leichter geht ein Kameel durch ein Nadelöhr, als ein Reicher in das Himmelreich eingeht.

Man hat nicht nöthig, lange Zeit in diesem Lande der Vermögens-Spekulationen und der Geldsucht zu sein; wenn man nur die Augen offen behält, so wird man in kurzem bemerken, daß hier als herrschender Wind das Verlangen ein reicher Mann zu werden oder zu sein, durch die Geister wehe, und dieser eiskalte

Wind macht bald das Licht des lebendigen Glaubens, und das Feuer der Liebe zu Gott erlöschen; das Herz erstarrt, der Geist gefriert. Wie eine Eisscholle im Fluße zur Winterzeit treibt es den Menschen dahin, und immer mehr Wasser setzt sich gefroren an den kalten, todten Klumpen, bis dieser irgendwo in die Enge geräth und selbst sitzen bleibt; wo der Baum hinfällt, heißt es in der hl. Schrift, da bleibt er liegen. Das ist die kurze Beschreibung des Zustandes und die gedrängte Geschichte des Lebens hiesiger Mode-Menschen.

Gott sei Dank, daß dieses Landesübel und Menschen-Elend, das noch ärger als ein Starrkrampf ist, den Deutschen nicht so leicht erfaßt, als seine längst von ihm geschiedenen, durch Sprachen und Sitten getrennten Brüder; des deutschen Gemüthes Wasser sind zu tief, klar und quellenhaft frisch, als daß sie so leicht zu Eis gefrieren könnten; zudem scheint auf sie eine wärmere Sonne, und sendet die Strahlen des Glaubens, der Liebe und Frömmigkeit auf sie herab, so daß sie nicht so bald erstarren. M. Th. kaum habe ich erst mein Wirken dahier begonnen, und heute stehe ich das erstemal vor euch; kann ich mithelfen, daß eure guten deutschen Gemüther und Herzen nicht erkalten, sondern fortan empfänglich bleiben für die göttlichen Gaben und Wohlthaten der Gnade und des Segens, — ja, dann werde ich im Tode noch den schweren Entschluß, das Vaterland zu verlassen, und zu euch zu kommen, preisen müssen.

Wie jedes Gebäude sein Fundament, jeder Baum seinen Wurzelstock, und selbst jeder Mensch seinen festen Standpunkt hat, so müssen auch praktische Lebens-Wahrheiten ihre Grundlage, ihre Quelle haben, aus der sie den Anfang nehmen, und worauf sie sich auch wieder zurückbeziehen. Die Hauptgrundlage aber bleibt immer eine gewisse Glaubenslehre, deren Gegenstand von Gott selbst uns, zu unserm Heile mitgetheilt oder geoffenbart ist, und die wir sofort bereitwillig und dankbar annehmen müssen, um darauf unser Lebens-Gebäude zu erbauen. Das heutige Evangelium bringt uns eine solche Fundamental-Wahrheit; mit Freude greife ich darnach, um sie euch gleichsam als Bauplatz anzubieten. „Ein reicher Mann," heißt es nämlich im Evangelium, „hatte einen Verwalter." Da seht nur diese so einfachen, selbst für jedes Kind

so leicht verständlichen Worte! und doch liegt in ihnen eine große, geheimnißvolle, überaus wichtige Grund-Wahrheit, denn der reiche Mann ist Gott, der Verwalter ist der Mensch. Ihr seht, es ergeben sich also drei Sätze: 1) Es gibt einen Gott; 2) Gott ist der Welt gegenüber der reiche Mann; 3) der Mensch ist Gott gegenüber nur ein Verwalter.

Ich glaube nicht, euch, m. Gel., erst bitten zu müssen um eure Geduld und Aufmerksamkeit, denn ich nehme an: wer in diesem Lande der Freiheit, ich muß vielmehr sagen, der Willkühr noch in eine Kirche, in Amt und Predigt geht, dem ist gewiß ernst, der wird gewiß von selbst gerne hören, was Gottes Geist durch seine Diener ihm verkündet. Ich beginne im Namen Jesu, des Gekreuzigten.

Gibt es denn einen Gott, ein unendliches, höchstes Gut, einen Schöpfer Himmels und der Erde?

Man erzählt von einem namhaften griechischen Philosophen, der gerne ein Atheist, ein Gottesläugner gewesen wäre, und deßwegen fortwährend in den gewaltigsten Geistes-Anstrengungen arbeitete, dachte und suchte, wie er denn Beweise finden möchte, daß es keinen Gott gebe. Gewöhnlich ging er bei dieser kopfbrecherischen Arbeit am Meeresufer auf und ab; nun glaubte er von Zeit zu Zeit einen Beweis für das Nichtsein Gottes gefunden zu haben; aber prüfte er das Gefundene genauer, so sah er, daß es nichts war, als Täuschung, nichts als eine Seifenblase; zuletzt stürzte er sich in Verzweiflung vom Felsen hinab ins Meer und ertrank. Diese Geschichte, dieses Beispiel scheint nicht ohne Wirkung geblieben zu sein, denn so viel ich weiß, hat seitdem kein Philosoph, kein Weisheit und Wahrheit liebender Geistesmann noch einmal ernstlich versucht, das Sein Gottes gänzlich zu läugnen, noch viel weniger hat sich ein Philosoph aus Verzweiflung darüber, daß er keine stichhaltigen Beweise für das Nichtsein Gottes zu finden vermochte, ertränkt; Thoren und Narren aber, die hie und da Gott läugnen wollen, ersäufen sich nicht so bald, sie haben den Muth nicht dazu.

Wirklich hat schon vor mehr als 2000 Jahren der hl. Geist selbst aus dem Munde eines alttestamentlichen Propheten erklärt: Der Thor spricht in seinem Herzen: es ist kein Gott! — der Thor heißt es also, insipiens, wie es in dem authentischen lateinischen

Texte lautet, das ist also einer, der nicht weise ist, oder noch genauer, der nicht mehr versteht, unterscheidet, begreift, der, wie wir in der gemeinen Volkssprache uns ausdrücken würden, nicht mehr fünf zählen kann, bei dem es da oben „rappelt". Also ein solcher spricht in seinem Herzen, es ist kein Gott. Was aber wohl das bedeutet: Er spricht in seinen Herzen? Verstehet nämlich wohl, m. Th., daß ein dreifaches Sprechen möglich sei, ein Sprechen mit dem Munde und Herzen, wie gewöhnlich gescheide Leute reden; ferner ein Sprechen mit dem Munde allein, wozu man häufig sagt: der redet, und weiß selbst nicht was, er „plappert" nur; endlich ein Sprechen mit dem Herzen allein, und dieß nennt man in der Regel Sinnen, und sagt: der sinnt oder sinnirt nur, redet aber nichts. Nun verhält es sich aber zwischen diesem und dem obigen Ausspruche des hl. Geistes also: Wer mit Mund und Herz zugleich redet, der sagt nicht, daß kein Gott sei, denn er ist nicht so dumm, so thöricht; wer aber blos nur mit dem Munde sagt, es sei kein Gott, der ist nur ein Possenreißer und nicht werth, daß man auf ihn achte; schlüßlich wer im Herzen, bei seinem Sinnen sagt, es ist kein Gott, bei dem geht es nicht mehr recht zusammen, der ist ein Narr, ein Thor.

Nun, m. Th., einen Schritt weiter: Was liegt jetzt daran, wenn wirklich einige Thoren auf der Welt in ihren geisteskranken Herzen sagen: es ist kein Gott? Ginget ihr einmal an einem Irrenhaus, an einem Narrenhaus vorüber, und ein paar Bewohner der traurigen Anstalt würden zu euch herausrufen: He da, wißt ihr schon? es gibt keinen Gott! Ihr alle würdet eben lachen und zugleich Mitleid mit solchen Narren haben; das ist das Einzige, was man noch mit Vernunft thun kann. Was liegt ferner daran, wenn einige Possenreißer uns zurufen: es gibt keinen Gott! Wäret ihr bei einer Komödie, einem Lust- oder Spektakelstück, und es würde da der sogenannte „Hanswurst" ausschreien: es ist kein Gott! aber sogleich leise sprechend dazu setzen: ich glaub' aber schon an einen Gott! Ihr müßtet ja entweder hell auflachen, oder über ein so dummes Gewäsche ganz ärgerlich werden.

Aber setzen wir den Fall, es kämen Tausend blinde Menschen, die aber sonst sehr verständig sein mögen, vor uns zusammen, und riefen uns am hellen Mittage bei wolkenlosem Himmel zu: Leute, seid doch nicht so unvernünftig, zu glauben, daß eine Sonne

da sei! es gibt keine Sonne, denn wir sehen keine. Oder es kämen gar Tausend sehende Menschen, und riefen um Mitternacht: Es ist keine Sonne, weil wir keine sehen! Was würden wir denn mit diesen Wahnsinnigen anfangen?

Bei solchen Dingen muß man übrigens zweierlei unterscheiden, nämlich das Sein des Gegenstandes, und unsern Glauben an dieses Sein; das erstere ist ganz und gar unabhängig von dem letztern, d. h. wenn ein Gott ist, so ist er, ob einer, oder hundert, oder eine Million, oder alle Menschen der ganzen Welt daran glauben oder nicht daran glauben. Ich bin da, und stehe hier vor euch auf der Kanzel, und dieß bleibt wahr, wenn auch alle Leute in Europa draußen glauben, und alle Zeitungen schreiben, ich sei auf dem Meere zu Grunde gegangen. Thun doch oft die sogenannten Gotteslängner so dick damit, als sei jetzt sogleich kein Gott mehr, weil sie sagen: es ist kein Gott! das ist ja so verstandeslos, daß man, ich weiß nicht, darüber lachen oder weinen soll. Das, was wir glauben, machen und erschaffen wir doch nicht erst durch unsern Glauben, sondern es ist schon zuerst da; umgekehrt können wir das, was ist, und was wir nur nicht glauben, nicht durch unsere Ungläubigkeit vernichten. Du dreifacher Thor, der Du mit deinem eben so albernen als frechen Munde sprichst: es ist kein Gott! meinst du denn, jetzt sei er auch sogleich von dem Throne seiner Majestät herabgefallen, und sei gänzlich hin und vernichtet?

Freilich stellt sich nun die zweite Frage etwas anders, nämlich: ist unser Glaube an das Sein eines Gottes ein wahrer oder falscher? oder mit andern Worten: ist es glaubwürdig, haben wir Gründe genug dafür, daß ein Gott sei. Denn, m. Th., ich muß zugeben, daß ihr Erwachsene ohne Gründe nichts zu glauben brauchet, ja, daß ihr ohne Gründe gar nichts glauben sollet. Machen wir es so mit einander aus: wenn wir feste, zuverlässige, ausreichende Gründe für den Glauben an Gott finden, so wollen wir es glauben; finden wir solche Gründe nicht, so glauben wir nicht. Das ist nun, wie ihr seht, gewiß offen und redlich gesprochen.

M. Gel., ihr habt gewiß schon Mehreres gelesen und gehört über die Beweise und Beweisgründe für das Dasein, besser gesagt,

für das Sein Gottes; alle diese sogenannten Beweise haben ihren Werth, besonders vor gewissen Leuten, an gewissen Orten und zu gewissen Zeiten. Ich will indeß euch heute einen Beweisgrund bringen, von dem ich meine, er sei euch nicht so sehr bekannt. Also vernehmet meine Worte! So wie man von Gott redet, oder auch nur das Wort Gott ausspricht, so versteht jeder vernünftige Mensch, jeder Christ, jeder Jude, jeder Türke, und auch jeder vernünftige Heide darunter ein übernatürliches, geistiges, ewiges, unendliches Wesen, während man sich selbst als ein natürliches, zeitliches, endliches Wesen erkennt. Nun frage ich: wie hat denn der Mensch, ein natürliches, beschränktes, endliches Wesen, auch nur auf den Gedanken kommen können, es gäbe auch ein übernatürliches, ewiges und unendliches Wesen, einen Gott, wenn es eben keinen Gott gibt? Dieß ist rein unerklärlich, und zwar in einer zweifachen Hinsicht. Es gibt nämlich auch für die Geister, für das geistige Leben, Handeln und Denken, Gesetze, sowie für die Körper, und ein solches Gesetz ist: Eine Erkenntniß ist nur möglich bei einer vorausgehenden Unterscheidung. Ein Blinder z. B. kann nicht die Farben unterscheiden, also auch nie eine Farbe erkennen; ein Tauber kann nie die Tenor- und Baßstimme unterscheiden, also auch nie erkennen, was jede ist; wer niemals Wasser und Feuer gesehen, gefühlt, unterscheiden gelernt, wird niemals erkennen, was Wasser und was Feuer sei. Immer müssen wir zum Erkennen einen Gegensatz haben; wir würden z. B. nie erkannt haben oder erkennen, daß ein Körper und was ein Körper sei, wenn wir nicht einen Gegensatz zum Körper hätten, nämlich den Geist; wir würden niemals zur Erkenntniß gekommen sein, daß es Etwas gebe, wenn wir nicht dazu den Gegensatz des Nichts hätten. Nun steigen wir zu den höhern Dingen empor: Wir würden nichts von einer Zeit wissen, wir würden gar nicht zählen, gar nicht messen können, wenn es nicht auch einen Gegensatz, die Ewigkeit geben würde; wir würden gar nicht wissen, daß das, was uns umgibt, eine Natur sei, wenn nicht ihr gegenüber eine Uebernatur bestünde; wir hätten gar keine Ahnung, geschweige ein Wissen davon, daß wir Menschen endliche, unvollkommene Wesen wären, wenn nicht über uns ein unendlich, vollkommenes Wesen, ein Gott wäre.

Ferner ist jetzt noch unerklärt, wie wir denn wirklich zu der Unterscheidung des Endlichen und Unendlichen und zur Erkenntniß beider kommen konnten, denn hier ist es nicht wie bei zwei sinnlichen, natürlichen Gegenständen, die man neben einander stellen, vergleichen, und durch unsere Sinne unterscheiden kann. Schon bei der Unterscheidung von Leib und Seele oder von Körper und Geist fängt es an, daß die Seele, der Geist einem unsichtbaren Reiche angehört; wie kommen wir also zum Gedanken an einen Geist und zur Unterscheidung zwischen Geist und Körper? Nur dadurch, daß wir theils eine unmittelbare Kenntniß von dem Dasein unseres Geistes, unserer Seele haben, indem uns diese Kenntniß gleichsam von Natur aus, von unserer Geburt, von unserm ersten Anfange an eingedrückt ist, theils aber auch die Offenbarungen des Geistes, der Seele sehen. Hätte z. B. ein Mensch wirklich noch keine Ahnung von der Seele, dem Leben des Körpers, so soll er nur einen menschlichen Leichnam betrachten, und ihn von dem belebten Leibe unterscheiden, er wird jetzt sogleich bemerken, worin das Leben besteht, er wird aus den Offenbarungen der Seele sich überzeugen, daß es eine Seele gebe. So können wir endlich zu Gott selbst uns erheben und sagen: Theils haben wir von Gott ein unmittelbares, in uns eingedrücktes, uns angeschaffenes Bewußtsein, theils lernen wir sein Sein erkennen aus seinen Offenbarungen.

Aber noch Eines: drückt sich nicht der Mensch selbst dieses Bewußtsein von Gottes Sein ein? Schafft er sich nicht etwa durch eine Art von Aberglauben den Gedanken, die Idee von der Existenz eines unendlichen Wesens? Ist nicht am Ende das Ganze nur eine Hypothese? eine Voraussetzung, um manches Nachfolgende, Daseiende leichter erklären zu können? Antwort: unmöglich; denn nach allen Erfahrungen kann der Mensch aus eigenen Kräften sich nur Dinge aus dem Gebiete der Natur einbilden, durch die Phantasie schaffen, oder als Hypothesen aufstellen, aber niemals Dinge, die außer seiner Natur liegen, also übernatürlich, ewig, unendlich sind; denn könnte er auch dieses letztere, dann wäre folgerichtig das Uebernatürliche, Ewige, Unendliche niedriger als der Mensch, weil Gott von dem Menschen bemeistert, geschaffen und gesetzt würde, was ein offener Widerspruch ist. Der Mensch kann

sich nämlich einbilden, es gebe noch eine zweite Sonne, nur daß man sie nicht sieht, es gebe auf dem Monde, der Sonne und den Sternen auch Menschen, wie wir, denn das sind Dinge der Natur; allein ein Ding, das über und außer der Natur, vermag der Mensch nie und nimmer zu ersinnen, zu erdenken, zu erfinden. Leichter wäre es, mit den Händen den Mond zu erreichen und herunter zu reißen, leichter mit freien Augen den äußersten Stern, den jetzt die schärfsten astronomischen Fernröhre noch nicht finden, zu sehen, und selbst Menschen darauf zu entdecken, falls solche dort sind, leichter, auf eine Entfernung von 6000 Stunden noch einen blühenden Rosenstock zu riechen; allein von selbst einen Gott, der gänzlich außer unserer Sphäre sich befindet, den kein Auge von selbst sehen, kein Ohr von selbst hören, kein Herz von selbst fühlen, kein Sinn von selbst errathen, keine Zunge von selbst aussprechen kann, von selbst einen Gott zu erdenken, ist pur unmöglich. Weit eher wird ein Stein, ein gewöhnlicher Stein am Bache mich, wenn ich vorüber gehe, bei meinem Namen nennen, mit mir sich in ein Gespräch einlassen, mir seine Erfahrung mittheilen, als daß ich von selbst, aus eigenen Kräften Gott erdenke; denn sagt die hl. Schrift, Gott wohnt in einem unzugänglichen Lichte.

Und dennoch erkennen, ja sogar, wissen wir, daß es etwas Uebernatürliches, Ewiges, Unendliches, daß es einen Gott gebe, und wissen eben erst daraus und aus der Unterscheidung auch, daß wir selbst Menschen seien, und zur zeitlichen, endlichen Natur gehören! Woher also das? Es bleibt, wie ihr deutlich sehen müßt, nur mehr der einzige Weg zur Erklärung: Gott hat sich zu uns herniedergelassen, sein übernatürliches, ewiges, unendliches Wesen hat unsere endliche Natur berührt, und uns schon von unserm ersten Anfange an das Bewußtsein von Gott unmittelbar und unvertilgbar eingedrückt. Selbst die sogenannten positiven oder mit der Zeit gegebenen Offenbarungen Gottes würden für sich allein nichts beweisen, weil wir ohne das ursprüngliche Bewußtsein Gottes sie nicht verstünden, nicht wüßten, woher und von wem sie kommen, und was sie bedeuten; erst nachdem wir schon von vorneherein wissen, daß es einen ewigen und unendlichen Gott gebe, und dieser bereits am Anfange sich uns mitgetheilt, durch Einpflanzung der Idee von ihm, vermögen wir bei der fortdauernden,

außerordentlichen Nachhülfe und Gnade Gottes auch diese Offenbarungen zu erfassen.

Noch ein paar Beispiele: Ein Vogel kann, wie jeder weiß, von selbst unsern Namen nicht nennen oder aussprechen; würdest du aber nun im Walde draußen plötzlich von einem Vogel deinen Namen öfter und deutlich und unzweifelhaft laut aussprechen hören, so müßtest du nothwendig denken: Der Vogel hat meinen Namen früher gehört, er ist ihm gelernt worden, der Vogel war sicher in einem Käfig, und man hat ihm meinen Namen so oft vorgesprochen, bis er ihn nachgesprochen und gemerkt hat. Leichter aber erfindet ein Vogel deinen Namen von selbst, als daß du von selbst Gott erfindest. Kleine Kinder sprechen oft Sachen daher, so daß man staunt, und Alle rufen aus: das kann dieses Kind unmöglich von selbst wissen, es muß solches von Jemandem gehört haben, und in der That ist es in der Regel auch so. Leichter weiß aber ein einjähriges Kind aus eigenen Kräften, von selbst schon die ganze Welt-Geographie, alle Völker, Länder, Meere, Reiche, Gebirge, Flüsse, Städte mit allen Zahlen, und dazu die ganze Geschichte mit allen Daten, als der größte Weltweise von selbst Gott entdeckt und erfindet. — Und auch dieß ist merkwürdig: es ist im Grunde nicht einmal nöthig, daß allen Menschen auf der ganzen Welt und zu allen Zeiten die Idee Gottes unmittelbar eingedrückt sei, sondern wenn dieß nur bei einem einzigen Menschen der Fall wäre, so wäre das Sein Gottes schon genug begründet und bewiesen, denn Gott konnte ja in seiner Freiheit eben nur einen einzigen Menschen dazu auserwählt haben, so wie er es auch bei seinen Offenbarungen gethan; wenn ich nur noch mit einem einzigen Menschen rede, so ist es gewiß, daß ich noch lebe, und es ist nicht nöthig, daß ich mit allen Menschen der ganzen Welt rede.

Aus dieser vielleicht für viele aus euch, m. Gel., neuen, völlig unverfänglichen Darstellung müßt ihr nun ersehen, welch eine grandiose, haarsträubende Thorheit, Narrheit, Verrücktheit und Dummheit es sei, zu sagen: es ist kein Gott! Thiere, das Vieh, die Ochsen im Stalle wenn plötzlich reden könnten, sie würden sagen: wir wissen nicht, ob ein Gott sei, es kann ein Gott sein, oder auch nicht, wir wissen es eben nicht, weil er sich uns noch nicht mitgetheilt hat, weil wir die Idee von ihm in uns nicht einge-

drückt fühlen; so würden Thiere, Vieh, Ochsen reden; und der Mensch, der das Bewußtsein von Gott in sich trägt, immer fühlt, und davon gar nicht los werden kann, sagt rund heraus: Es ist kein Gott! Thiere, Vieh, Ochsen würden es ins Ungewisse setzen, ob ein Gott sei, und der Mensch ruft frech für gewiß aus: es ist kein Gott. Erbarmungswürdiger Atheist oder Gotteslängner! bedecke doch mit beiden Händen dein Gesicht, schäme dich vor andern Menschen, werde schamroth selbst vor dem Vieh; geh' hinaus, wenn du Gotteslängner bleiben willst, meide die Menschen, meide selbst die Thiere, du passest nicht mehr unter sie; such' einen Höllengeist auf, und laß dich von diesem belehren, er wird dir sagen: Ich Teufel glaube auch an einen Gott, aber ich zittere vor ihm, während die Menschen ihn anbeten und lieben. —

Gott aber, dieses übernatürliche, ewige, unendliche Wesen, dieses höchste, vollkommenste Gut ist, um in den Worten des evangelischen Gleichnisses zu reden, der reiche Mann. Dieß ist zum Theile schon aus der Idee Gottes selbst, aus unserm Begriffe von ihm, gewiß und möglichst deutlich. Von dem Größeren kann das Kleinere, von dem Mächtigeren das minder Mächtige umfaßt und beherrscht werden, und nicht umgekehrt; ein Kreis von drei Fuß Durchmesser kann nicht einen andern von sechs Fuß Durchmesser vollkommen in sich einschließen, wohl aber umgekehrt. So schon bei natürlichen Dingen unter sich; in dem Verhältnisse zwischen natürlichen und übernatürlichen ist das Gesagte in einem noch viel höhern Grade wahr; hier nämlich muß das Natürliche, Zeitliche, Endliche und Geschaffene von einem Uebernatürlichen, Ewigen, Unendlichen und Schaffenden umfaßt, besessen und beherrscht werden, denn es ist nicht anders möglich. Wohin will man denn die Natur stellen, wenn nicht unter die Uebernatur? wohin die Zeit, wenn nicht wie eine Insel mitten in das Meer der Ewigkeit? wohin die Endlichkeit, wenn nicht wie einen Punkt in die gränzenlose Ausdehnung der Unendlichkeit? das Endliche hat zu seinem Charakter, daß es ein Werden, ein Bestehen und ein Vergehen in sich schließe, sowie ferner, daß es sich diesen Charakter nicht selbst geben konnte, weil das über seine Kraft und seinen Begriff hinausliegt. Also ist das Endliche in seinem Werden, Bestehen und Vergehen ein Abhängiges von einem Andern, Entge-

gengesetzten, und dafür gibt es nur Eines, das Unendliche, Gott. Somit ist Gott der Schöpfer des Endlichen, der Welt, weil er ihr das Werden gab; ferner ist er der Herr der Welt, weil er ihr das Bestehen verleiht; endlich ist er auch der Richter der Welt, weil er über sie auch das Ende verhängen wird; Gott ist demnach der Herr, der Eigenthümer, Besitzer von Allem, was da ist, der reiche Mann.

M. Th.! Niemand lasse sich von bloßen Einfällen, von sogenannten Witzen und frivolen Reden erfassen, irre führen und täuschen. Die Welt kann nicht selbst ewig sein; wer eine solche Ewigkeit behauptet, spricht bloß eine Fabel aus, widerspricht sich selbst, und verräth sich als einen Thoren. Wäre die Welt ewig, dann wäre sie nicht Welt, nicht eine veränderliche, immer wechselnde, zeitliche, endliche Natur, sondern sie und wir Menschen mit ihr wären ein Gott, und wüßten gar nichts von einem Gott über uns, und gerade darum auch wieder nichts von einem Gott in uns und in der Welt. Weil die Welt endlich ist, eine Zeit hat und zählt, in einem Raume ist und ihn mißt, Veränderungen erleidet und sie beschreibt, so ist sie eben eine Welt, world, wie die englische Sprache sagt, und wie wir noch in deutschen Provinzialismen reden, worln', worunter wir das Emporwirbeln des Wassers aus einer tiefen Quelle verstehen, also etwas gleichsam aus einer tiefen Quelle Entsprungenes, Gewordenes; die Quelle aber ist die Ewigkeit, und der Schöpfer dieser Welt ist Gott. Die Welt kann auch nicht vollkommen frei, selbstständig und unabhängig geworden sein, nachdem sie Gott geschaffen hatte. Ein Künstler auf Erden kann ein geschnitztes Bild, etwa wenn es ihm nicht gefällt, auf die öffentliche Straße hinaus werfen, dann ist es frei von ihm, und jeder, der da will, kann es nach Belieben nehmen. Ein Vater kann seinen Sohn für frei und selbstständig und unabhängig erklären, und sich von ihm zurückziehen. Aber wohin sollte denn Gott die Welt werfen, daß sie nicht mehr auf seinem Eigenthume, in der von ihm beherrschten Ewigkeit, gleichsam auf seinen Händen ruhte, da er allgegenwärtig ist? Wie soll sich denn Gott von dem Menschen, seinem Sohne zurückziehen und diesen für unabhängig erklären können, da es keinen Punkt gibt, wo Gott nicht schon ist, und da Gott sich selbst doch nicht einschränken,

zurückziehen kann, weil er als Gott unendlich ist und bleiben muß? Auf der Erde, in irdischen Verhältnissen redet man oft von einem herrenlosen Gut; allein was ist dieses? Im Grunde gibt es kein herrenloses Gut, sondern man kennt blos den rechten Herrn und Eigenthümer nicht, und dieser kennt sein Gut nicht mehr. Meint denn Jemand, Gott sei so vergessen oder unwissend, daß er auch sein Gut nicht mehr kennt?

Was uns auf diese Weise schon die Vernunft sagt, weil wir es in unserm Innern gleichsam lesen, weil es uns mit der Idee Gottes ins Herz geschrieben ist, das stimmt vollkommen mit den gegebenen Offenbarungen Gottes überein; jede Offenbarung ist im Grunde ein Beweis, daß Gott der Herr dieser Welt sei, und die Geschichte zeigt uns eigentlich nur, was durch Gott unter Mitwirkung der Menschen oder bei der Widersetzlichkeit dieser geschehen ist. Diejenigen, welche dieses nicht zugeben wollen, haben nur den einzigen Ausweg, auf welchem sie annehmen, daß die vernunftlose Natur selbst, d. h. das Schicksal oder der Zufall Alles wirke. Darnach wäre also auch dies ein Zufall, daß seit Jahrtausenden all die Millionen der Himmelskörper, die Sonne, der Mond und die Sterne regelmäßig ihre Bahnen einhalten, sich nie verspäten oder verfrühen, nie abweichen, ferner daß auf der Erde regelmäßig die Jahreszeiten wechseln, in allen Dingen im Allgemeinen die größte Ordnung herrsche; es heißt dieß mit andern Worten: man beseitigt den unendlich gütigen, weisen Gott, und setzt den grausamen, blinden Zufall an dessen Stelle.

Die hl. Urkunden, welche die Aufzeichnungen über die Offenbarungen Gottes enthalten, denen die Autorität an der Stirne geschrieben steht, und aus denen der Geist Gottes in jeder Zeile weht, stellen uns Gott immer als den Herrn, den Regierer, den Eigenthümer dieser Welt, als den reichen Mann vor Augen. Der Mensch wird von Gott selbst unmittelbar geschaffen, sein Körper aus Erde gebildet, seine Seele ihm eingehaucht; ähnlich wird auch das erste Weib von Gott geschaffen. Hierauf wird der Garten des Paradieses von Gott gepflanzt, und der Mensch darein versetzt. Gott gibt Adam und Eva Anleitungen für ihr Leben, Gebote und Verbote, er stellt Belohnung und Strafe je nach dem Verhalten der Menschen in Aussicht, und geht mit dem ersten

Menschenpaare wie ein Vater mit Kindern um. Hierauf untersucht Gott den Sündenfall, straft Adam und Eva und Schlange, jedes eigens; er nimmt Antheil an den Opfern Kains und Abels, und hält Gericht über den Brudermord. Gott schreitet ferner in der Sündfluth ein, rettet Noah und dessen Familie, schließt mit ihm hernach einen Bund, straft den Cham, vereitelt den Thurmbau von Babel, beruft Abraham, zerstört Sodoma, geht mit Abraham, Isaak und Jakob um, spricht zu Moses und sendet ihn, und leitet nun gegen 1500 Jahre sein Volk Israel auf wunderbare Weise. In der Fülle der Zeit sendet Gott sogar seinen eingebornen Sohn, unsern Heiland und Erlöser Jesus Christus, und dieser trifft nun in seinem Reiche, wo ihm, wie er selbst sagt, alle Gewalt übergeben ist, im Himmel und auf Erden, die weitern Anstalten, gründet seine Kirche, sendet den hl. Geist, stellt die Apostel auf und ordnet alles Nöthige an, wozu er erklärte: Sieh' ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt.

Und da nun Gott die Herrschaft über die ganze Welt, über Himmel und Erde, und Alles, was geschaffen ist „besitzt und ausübt, und Alles und Jegliches ihm unterworfen ist, und ihm gehört, ist er da nicht der reiche Mann im Evangelium? Welch eine Einbildung, welch ein Stolz von Menschen, wenn sie eine handvoll irdische Macht und Reichthümer auf eine Spanne Zeit lang besitzen! Fast wahnsinnig macht oft die Macht und der Reichthum einige Leute; der persische König Xerxes ließ mit Ruthen das Meer zur Strafe peitschen, weil es ihm einige Schiffe verschlungen hatte. Mächtige Fürsten soll ein gemeiner Mensch nicht einmal anfühlen, auch nicht, wenn sie niederfallen, um ihnen aufzuhelfen! Reiche Leute lassen sich vor einem Armen gar nicht sehen, und stolzieren einher, als wollten sie die Häuser niederblasen! O elende Verblendung! ist denn das ein wahrer Reichthum, ein wahre Macht? Sehet zum Himmel empor, dort oben thronet der einzige reiche Mann! An ihn ist das schöne Wort der hl. Schrift gerichtet, welches lautet: dein ist der Reichthum und dein ist die Ehre, du herrschest über Alle, in deiner Hand ist die Kraft und Macht, in deiner Hand ist die Größe und Herrschaft über Alles. — Er versetzt die Berge, und die, so er umgekehrt in seinem Grimme, wissens nicht. Er rüttelt die Erde

von ihrem Orte, und ihre Säulen erbeben. Er gebeut der Sonne, und sie geht nicht auf, und er schließt wie unter Siegel die Sterne. Er breitet den Himmel aus allein, und schreitet hin über die Wellen des Meeres. Er schaffet den Wagen und Orion und das Siebengestirn, und die verborgenen Sterne des Südens. — Gottes Herrschaft, Reichthum und Eigenthum ist durch den hl. Geist aus dem Munde der Propheten und hl. Schriftsteller oft und oft verkündet und gepriesen: des Herrn ist die Erde, und was sie erfüllt; der Erdkreis und Alle, die darauf wohnen. — Der Herr wird sitzen als König in Ewigkeit. — Dein sind die Himmel und dein ist die Erde; — und sein ist das Meer, denn er hat es gemacht; — du bist allein Gott über alle Reiche der Erde, du hast Himmel und Erde erschaffen. — Der Herr ist der selige und alleinige Machthaber, der König der Könige, der Herr der Herrscher.

Welch eine Herrschaft! welch ein Reichthum Gottes! die Erde ist nur wie ein Spielball in den Händen Gottes, Sonne und Mond bloß leuchtende Kugeln in seinem Hause; die Sterne sind Blumenblüthen auf seinen Auen, zu Millionen und Billionen ausgesäet. In den Himmeln dienen ihm Legionen und Legionen Engel, von denen der letzte noch schöner ist, als die ganze irdische Schöpfung. Gott gehören alle Menschen, denn sie sind seine Kinder; Alles, was auf Erden sich regt, ist sein Eigenthum; der glänzende Goldkäfer im Grase nicht minder, als der Löwe, der im Gebirge brüllt. Alle Schätze der Welt besitzt zuerst Gott; alle Kronen sind ihm, alle Reichthümer der Geister sind nur von ihm, und gehören ihm. Wie in seinen Armen umfaßt er Jegliches, und legt die Hand auf all die Welten zum Zeichen, daß er der alleinige Herr und Eigenthümer ist, darum gibt und nimmt er auch, wie er will, und anvertraut und vertheilt nach seinem Wohlgefallen und weisen Absichten; der Empfänger hat nur zu danken, zu zittern und anzubeten.

Ist aber Gott der reiche Mann, der alleinige Herr und Eigenthümer über Alles, was ist, dann ist der Mensch nur ein Verwalter dessen, was ihm anvertraut, und mit Recht ruft der Apostel Paulus einem jeden Menschen zu: Was hast du, das du nicht empfangen? Und da du es empfangen, warum thust du, als hättest du es nicht empfangen? So heißt es auch schon im alten

Testamente: Jeder Mensch, dem Gott Reichthum und Habe und Macht gegeben, daß er davon esse, und seinen Theil genieße, und sich freue, von seiner Arbeit, hat es als Gabe Gottes.

Unumschränktes Eigenthumsrecht kann nur Gott allein haben. denn er hat Alles, was sein ist, selbst geschaffen, er kann nichts aus dem Gebiete seiner Herrschaft hinaus versetzen, und er wird Alles immer besitzen, weil seine Macht, sein Wille und seine Liebe gleich unendlich sind, das heißt: er kann einer Sache weder beraubt werden, noch auch sich selbst berauben. Anders bei uns Menschen. Bloß was wir vorfinden, können wir für uns nehmen, nie aber uns etwas erschaffen. Die Seele findet und erhält ihren Leib, und so der Leib seine Seele, sein Leben; beide finden und erhalten ihre Nahrung in und ausser dem Mutterleibe; der Leib findet Wachsthum, die Seele Entwickelung und Kenntnisse; dann finden wir auch das Uebrige, was wir nöthig haben, manchmal auch mehr; der Eine findet einen Thron, eine Krone, ein Reich, der Andere einen Erbtheil von unermeßlichen Schätzen, Ländereien, Palästen und Häusern, Schiffen und Waarenlagern, Gold und Silber; ein dritter findet nur eine arme Bretterhütte, und oftmals diese nicht; aber Niemand erschafft sich selbst dieses. Ueberdieß kann man uns jede Stunde das Unsrige nehmen; Naturgewalten, Feuer, Wasser, Stürme, Erdbeben begraben oftmals in der kürzesten Zeit ungeheure Reichthümer; Kriege und Revolution verschlingen die größten Güter; Räuber und Diebe schleppen dein Eigenthum mit fort, und jedenfalls nimmt der Tod dir Alles, dazu auch noch das Leben. Endlich kannst du dich selbst Alles dessen entäussern, was dir gehört, und aus einem Reichen ein Armer werden, wie es schon viele um des Himmelreiches wegen gethan. Das sind durchaus nur Zeichen, daß wir kein Eigenthumsrecht im strengen Sinne des Wortes haben. Welches Elend kommt nicht über manche Menschen, bloß weil sie sich so schrecklich täuschen, und sich für die unumschränkten Eigenthümer ihrer Habe ansehen? Auch darin sieht man, wie aus so Vielen der ächte Glaube, die richtige Ansicht und die fromme Gesinnung entschwunden und wie es nur mehr so selten einen Job gibt, der da ausruft: der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, der Herr kann es wieder geben. Wenn bei Eltern die niedere Natur trauert, daß ihnen ein geliebtes Kind entrissen worden, so ist dieß noch

gerechtfertiget; aber wenn ihr Geist in eine Art Verzweiflung, in eine Wuth gegen den Herrn über Leben und Tod geräth, weil dieser das zu sich genommen, was ihm gehört, und was er nur anvertraut hat, so ist jenes so ziemlich eine Ungläubigkeit, und ein Verkennen dessen, daß Eltern niemals die unumschränkten Eigenthümer ihrer Kinder seien. Wenn man Leute wahnsinnig werden sieht über der Nachricht eines ungeheuren Gewinnes oder Verlustes zeitlicher Güter, so ist das immer ein Zeichen eines schwachen, umnebelten Geistes, denn solltest du nicht eher froher darüber sein, wenn du weniger zu verwalten und zu verantworten hast, und trauriger werden, wenn dir noch mehr Last auferlegt wird? Ich sah einst ein Weib wie von Sinnen und rasend sich gebährden, weil ihr einige Sechskreuzer-Stücke gestohlen worden; welch eine Erbärmlichkeit! Die schauerlichste Erscheinung ist indeß der immer häufiger auftretende Selbstmord, und ich meine nicht jenen, welchen manche Menschen in einem Krankheitszustande, ihrer selbst nicht mehr mächtig und bewußtlos begehen, sondern jenen, den Einige mit reifer Ueberlegung und kaltem Blute, in einer Meinung, als hätten sie dazu alles Recht, verüben. Diese Unglückseligen fallen nämlich so weit vom Glauben ab, daß sie meinen, sie wären unumschränkte Eigenthümer und Herren ihres Lebens, und könnten sich dasselbe gewaltthätig nehmen, wann und wie sie wollten. Es ist nicht mehr bloß ein Abfall von Christus, sondern von Gott, also förmlich ein Unglaube, ein Atheismus, von dem aus nie ein Heil und eine Seligkeit zu erwarten ist. Die wahre, christliche Ueberzeugung dagegen sagt und lehrt: der Mensch ist vor Gott nur ein Verwalter, ja, ein Verwalter alles dessen, was er ist und was er hat. Es ist schon bei dem bloßen Aussprechen dieser Wahrheit leicht einzusehen, wie sich dadurch die ganze Lebens-Ansicht verändert, wie sich darauf ganz eigene Lehrsätze für das Leben und alle Handlungen aufbauen, und wie der ganze Geist des Lebens umgestaltet werden muß. Aller Stolz muß weichen, und der Verdemüthigung, der Grundlage aller Tugenden Platz machen; alles willkührliche Schalten und Walten mit sich und seiner Habe muß aufhören und an dessen Stelle ein gewissenhaftes Verwalten des Anvertrauten treten; Habsucht und Neid müssen schwinden, und ein jeder hat nur mit Aengstlichkeit den Tag des Gerichtes

zu erwarten. In der That, der feste Glaube, daß jeder von uns bloß ein Verwalter Gottes sei, müßte alle Herrscher der Erde milde und sanft, alle Reichen genügsam und barmherzig, alle Untergebenen willig und alle Armen zufrieden machen; die Welt würde sich umkehren: der Arme würde den Reichen nicht mehr beneiden, sondern umgekehrt, weil der Arme vor dem göttlichen Gerichte wenig zu verantworten, der Reiche hingegen eine schreckliche Rechenschaft abzulegen haben wird; denn, wem viel gegeben, von dem wird auch viel gefordert werden.

Die sittlichen Grundsätze, die aus jener Glaubenslehre hervorgehen, sind für das Leben überhaupt, und für das in unserer Zeit und in diesem Lande insbesonders von der höchsten Wichtigkeit, und ich fürchte nur, daß eine große Menge Menschen bei Betrachtung derselben dahin kömmt, daß das wach werdende Gewissen sie verurtheilt und verdammt. Jeder hat seine Geistesfähigkeiten und Kräfte als Gaben Gottes, als Talente erhalten, damit er sie treu verwalte, damit Gott diene, sich und andere Mitmenschen nütze, und einst dann Rechenschaft gebe. Wie werden aber diese göttlichen Gaben häufig angesehen und verwendet? Tausende dienen damit dem Mammon, dem Reichthum, der Welt, dem Satan; andere Tausende dienen damit dem Haß gegen Gott und Christus, der Betrügerei an Mitmenschen, den Verbrechen aller Art und ohne Zahl. Jeder hat seinen Körper, dessen Vorzüge, Gesundheit, Stärke und Geschicklichkeit, damit all das ein Werkzeug in der Hand der Seele zu ihrem ewigen Heile sei; allein hier wird der Körper zum Götzen und die Seele zur Anbeterin desselben gemacht; dort muß Alles der Sinnlichkeit dieses elenden Körpers dienen, seinen Leidenschaften und Lüsten, seinen unreinen Begierden, seiner Weichlichkeit, seiner Unmässigkeit im Essen und Trinken, seiner Hoffarth und Kleiderpracht, seinen Begierlichkeiten in Augen, Ohren, Nase, Gaumen, Zunge, Hände und Füße. Jeder hat sein Vermögen, ob viel oder wenig, und es ist ihm von Gott anvertraut, um es treu zu verwalten; welch ein Mißbrauch geschieht aber hiemit nicht! Wie oft ist man nicht veranlaßt, namentlich über reiche Leute auszurufen: ach wäret ihr doch arm! Eltern gehen verloren, Kinder gehen verloren, Kindeskinder gehen verloren, und alle wegen des Mißbrauches dieser Güter, dieses

Vermögens, weil man nicht bedenkt, daß man es bloß zu verwalten hatte, und eines Tages, wenn wir es nicht erwarten, vielleicht mitten in der Nacht der Herr kommen wird, die erschrecklichen Worte aussprechend: Gib Rechenschaft von deiner Verwaltung! denn du kannst nicht länger mein Verwalter sein; was muß ich von dir hören? — Böser Knecht, wird der Herr auf deine Entschuldigungen sagen, aus deinem eigenen Munde richte ich dich! — Weh', wenn auch von dir es heißen muß: Es starb der Reiche, und ward in der Hölle begraben.

Der Grund zu dieser weitverbreiteten Sucht, sich aus der Stelle eines Dieners Gottes und Verwalters seiner Gaben eigenmächtig empor zu heben, und als unumschränkter Herr und Eigenthümer Gott gleich zu werden, ist ein sehr alter, so alt nahezu, als das Menschengeschlecht selbst; aber wir sollten schon darum vor diesem Grunde erschrecken, weil er den Satan zu seinem Urheber und Verkünder hat. Unsere Stamm-Eltern sollten das Paradies bebauen und bewachen, es also eigentlich im Dienste Gottes verwalten. Da sprach der Teufel aus der Schlange zu ihnen: Wenn ihr von der verbotenen Frucht esset, werdet ihr Gott gleich, also unumschränkt wie er werden. Dieß zog, und die Verblendeten aßen. Jedermann weiß, was daraus erfolgte: statt einer Freiheit eine Knechtschaft, statt einer Unabhängigkeit eine Verbannung, statt eines Gewinnes ein Verlust. Dahin führt dieses teuflische Streben, vor Gott kein Diener kein Verwalter mehr sein zu wollen, sondern selbst ein unumschränkter Herr und Gott. Ich weiß nicht, was die Masse hiesiger, heuchlerischer oder blinder Bibel-Christen dazu sagt, indem sie sonst doch so gerne vorgeben, sie wüßten und verstünden die Bibel gar so gut; aber das weiß ich, daß hinter dieser Scheinheiligkeit sich gerade am öftesten der Stolz, die Herrschsucht, die Geldspekulation und der Betrug verstecken. Man weiß ja zu gut, was diese Bibel-Verbreiter, diese Sendlinge von gewissen Gesellschaften trotz der Versicherungen ihrer reinen Gesinnungen und der Ostentation von frömmelnden Gesichtern beabsichtigen. Oder hat man denn zu den armen Indianern von dieser Seite her gesagt: Wir sind bloß Diener Gottes, Verwalter der Gaben seiner Güte; kommt, werdet unsere Brüder, und mit

uns Verwalter Gottes! Laßen wir nur die Thatsachen sprechen! Wie Götter kamen sie, um zu plündern.

Es ist keine Verkehrtheit auf der Welt so groß, sie findet immer Mehrere, welche sie nicht bloß entschuldigen, sondern auch noch rechtfertigen wollen. Denn also sprechen die Geldgötzen: Was mein ist, ist mein, und ich kann damit thun, was ich will; ich kann nicht zu viel sammeln, denn ich weiß nicht, wie viel ich im Alter brauche; auch muß ich meinen Kindern eine möglichst große Erbschaft hinterlassen. — In der That, wenn kein Gott wäre, oder Gott nicht dein Herr, und der reiche Mann, und du sein Verwalter, der Rechenschaft geben muß, vielleicht in dieser Nacht noch, dann könntest du thun, was du willst, so lange nicht andere Menschen dich darin hindern. Und wenn du für dein Alter so ängstlich sorgst, so wisse, daß du ein Thor bist, denn du weißt nicht, ob du alt werdest, aber das weißt du, oder solltest du wissen, daß einem treuen Diener und Verwalter Gottes nie, auch im Alter nicht das nöthige, tägliche Brod fehlen werde. Endlich die Erbschaft für deine Kinder; dabei wäre es besser, du erzögest sie durch Wort und Beispiel zu Dienern und Verwaltern Gottes, und hinterließest ihnen keinen Cent an Werth, als daß du ihnen Hunderttausende von Dollars hinterlassest, und sie durch dein Beispiel zu stolzen Ungläubigen, und zu gottlosen Geldwucherern verführest.

Niemandem ist gesagt: Wirf deine Sache weg! Schon darum darf dieß Niemand, weil er sie zu verwalten und darüber vor Gott Rechenschaft abzulegen hat. Allein das sei gesagt, und wieder gesagt, und immer gepredigt: Es ist ein Gott, und nur der um den Verstand gekommene läugnet ihn in seinem Unsinne; Gott aber ist der reiche Mann, der Herr Himmels und der Erde, der Geber alles Guten, von dem wir Alles haben, was wir haben; wir Menschen endlich stehen unter der Herrschaft dieses unendlich gütigen Gottes, sind dessen Diener und die Verwalter der von ihm anvertrauten Güter, worüber ein strenges Gericht uns erwartet. Darum, lege denn endlich deinen Unglauben ab, Atheist, er schändet dich, und setzt dich unter das Thier hinab! Leg deinen Stolz ab, armseliger Geld-Mensch, denn dieser Stolz stinkt ärger als die Pest! Glaube, ächter, wahrer, christkatholischer Glaube

soll herrschen! Demüthige Unterwerfung unter Gottes Herrschaft, der uns väterlich leitet und regiert! Treue Verwaltung seiner Güter, so daß wir einst Rechnung ablegen und dabei bestehen können, daß wir treu erfunden werden. Opfert, m. Th., täglich eure Habe, und sprechet jeden Morgen, jeden Abend: Herr, Alles ist von dir, Alles gehört dir! Du hast's gegeben, du kannst es auch wieder nehmen! Verwendet euer Vermögen gut, leihet dem Herrn auf Zinsen, gebet den Armen, wirket zum Seelenheile der Mitmenschen, arbeitet mit zur Ehre Gottes! Machet euch Freunde mit dem ungerechten Reichthume, damit sie euch in die ewigen Hütten aufnehmen! Dann mag die Stunde der großen Rechnungs-Ablage früher oder später, einmal jedenfalls kommen, und wir arme Verwalter vor dem reichen Manne erscheinen, wir werden das Wort hören: Getreuer Knecht, weil du über Wenig getreu gewesen, so will ich dich über Vieles setzen; geh' ein in die Freude deines Herrn! Ob du fünf oder zwei oder auch nur ein Talent erhalten, hast du es treu verwaltet, es nicht verschwendet, nicht vergraben, sondern wohl damit gewuchert, du wirst das Wort hören: Getreuer Knecht geh' ein in die Freude deines Herrn.

Und daß dieses schöne, beseeligende Wort wir einst alle hören, was kann ich Mehr und Besseres wünschen. Mein Gott, gib' es! wir bitten dich darum! Amen.

Predigt

für den 9. Sonntag nach Pfingsten, (Laurenzifest) in St. Bonifaz, Germantown, County Washington, im Staate Wiskonsin,

am 10. August 1851.

Sittlich religiöse Krankheit einer Gemeinde und Heilung derselben.

Vorspr.: „Wenn doch auch du es erkenntest, und zwar an diesem deinen Tage, was dir zum Frieden dient. Luc. XIX. 42.

Gnade sei euch, und Friede von Gott unserm Vater, und vom Herrn Jesu Christo! — dieß mein Gruß an euch, dieß ist auch der Gruß des geliebten Oberhirten, der mich gesendet hat, des Bischofes an euch. Gewiß ein apostolischer Gruß, denn schon die Apostel riefen ihn Allen zu, zu welchen sie kamen, und an welche sie schrieben. Gnade sei euch, und Friede von Gott, unserm Vater, und vom Herrn Jesu Christo!

In dem Sinne dieser hl. Begrüßungsworte liegt aber auch nun schon die ganze Aufnahme angedeutet, welche sowohl ich bei euch erhalten habe, als auch welche ihr selbst für einander als eine christliche Gemeinde übernommen. Denn wozu soll ich hier sein und bleiben, wenn nicht, um göttliche Gnade und himmlischen Frieden euch zu bringen? und wozu solltet ihr euch aneinander angeschlossen haben, wenn nicht, um mit vereinten Kräften die Gnade Gottes euch zu erwerben und den wahren Frieden unter

euch herzustellen und zu erhalten? Erst vor zwei Tagen bin ich zu euch gekommen, und dennoch muß ich euch offen erklären, daß, sobald ich mich von der Unmöglichkeit, euch Gnade und Frieden zu bringen, überzeugen sollte, mein Tagwerk vollendet sei; ihr sollt begreifen, wie wichtig dieses Eine sei: Gnade und Friede; ihr sollt einsehen, wozu denn eigentlich Gott und dessen Stellvertreter in dieser Gegend, der Hochwürdigste Herr Bischof, seine geistlichen Söhne, die Priester in die Gemeinde sendet.

Und da ich so rede, m. Gel., habe ich alle Ursache und Veranlassung dazu; denn es ist bei euch nicht, wie es sein soll, damit die Gnade und der Friede in vollem Maße bei euch wohne. Zum Zeugnisse für die Wahrheit dessen, was ich so eben ausgesprochen, beruf ich mich zunächst bloß auf euch selbst; ich fragte während der letzten zwei Tage viele von euch, und keiner konnte eure Zustände loben, jeder mußte sich beklagen über Mangel an Gnade und Friede. Dazu kommt, daß schon vier Priester, ausgezeichnete Vorfahrer von mir, aus eurer Mitte weggingen, ganz verzagt und betrübt; es gehört noch dazu, daß der gute, fromme Herr Bischof mit großer Kümmerniß und Traurigkeit an euch denkt. Mit frischen Kräften ausgerüstet kam eben ich aus Europa an, und der Herr Bischof wollte, daß auch ich es noch einmal mit euch versuchen möchte; es ist der Tag zum Anfange da, und wunderbar fügt es, daß ich bloß das heutige Evangelium aufschlagen darf, da stehen die passenden Worte: Wenn doch auch du, geliebte Gemeinde, es erkenntest, und zwar an diesem deinem Tage, was dir zum Frieden dient! — Wahrlich, es ist euer Tag, und er könnte der letzte sein! es ist euer Tag, an dem euch Glück, Gnade, Friede gewünscht wird, aber nicht ohne Betrübtheit; es ist euer Tag, an dem ein neues Wirken zum Frieden beginnen soll, — daß ihr es doch erkenntet!

Indeß heute will ich noch nicht verzagen; im Gegentheile, ich bin voll Muth, voll Vertrauen, voll Hoffnung und bitte Gott, daß er mich darin stärke und erhalte. Freilich kann ich auch dieß nicht verschweigen, daß ich ebenfalls schon heute beginnen muß, euch zu beobachten, ob ihr denn nicht, wie ein Baum, den man dünget, begießt und mit aller Sorgfalt pfleget, sogleich anfanget, Blätter und Blüthen zu treiben, und mich zu der frohen Erwar-

tung berechtiget, daß nun auch die Früchte nicht mehr lange nach sich sehen lassen. Schon von solchen Zeichen allein wird viel abhängen. Indeß wie sollen wir es nun beginnen?

M.-Gel., ich bitte euch, glaubet von vorneherein doch wenigstens schon dieses Eine: diese Gemeinde hier ist nicht wohl, ist krank; und ich, als ein Arzt, bin geschickt und gekommen, daß ich die Krankheit in ihrer Ursache, in ihrer Eigenthümlichkeit, in ihrer Erscheinung erforsche und erkenne, — dieß ist das Erste; ich bin ferner geschickt und gekommen, daß ich mit Gottes Hilfe und eurer Mitwirkung die Krankheit durch geeignete Arzneimittel hebe, vertreibe und heile, — dieß ist das Zweite. Darüber will ich denn auch zu euch reden, und zwar mit aller Offenherzigkeit; denn was hälfe es, die Krankheit oder die Ursache derselben verdecken und verschweigen, wir müssen sie erkennen, wir müssen das Uebel angreifen, und es vertilgen. Mein Gott, du weißt es, ich will kein hartes Wort sagen, nicht einmal eine strenge Miene annehmen, Niemanden von euch beleidigen; ich will ja blos eurer Arzt sein, oder vielmehr ein Werkzeug in der Hand dessen, der ein himmlischer Arzt ist, und auf dessen Wort hin alle Krankheiten, selbst der Tod weichen, nämlich unsers Heilandes Jesu Christi, in dessen Namen ich denn auch anfange und fortfahre.

Welche Krankheit findet sich an dem Körper dieser Gemeinde? mit welcher Ursache, Eigenthümlichkeit?

Um dieser Krankheit einen Namen, der bei gewöhnlichen Leibes-Krankheiten vorkommt, zu geben, muß ich sie eine Auszehrung nennen. Erschrecket nur, m. Th., denn es ist dieß in der That eine fürchterliche Krankheit; werdet aber nicht unwillig, daß ich dieses Wort gebrauchte, denn ich will euch leicht dahin führen, daß ihr die Wahrheit einsehet. Die Auszehrung besteht darin, daß die Lebenskräfte nicht bloß nicht mehr zunehmen, welches Zunehmen bei einem jungen Menschen und so auch bei einer jungen Gemeinde statt haben soll, sondern die Lebenskräfte nehmen sogar immer mehr ab, und es muß so dem Tode, der Auflösung entgegen gehen. Vor einigen Jahren war diese Blockkirche noch neu und groß genug für euch, jetzt ist sie zum Einsturze bereitet, und zugleich weit aus zu klein. Noch vor zwei Jahren habt ihr den Grundstein zu einer neuen Kirche gelegt, und ein Gerüst aufge-

schlagen; jetzt geschieht nicht nur nichts mehr, sondern das Angefangene ist sogar noch nicht bezahlt, und doch schon wieder verdorben und zu Grunde gegangen. Vor einigen Jahren noch hattet ihr eine katholische Schule, und den besten deutschen Lehrer, der in diesem ganzen Staate ist; der Lehrer ist fort, und man hat ihm nicht einmal den Gehalt gegeben; seit dem ist keine Schule mehr bei euch, und eure Kinder wachsen roh und unwissend auf. Vor mir hattet ihr bereits vier, im Grunde genommen sechs Priester, sie bauten dieses Kirchlein, dieses Pfarrhaus, in der Hoffnung, ihr werdet nach und nach es bezahlen, weil ihr es so versprochen; alle zogen ab, und erhielten nichts davon; selbst von ihrem Gehalte empfingen sie kaum den vierten Theil. Vor 8—10 Jahren waret ihr noch blutarm, und euer wenige, doch habt ihr Mehreres gethan; jetzt seit ihr vierfach so zahlreich, eine Gemeinde von mehr als 110 Familien, und Gott hat die meisten von euch schon wohlhabend gemacht, — jetzt opfert ihr für Gottes Ehre und euer Seelenheil fast nichts mehr. Ihr erzähltet mir selbst, daß ihr alle, als mein Freund, Herr Missionär Heiß, euch den ersten Gottesdienst hielt, wie kleine Kinder vor Rührung und Freude laut aufgeschluchzt und geweint habt; jetzt, da jeden Sonntag und Festtag und auch die meisten Werktage hier Gottesdienst ist, finden viele schon nicht mehr der Mühe werth, hieher zu kommen. Zweimal waren früher schon zwei Priester zugleich da, und einmal auch schon ein kleines Studien-Seminar; jetzt kann Einer kaum mehr leben, und als ich am letzten Donnerstage kam, fand ich, — ihr sahet es ja selbst, — anstatt Kirche und Pfarrhaus eine Ruine, einen Stall, und Niemand in der ganzen großen Gemeinde war, der den neuen Seelsorger auch nur mit einem freundschaftlichen Händedruck gegrüßt hätte. Ihr erzähltet mir, daß anfangs unter euch ein recht tugendhaftes Leben geführt wurde, daß Einigkeit, Freundschaft, Friede und Freude in Gott geherrscht habe; jetzt ist die ganze Gemeinde in eine Menge von Partheien zerrissen. Seht um euch herum! Eure jüngere Nachbar-Gemeinde St. Hubert ist euch über den Kopf hinaus gewachsen, hat eine schönere, größere Kirche, eine katholische Schule, obwohl sie viel ärmer ist als ihr; sie hat durch eine Deputation mich schon in Milwaukee begrüßt, hat mich gestern wieder hier abgeholt, und

zu ihrer Kirche geleitet, die ganze Gemeinde war dort versammelt, man lud mich ein, ich sollte in St. Hubert meinen Sitz aufschlagen, und daß ihr es wisset: der Herr Bischof stellte es mir frei, wo ich bleiben will, hier in St. Bonifaz oder in St. Hubert. Seht! selbst eine handvoll Protestanten hat eine Meile von hier eine schöne neue Kirche gebaut. — Jetzt sagt mir selbst, heißt eure Krankheit nicht Auszehrung? Kann man da noch ein langes Leben zusichern, wenn nicht schnell Hilfe kommt?

Der Arzt muß auch die Ursache und den Charakter der Krankheit erforschen und erkennen, obwohl dieß in der Regel sehr schwer ist. Ich meine nun, bei euch eine doppelte Ursache entdeckt zu haben, eine äußere und innere. Die äußere ist wohl, wie viele von euch selbst mir gestanden, eine Spaltung, eine Zwietracht, eine Feindseligkeit, ein Neid. Ach, daß man das sagen muß; das ist nicht schön. Ihr seid hier in Amerika, nicht mehr in Europa; ihr seid hier nur Deutsche, nicht mehr, wie in Deutschland Bayern, Badenser, Pfälzer, Hessen, Rheinländer; ihr seid, abgesehen von dem gleichen Bande der Nationalität, der Sprache und der Sitten, vor Allem auch verbunden durch die gleiche Religion, durch denselben katholischen Glauben, und durch dieselbe römisch-katholische Kirche; aber warum denn eine Spaltung unter euch? Warum denn die Fragen: ist er ein Altbayer? oder ein Badenser? oder ein Pfälzer? oder ein Hesse? Warum denn noch diese traurigen Andenken aus Europa her? Warum denn nicht die Sprache: Wir alle sind deutsche, katholische Brüder und Schwestern; laßt uns einander nur lieben? Dazu kommt, daß, wie ich ebenfalls schon in den ersten zwei Tagen genugsam hörte, jeder die Kirche vor seiner Thüre haben will, und daß deßwegen die hiesigen Nachbarn der Kirche beneidet und angefeindet werden. Ist denn die Kirche hier nicht im Mittelpunkte der Gemeinde, und soll sie denn an die Gränze hinausgestellt werden? Kurz sie ist einmal hier, und ihr Land ist auch hier, also wozu noch weiter streiten? —

Noch viel trauriger ist die innere Ursache der Krankheit, die darin besteht, daß euer Eifer für Gottes Ehre und euer Seelenheil erkaltet, und in euch eine Gleichgültigkeit, eine Nachlässigkeit eingetreten zu sein scheint, wobei unmöglich mehr etwas Gutes

zu Stande kommen kann. Euch kümmert, wie es scheint, nicht mehr viel, ob ihr am Sonntag in einen Gottesdienst kommet oder nicht, ob ein Priester da ist oder nicht, ob eure Kinder wie Heiden oder wie Christen aufwachsen, ob die Aeltern aus euch mit oder ohne hl. Sakramente sterben, ob eine Kirche und Schule da seien oder nicht, ob etwas gebetet werde oder nicht. Ich sage nicht, daß schon Alle unter euch dieser Lauigkeit und Leichtsinnigkeit verfallen seien; aber sehr viele, die meisten müssen sie sein, sonst stünde es anders. Oder wie könnt ihr denn dieses Blockhaus als eine Kirche ansehen, diese Stube hier, die jetzt voll ist, und doch sind zwei Dritttheile draußen vor der Thüre, und liegen im Grase herum, und schlafen zum Theile? Wie könnt ihr dieses halbverfallene Gerüste da draußen zur neuen Kirche auch nur anschauen, und daran vorübergehen? Warum brecht ihr es denn nicht ab, und verkauft oder verbrennt es, denn die vorüber gehen, lachen ja über ein solches Denkmal der Thorheit, wie es im Evangelium heißt? Ich bürge euch dafür, m. Th., daß ich es nicht lange ansehen kann, und mich nicht lange den Pfarrer der Ruine St. Bonifaz heißen lassen werde. Der hl. Bonifazius hat Heidentempel zertrümmert, und Götzenbäume niedergehauen, und ihr, seine Kinder, laßt eine Christus-Kirche zusammenstürzen, und darin wilde Bäume aufwachsen, die nun schon über mannshoch sind?

Das sind die Ursachen der Krankheit, und ihr Charakter, ihre Eigenthümlichkeit? Die Krankheit wird, wenn nicht geholfen wird, eine tödtliche sein, und sie ist daher jetzt schon eine höchst lebensgefährliche. M. Freunde! es kann nicht anders kommen, denn unter solchen Umständen geschieht nichts Neues fürs Gute, und das Alte, wie ihr seht, geht auch unter. Mit blutendem Herzen künde ich euch im Auftrage des Hochwürdigsten Herrn Bischofes an: Wenn es nicht besser geht, so bin ich der letzte hieher gesendete Priester, und auch ich werde nicht lange hier sein; die Verantwortung vor Gottes Richterstuhl wegen eurer, eurer Kinder und Nachkommen Seelen werdet nur ihr allein tragen. Man ladet euch nichts Besonderes auf; ihr sollt nur thun, was eure Pflicht ist, was ihr thun könnt, und was andere Gemeinden, ja viel ärmere und jüngere Gemeinden auch thun. Gehet nach St. Anton, 10 Meilen von uns, oder nach St. Martin, 15 Mei-

len von hier, und ihr kommet dort oft vorbei, wenn ihr zur Stadt reiset, fraget, was sie dort leisten? Und doch werden sie dabei nur wohlhabender. Warum? An Gottes Segen ist Alles gelegen, und Segen und Friede gehört nur für diejenigen, die eines guten Willens sind. Bei einem verkehrten Willen, bei religiöser Gleichgültigkeit, bei Uneinigkeiten wird sich Gottes Gnade, Friede und Segen zurückziehen, und wißt es wohl, in der Regel zuerst aus euren Herzen, dann auch aus euren Familien, Häusern und Feldern. Laßet euch nicht täuschen, wenn ihr auch bei Anders-Gläubigen und selbst bei Ungläubigen Wohlhabenheit und zeitliches Glück findet; diese wissen vielleicht nichts vom wahren Glauben; allein ihr kennet Gott und seine Gebote; ihr kennet Christum und sein hl. Evangelium; wenn ihr nicht darnach thut und darnach lebet, ihr werdet nicht ungestraft entgehen.

Großer, heiliger Gott in Himmel! was muß ich also hier sagen, um bei der Wahrheit zu bleiben! So viele hundertmal predigte ich bereits, aber solche Worte habe ich noch nie gebrauchen müssen. Ich stehe hier, vor dieser kranken Gemeinde, und soll ihr, wenn sie sich nicht schnell bessert, den Tod ankündigen? Als der Herr die Stadt Jerusalem sah, weinte er über sie, und sprach: o daß du doch den Tag deiner Heimsuchung erkannt hättest! Wie oft wollte ich deine Kinder wie eine Henne ihre Jungen unter ihre Flügel versammeln! Wenn doch auch du erkenntest, und zwar an diesem deinen Tage, was dir zum Frieden dient!

Wenn doch Jemand hier wäre, der mir entgegen sagen könnte: Herr, es ist nicht so; es steht hier gut, die Gemeinde ist gesund; wie gerne würde ich dieses Wort mir sagen lassen! in welche Freude und Trost würde ich versetzt werden, und wie gerne hier bleiben? Aber euer eigenes Schluchzen und Weinen sagt mir, daß ihr krank seid, und der Zustand traurig und gefährlich sei. — Ist denn keine Hilfe mehr möglich? keine Rettung vom Tode?

Das Zweite wäre also die Gesundmachung, die Heilung durch die rechten Arzneimittel; und dazu bin ich zu euch gesendet.

Die Wiederherstellung der Gesundheit besteht eigentlich nur in der Vertreibung der Krankheit, und diese muß ein Arzt durch die geeigneten Mittel bewerkstelligen. Die Auszehrung also muß gehoben werden; aber die meisten aus euch wissen schon, welch

eine hartnäckige Krankheit die Auszehrung sei; Viele geben sie für unheilbar aus. In keinem Falle gehört sie unter jene Krankheiten, bei denen, wie man zu sagen pflegt, die Natur sich schon selbst hilft, wobei der Kranke sich nur zu halten, in Acht zu nehmen hat. Bei der Auszehrung ist die Natur schon zur endlichen Auflösung geneigt, sie rennt schon wie ein Wagen auf der abschüssigen Bahn am Berge hinunter; demnach gehören dazu ernste Mittel, um diese Natur wieder zur Umkehr zu bringen und die Abnahme in eine Zunahme zu verwandeln. Der Arzt muß hier die herabstürzende Natur aufhalten, und sie wieder voran, aufwärts bewegen und dazu sind ihm Kräfte nöthig. Daß nun ich, zwar eine recht schwache Person, aber dennoch mit den Kraft- und Heilmitteln unserer heiligen Religion und meines heiligen Amtes versehen, der Arzt für euch sein soll, das ist natürlich klar.

Uebrigens frage ich mich gewiß selbst, ob ich mir denn getraue, einen so gefährlichen Kranken in Behandlung zu nehmen; ob ich denn sogar einige Versprechungeu für die Genesung geben könne, und die Antwort ist folgende: der Apostel Petrus sagte zu dem Lahmen an der schönen Pforte des Tempels zu Jerusalem: Geld und Gut haben wir nicht, aber was wir haben, das wollen wir geben: Im Namen Jesu des Gekreuzigten, stehe auf und wandle! Der Kranke sprang auf und wandelte gesund herum. Auch ich habe nicht Geld und Gut, aber was ich habe, will ich geben; nicht mit meiner Macht und Kraft, nich mit meiner Kenntniß und Erfahrung kann ich euch gesund machen, sondern es soll im Namen und in der Kraft Jesu des Gekreuzigten geschehen, jenes Heilandes, der nicht bloß alle Arten von Krankheiten geheilt, sondern der selbst den Todten zugerufen: ich sage euch, stehet auf! und sie standen lebendig auf. Nur diese Kraft kann helfen; diese muß in mir verborgen sein; diese muß auch in all den Heilmitteln liegen, die ich als Arzt anordnen werde. — Wollt ihr die Gesundheit? Wollt ihr die Anwendung der Arzneimittel? Nun so will ich das Recept schreiben und euch vorlesen!

Das erste Mittel, oder gleichsam die Grundlage zu der ganzen Behandlung und dem Heilungsprozesse ist: Vertrauen zu mir, eurem von Gott und dem Bischofe bestellten Arzte. Merket es wohl: ich werde die Heilmittel vorschreiben, ich werde die Lebens-

weise bestimmen; ich werde die Verhaltungsregeln aufstellen; mir müßt ihr gehorchen, im Vertrauen, daß ich nichts Unmögliches, nichts zu Schweres von euch fordere, und daß ich nur das Rechte anordnen werde. Auf dieses Fundament wollen wir Alles stellen und wenn ihr ein anderes Fundament wollet, so fange ich die Behandlung gar nicht an; ich bürge euch auch, daß hier auf einem anderen Fundamente niemals ein Gebäude des Heiles aufgeführt werden könne. Das nächste, größte und schwerste in Angriff zu nehmende Werk ist offenbar der Kirchbau; ich gehe hiebei davon aus, daß bei einträchtigem Zusammenwirken der Gemeinde diese Sache nicht nur nicht unmöglich, sondern sogar nicht schwer sein wird; ihr könnt nach einem Jahre eine schöne, geräumige Kirche haben, so wie sie im Fundamente angelegt ist, 80 Fuß lang und 40 Fuß breit, mit der gehörigen Höhe und sie wird für euch, für eure Kinder und die spätesten Enkel hinreichen; ihr, die ihr jetzt gleichsam die letzte unter den katholischen Gemeinden dieses Staates und Bisthums geworden, könnet innerhalb eines Jahres, wenigstens in Hinsicht auf den Kirchenbau, leicht wieder eine der ersten werden, wie es sich auch für die Jahre eures Bestandes und eure Wohlhabenheit geziemt. Jedoch unmöglich gelangen wir zu diesem Ziele, wenn ihr nicht mir vertraut, mich schalten und walten lasset, meinen Anordnungen Folge leistet. Glaubet es fest: ein größeres, schwereres Werk ist einzig nur dadurch ausführbar, daß es von einem einzigen Geiste und Kopfe geleitet werde.

Während wir dieß Vertrauen zu mir zur Grundlage nehmen wollen, schreibe ich als erstes Heilmittel auf das Recept: wahre, brüderliche Eintracht. Wir wollen heute den Gottesfrieden ausrufen und einer soll dem andern die Hand reichen zum Zeichen von Freundschaft und Liebe. Wer das nicht will, verlasse lieber alsogleich die Kirche, denn er soll nicht mehr zu uns gehören. Ich verbiete euch alle die Namen, mit denen ihr euch gegenseitig nur geneckt und beschimpft habet; wir sind Katholiken, wir sind Deutsche und leben hier in Amerika, in einem freien Lande, das ist genug; weitere Namen brauchen wir nicht mehr. Nehmt die Sache auch, wie sie jetzt ist und wie sie nicht anders gemacht werden kann; vergeßt einmal das Alte! Die Kirche ist hier, das Pfarrhaus ist hier, 11 Acres Land, das die Gläubigen aus der nächsten Nähe

zur Kirche geschenkt haben, sind hier und so bleibt es auch. Ihr Entferntere, Auswärtige! denket nicht daran, daß jetzt schon eine oder die andere Kirche bei euch draußen erbaut werden könnte; nach den Regeln, die der Herr Bischof festgesetzt, muß die Entfernung mindestens sechs Meilen und die Zahl der Familien wenigstens vierzig betragen; also ist nirgends um uns herum eine Aussicht zur Gründung einer neuen Gemeinde vorhanden, und es bleibt auch keine andere Wahl, als entweder für diese Kirche mitzuwirken, oder ohne Anspruch auf eine Kirche zu leben.

Das zweite Heilmittel, welches ich auf das Recept setze, ist: Neuer Eifer für euer und eurer Kinder Seelenheil und für die Ehre Gottes. Um diesen Eifer an den Tag zu legen in guten Werken und darin euer Licht vor den Menschen leuchten zu lassen, dazu habt ihr keine andere Gelegenheit so nahe, als die Erbauung eurer Kirche. Ihr steht am Scheidewege: entweder mit Eintracht, Liebe und Eifer zur Ehre Gottes und zum Wohle eurer Seelen eure kirchlichen Angelegenheiten voranzubringen, oder in fortdauernder Zwietracht und Lauigkeit auch das noch zu verlieren, was ihr bis jetzt habet und so einer Verwilderung anheim zu fallen. Hier ist Segen, sagt Moses im Auftrage Gottes zum israelitischen Volke, und hier ist Fluch; wählet selbst zwischen beiden. Es kann nicht gut gehen, so lange ihr wie jene Kinder seid, von denen immer jedes sagt: das andere soll es thun, was der Vater befohlen; nein, das dritte soll es thun, nein, das vierte soll es thun! Auf diese Weise kömmt man zu keinem Ziele. Ihr arbeitet für Gottes Ehre und euer Seelenheil, und da muß, wie der Apostel Paulus lehrt, ein Jeder laufen, so daß er den ersten Preis erlangt. Einer soll den andern an Bereitwilligkeit, an Hinopferung, an Eifer, an Liebe und Freude zu übertreffen suchen. Würde man in Deutschland die größten Wohlthäter bei der Erbauung der ersten Kirchen, bei der Stiftung von Schulen noch kennen, heute würden noch Lorbeerkränze an ihren Gräbern aufgehangen, ihre Namen würden gesegnet und von ihnen den Kindern erzählt werden. Ihr seid hier in einer andern Lage: eure Namen werden nicht vergessen werden, sondern nach Jahrhunderten noch wird manche Familie sagen können: unser Stammvater hier in Amerika hat das Meiste für jene

Kirche gethan und öffentlich im Gotteshause wird man für die Wohlthäter beten.

Das dritte Heilmittel auf das Recept ist: Gebet um die Gnade und Hilfe Gottes. Umsonst bauen die Bauleute, wenn der Herr nicht baut das Haus. Erinnert euch: Man hat jenen Thurm zu Babel zu bauen angefangen gegen den Willen Gottes, da wurde die Sprache der Arbeiter verwirrt, so daß sie einander nicht mehr verstanden und der Bau fiel in Trümmer; man hat ungefähr 350 Jahre nach Christus das zerstörte Jerusalem wieder aufbauen wollen gegen den Willen Gottes; da fiel bei Nachtszeit wieder so viel zusammen, als man unter Tags gebaut, es schlugen Flammen aus dem Boden und verbrannten die Arbeiter. Die Gnade und Hilfe Gottes ist unentbehrlich und in Bezug auf ihre Erlangung gilt das Wort des göttlichen Heilandes: Bittet und ihr werdet empfangen! Wahrlich sage ich euch, um was ihr immer den Vater in meinem Namen bitten werdet, das wird er euch geben. — Oeffnen wir durch Gebet den Himmel! dann steigt Segen herab, wie ein befruchtender Thau. Ich will daher, daß von heute angefangen bis zur allenfallsigen Vollendung der Kirche in einem jeden Hause, bei einer jeden Familie täglich drei Vater unser und eben so viel Ave Maria zur Ehre des hl. Bonifacius, unseres Patrones gebetet werde.

Dieß ist das Recept, dieß die Arznei gegen die Krankheit; nichts Bitteres, nichts zu Hartes; kein Brennen, Schneiden, kein Hand- und Fußabnehmen; nur bloß ein kleiner Aderlaß, — doch von diesem erst später. Das fleißige Einnehmen der Medicin und das genaue Befolgen meiner Vorschriften ist die Hauptsache; Vertrauen zu mir und Gehorsam! Einigkeit und Brüderlichkeit unter euch! Eifer und Liebe zu eurer Kirche! frommes Gebet zu Gott um Gnade und Hilfe! Könnet ihr mir bürgen, daß dieses von euch geschehen würde, dann kann auch ich euch bürgen, daß bis zum Herbste nächsten Jahres eure Kirche vollendet dastehen wird.

Und nun, wie ich das Geschäft selbst einrichten werde. Heute nach dem Gottesdienste werdet ihr aus euch sechs Männer wählen, welche euer Vertrauen genießen und welche in Bezug auf den Kirchenbau meine Räthe seiu können. Mit diesen werde ich mich berathen, wie die Kirche zu bauen sein wird, und wir werden dar-

über Beschluß fassen. Darauf werde ich alle Männer der Gemeinde zusammenrufen, diesen den Beschluß des Ausschusses vorlegen, dabei die ganze Gemeinde sich berathen und zuletzt durch sie einen Beschluß fassen lassen. Dieser letzte Beschluß wird ein Gesetz für die ganze Gemeinde sein und jedes Mitglied verpflichten. Von da an werde ich allein den Beschluß in die Hand nehmen und ihn ausführen; Niemand darf darnach weiter ein Wort einreden und ich werde mir vielleicht bloß einige Gehilfen wählen, die mich in der Aufsicht unterstützen. Das ist auch angemessen dem hier herrschenden Regierungssysteme; machet nur ihr die Gesetze! ich werde sehen, ob ich die Ausführung annehmen kann oder nicht; werde ich sie annehmen, dann habe nur noch ich allein zu schalten und zu walten und sonst Niemand. Auf diesem Wege und nur auf diesem allein gelangen wir zum Ziele, auf andere Weise nicht.

Zur Hauptsache aber komme ich jetzt erst, und dieß ist euer ernster Entschluß, ob ihr euch als christliche Gemeinde in geistlichen und kirchlichen Angelegenheiten mir, eurem Pfarrer, Kirchen-Vorstande, Seelsorger und geistlichen Vater unterwerfen wollet oder nicht; denn davon wird alles Folgende abhängen. Ich will aber einen unzweifelhaften, deutlichen, offenen, freien und festen Entschluß; alles Andere gilt mir, wie kein Beschluß. Meine Forderungen müssen ernst werden, und jeder Vernünftige von euch wird das einsehen und billigen; ich verbitte mir alles Achselzucken, alle Zweifelei, noch mehr jede Heuchelei; ich werde mich nicht täuschen lassen. Ihr habt vor euch ein: entweder — oder! ich will die Folgen von beiden noch deutlicher auseinander setzen.

Entweder entschließt ihr euch, mir Vertrauen zu schenken, mir gehorsam zu werden und mir nachzufolgen, wohin ich euch voran gehe; nun, dann will ich bei euch bleiben, meine Koffern und Kisten morgen auspacken, mich hier einrichten und eingewöhnen, bei euch zu arbeiten anfangen, Tag und Nacht euch zu Diensten stehen, jeden Sonn- und Festtag euch einen Gottesdienst halten, was ihr bisher noch nicht hattet; so lange als möglich hier bleiben, eure Kirche bauen, selbst dazu große Opfer bringen, zuletzt auch eine Schule und noch manches andere Gute herstellen, obwohl ich

während dieser Zeit mit allem Eifer auch für meine andern Gemeinden sorgen werde.

Oder ihr entschließt euch zu Obigen nicht; — dann zeige ich euch sogleich auf die Sonne hinaus, ihr seht, wo sie jetzt steht, bald am Mittag; wenn sie morgen wieder an dieser Stelle sein wird, werde ich mit dem Meinigen nicht mehr hier sein; ich werde nach St. Hubert ziehen, wo man mich, wie ich weiß, mit offenen Armen aufnehmen wird; dort werde ich wohnen, dort meine Kräfte aufbieten, um Gutes zu thun; ihr werdet vor der Hand nur mehr jeden Monat an einem Sonntage Gottesdienst haben, ja nach Umständen kann auch dieser aufhören; dann möget ihr selbst sehen, wo ihr in eine Kirche kommen, wo ihr beichten und communiziren könnet, wie viele Kinder ohne hl. Taufe und wie viele Erwachsene ohne hl. Sakramente sterben werden, und ihr möget euch nur selbst vor Gottes Gericht verantworten, wenn euch dort die Kinder anklagen: Vater, Mutter! ihr habt uns das zeitliche Leben gegeben, und das ewige genommen! wenn euch die Eltern und die Frauen anklagen: Männer, ihr habt uns in die Wälder Amerika's geschleppt und uns verdammt werden lassen! Dann möget ihr nur erwarten, daß in Deutschland eure zurückgebliebenen Freunde und Verwandten von diesem eurem Benehmen hören und dazu sagen werden: sie sind fortgezogen und zu Grunde gegangen.

Oder gibt es hier annehmbare Ausreden und Entschuldigungen? Ich weiß, daß einige sogleich bereit wären, zu sagen: der Priester, der Pfarrer oder auch der Bischof sollen nur Kirchen bauen, Schulen errichten u. s. w. Das wäre gerade so, als wie wenn groß gewachsene, starke, vermögliche Kinder, vielleicht zehn bis zwölf sich auf die faule Haut legen und sagen würden: der alte, gebrechliche, arme Vater soll uns nur unser Haus bauen, vielleicht auch noch unser Brod verdienen und uns Speise und Trank in den Mund geben. Ist denn Jemand so thöricht, daß er meint, wir Missionäre verlassen Alles, das Vaterland, die Heimath, die Eltern, die Freunde, unsere guten Stellen und Aussichten, unser Einkommen, und wir gehen hieher, um hier zu dienen und auch noch Säcke voll Geld an euch auszutheilen, weil wir euch dienen dürfen? Dieß ist doch nicht einmal möglich. Wir Priester dienen dem Altare und vom Altare müssen wir leben;

der Arbeiter ist seines Lohnes werth! Mehr verlangt keiner von uns, als seinen Lebensunterhalt, aber wie könnten wir damit auch noch Kirchen bauen? Einige sagen: die Kirche ist ein Eigenthum des Bischofes, also soll er sie bauen. Meine Freunde! an dem, wer der Eigenthümer der Kirche ist, liegt für euch nicht das Geringste, das ist ganz gleichgiltig, wenn ihr nur die Nutznießung, den Gebrauch habet und euch Niemand darin stören kann. So ist es aber auch: es ist bedungen, es ist gesetzlich bestimmt und im Eigenthumsbrief der Kirche verbrieft, unterschrieben und gesiegelt, daß diese Kirche St. Bonifaz hier „zum Nutzen und zum Gebrauche für die hier bestehende römisch katholische Gemeinde" gehöre, nicht für den Bischof selbst, noch viel weniger für den Pfarrer. Diese Bestimmung kann ohne euch gar nicht abgeändert werden, die Kirche kann ohne euch nie und nimmer veräußert oder verkauft werden. Also ist sie eure Kirche, sie gehört im Grunde euch, euren Kindern und Nachkommen, kann es denn da zweifelhaft bleiben, wer bauen soll?

Eine andere Ausrede, die ich ebenfalls schon vernahm, wird von Vielen gebraucht und sie sagen: Wir sind zu arm, um eine Kirche zu erbauen. Ich gestehe euch gerne zu, daß dieß der Fall sein könnte, nämlich unter gewissen Voraussetzungen, aber es sind diese Voraussetzungen nicht da. Ich nehme den Fall an, es wäre bei euch kein einziger Cent Geld vorhanden und wir könnten auch keinen zu leihen bekommen, so getraute ich mir doch noch bei euch eine schöne Kirche zu bauen, wenn ihr nur mir folgt und sie würde euch bloß einige Arbeit kosten. Ich habe noch gestern mich von Einigen aus euch versichern lassen, daß jede erwachsene Person unter euch während eines Jahres doch mindestes sechs Tage frei machen kann, um etwa für eine Kirche zu arbeiten. Nun haben wir in der Gemeinde ungefähr 200 erwachsene männliche und, — ich will wenig sagen, — 100 erwachsene weibliche Arbeiter; diese liefern uns 1800 Arbeitstage, oder so viel, wie 12 Arbeiter in einem ganzen halben Jahre liefern. Nun wird jeder wissen, daß 12 Arbeiter in einem halben Jahre ein bedeutend großes Gebäude aufführen können. Aber die Kosten in Geld? Wir haben keine anderen Geldauslagen nöthig, als höchstens die für Glas und Nägel und dieß können wir uns noch in der Stadt erbetteln; im Uebrigen

haben wir Steine zum Bau und fahren sie herbei; den Kalk brennen wir ebenfalls selbst; das Holz geben auch wir und lassen es bei unserem Sägmüller schneiden, auch die Schindeln machen wir selbst; endlich haben wir Maurer, Zimmerleute, Schreiner, Schmiede, Schlosser, Glaser u. s. w. Den Arbeitslohn ersetzen wir durch Arbeiten auf den Anwesen der Handwerker, auch durch Lebensmittel u. dergl. — Allein bei euch steht es durchaus nicht mehr so arm; man versicherte mich, daß im Durchschnitte jede Familie recht leicht 10 Dollars fürs erste Jahr und 5 Dollars fürs zweite Jahr geben könne, ohne sich im Geringsten weh zu thun, denn ein seidenes Tuch für eure Frauen kostet ja schon 5 Dollars und mehr, und ein sauberer Rock für einen Mann kostet 20—25 Dollars. Eure Kirche ist doch mehr werth? Oder es baue Jeder von euch nur einen einzigen Acre mehr mit Waizen an, — das Land habt ihr dazu, — das gibt auch eine reine Einnahme von mindest 25—30 Dollars, und es bleibt euch noch das Stroh. Solche Mittel könnte ich euch noch genug vorschlagen, jedoch es soll anderswo geschehen; hier will ich damit nur Diejenigen widerlegen, die fortan rufen: wir sind arm! wir sind arm! In Deutschland hattet ihr eine Menge von Steuern und Abgaben zu bezahlen, Grundsteuern, Häusersteuern, Gewerbssteuern, Zehentsteuern, Bodenzinse, Interessen von Kapitalschulden, Laudemien, Stiften, Gilten, Scharwerken, Gemeinde-Umlagen, Armenbeiträge, Schulgelder u. s. w. und hattet ein paar Tagwerk Grund und Boden; hier habt ihr 40, 80, 120, 160 und noch mehr des fruchtbarsten Landes und man kann sagen, keine Steuern, denn wenn ihr von einem schönen Hofe von 80 Acres etwa 3 Dollars Steuer gebet und das ist Alles in Allem, so ist ja das gar keine Abgabe mehr zu nennen. Kein einziger Armer klopft bettelnd an eure Thüre, und auch unter euch ist Niemand arm. Wahrhaft himmelschreiend wäre es, wenn ihr auch unter solchen Umständen noch euch auf Armuth und Noth berufen wolltet, um nichts für die Ehre Gottes und euer Seelenheil zu thun.

Noch will ich euch auf leibliche und geistliche Vortheile hinweisen, welche euch sicher in Aussicht stehen, wenn ihr auf meine Plane eingehet. Es wird hier beständig ein Priester, so bald als möglich auch noch ein zweiter wohnen; dann wird an jedem Tage

Gottesdienst sein und eine schöne, tüchtige Schule hier bestehen; euer Seelenheil wird besorgt sein, wie ihr es in Deutschland kaum so hattet. Hierauf werden katholische Familien von andern Gegenden sich hier anzukaufen und Einwanderer sich hier niederzulassen trachten; ältere Leute werden suchen, in der Nähe der Kirche zu sein und sich hier Häuser bauen. Ueber dem wird hier immer, besonders an Feiertagen, ein großer Zusammenfluß von Menschen sein nnd viel verkehrt werden, Kaufläden, Werkstätten u. dergl. werden erbaut werden, und euer Land, das jetzt hier per Acre etwa 5 Dollar kostet, mag bald das 10fache, das 20fache und noch weit mehr gelten. So war es anderswo und überall, wo man kräftig zusammenstand; hier könnet ihr es auch so haben.

Ich glaube nun genug geredet zu haben; ich wüßte nicht, unter welchen Geschöpfen ich wäre, ob ich noch, — ich muß es offen herausfagen, — vor Menschen stehe, wenn ihr noch nicht einsehen würdet, daß diese Gemeinde krank sei, und daß die vorgeschriebenen Arzneimittel wohl die einzigen seien, um euch aus der Auszehrung und vor dem Tode zu retten. Ich kehre demnach zu den Worten zurück, die ich anfangs gebraucht: Wenn doch auch du es erkenntest und zwar an diesem deinem Tage, was dir zum Frieden dienet! O meine liebe Gemeinde! wenn du es doch einsäheft, daß heute noch einmal der Herr zu dir kömmt! Wollt ihr ihn über euch weinen lassen? Weh, wie wird es euch dann in der Zukunft ergehen? Dieses ist noch euer Tag, ihr könnt umkehren, und alles Frühere ist vergessen, wir fangen neu an. Morgen, merkt es wohl, ist mein Tag. Darum ist keine Zeit mehr zum Besinnen, zum Fragen, zum Jammern, zum Heucheln; das dauert schon 10 Jahre lang; es ist einfach die Stunde zum Entschließen da. Ihr könnt, wenn ihr wollt, das bleibt gewiß.

Ich weiß nicht, och ich auch noch meine Kräfte dazu aufbieten soll, um recht eindringliche Worte an eure Herzen und Gemüther zu richten; es ist sicher umsonst, wenn ihr nicht zuerst mit dem kalten Verstande eure Pflicht einsehet und begreifet. Da um die Kirche herum sind meine Pfarrkinder aus St. Hubert und den andern Gemeinden; es ist leicht begreiflich, daß sie für sich froh sind, wenn ihr nicht einig werdet und ich morgen von hier abziehe. Hier um mich an dem Altare sind die Kinder, eure eigenen Kin-

der; — Kinder, stehet alle auf und tretet ganz zu mir her, ich will euer geistlicher Vater sein, euch eine Kirche bauen und eine Schule errichten und euer Lehrer sein, ich will euch schöne, gute, heilige Sachen lehren und dann den Fleißigen und Braven von euch Preise austheilen, — aber natürlich, wenn ich da bleibe, und ich bleibe da, wenn eure Eltern mir folgen. Liebe Kinder! ihr erbarmt mir am meisten, denn ihr seid unschuldig, ihr habt keinen Antheil an der Gleichgültigkeit und Uneinigkeit dieser erwachsenen Leute da, ihr erbarmt mir, denn ihr sollt es am Ende zumeist büßen, zeitlich und ewig, wenn hier alles Kirchliche zu Grunde geht, ihr erbarmt mir, denn der göttliche Heiland, der liebe Kinderfreund hat gesagt: Lasset die Kleinen zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn ihrer ist das Himmelreich; weh dem, der diese Kleinen ärgert, es wäre ihm besser, daß ihm ein Mühlstein an den Hals gehängt und er in die Tiefe des Meeres versenkt würde; Kinder, ihr möchtet gewiß haben, daß ich hier bleibe; nun, hebet die Hände auf und bittet zuerst den lieben Gott hier! — so; und jetzt wendet euch um und schaut euren Eltern ins Gesicht und bittet auch diese! — so. Eltern seht nur hieher; schaut nur eure Kinder an! Behaltet eure Herzen nur kalt und eure Augen trocken! Erbarmet euch nur nicht über diese armen Kindlein, die euch Gott gegeben und anvertraut! — Oder wollt ihr doch euch erweichen lassen? Rühren euch zuletzt doch diese unschuldigen Hände und diese weinenden Augen eurer Kinder? Geht es euch zu Herzen? —

Nun denn, der Anfang ist gegeben, jedoch nur der Anfang, denn ich will nicht Thränen und leere Worte allein, ich will Thaten und Handlungen; ehe die Sonne untergeht, wird es sich entscheiden.

Niemand habe ich mehr, als Dich, o mein Gott, mein Herr und Heiland Jesus Christus! in Deine Hände lege ich diese Gemeinde, denn auch sie hat Dich, Dein kostbares Blut gekostet. Laß sie nicht untergehen, Deine verwirrten Schafe, führe sie zurück zur Heerde! Brich die Eisrinde, den Stein in ihrem Innern! Beuge den Starrsinn, treib aus den bösen Geist der Lauigkeit und Feindseligkeit! Herr Jesu! gib ihnen wahre Eintracht, glühenden Eifer, Freude am Gebete und Vertrauen zu mir, Deinem Diener auf daß Friede und Segen und Heil hier zu herrschen anfange!

Heiliger Bonifazius, großer Apostel von Deutschland! sieh hier Deine Pflegempfohlenen, deine Kinder! Bitte am Gottesthrone! unterstütze das Flehen Deines Dieners!

Und so sei denn dieses erste hl. Meßopfer an einem Sonntage dafür aufgeopfert, daß das Heil nicht verloren gehe, sondern daß wir alle hier glücklich werden und dort im Himmel selig in Ewigkeit. Amen.

Predigt

in einem Hause im Town Ashippun, im County Dodge im Staate Wiskonsin,

am 16. Juni 1852.

Wahres Heil für Häuser und Familien.

Vorspr.: „Heute ist diesem Hause Heil widerfahren."
Luc. XIX. 9.

Die Ereignisse, mit denen unser gütiger Herr und Heiland in Berührung trat und die Handlungen, die er hiebei in Liebe vornahm, bilden gleichsam das erste Glied an einer langen Kette, indem ihnen im Verlaufe der Zeit, bei der Ausbreitung der heiligen Kirche ähnliche folgten. Eine solche erste Geschichte ist die euch wohlbekannte von der Einkehr Jesu im Hause des Zachäus und der Heiligung dieses Hauses. Und was sich heute hier begibt, was ist es anders, als eine Art Wiederholung jener anziehenden Geschichte? Diesem Hause, was geschieht ihm in dieser Stunde anders, als was dem Hause des Zachäus widerfahren?

Meine Geliebten, ihr wißt ja bereits, wie es sich vorbereitet, daß heute diesem Hause Heil widerfährt; warum sollte ich es also nicht auch öffentlich sagen? Der Herr dieses Hauses ist in gewisser Hinsicht zu einem zweiten Zachäus geworden; er hat gehört von

Jesus und dessen Dienern, er hat von einem braven Freunde und Landsmanne, den er zufällig getroffen, vernommen, daß viele Meilen von hier in dem Hause des letztern monatlich der Herr Himmels und der Erde einkehre, daß dort durch mich, einen unwürdigen Priester Christi, Gottesdienst gefeiert, das göttliche Wort verkündet, das allerheiligste Meßopfer dargebracht werde, daß also der Heiland gleichsam hier vorüberziehen werde. Voll Sehnsucht, nach 15 Jahren wieder einmal Christum den Herrn im allerheiligsten Altarssakramente zu sehen und die Stimme des Dieners desselben zu vernehmen, machte er sich auf, es war, als liefe er in seiner Demuth und in seinem Eifer voraus, als stiege er auf einen wilden Feigenbaum; vor vier Wochen machte er den weiten Weg zu dem Orte hin, wo ich damals und auch gestern wieder den Gottesdienst feierte. Ich sah ihn daselbst mitten unter den anwesenden Andächtigen, ich bemerkte, wie sein Herz vor heiliger Rührung überfloß, ich zählte gleichsam die Thränen seines innigen, frommen Verlangens. Und als er nach dem Gottesdienste vor mir stand, bittend um mein Mitgefühl in seiner Verlassenheit, als er auch gestern wieder mit wehmüthigen Blicken in meinem Gesichte forschte, ob ich etwa seine Bitten hören würde, da war es mir, als spräche nicht ich, sondern der Herr aus mir: Zachäus, steige eilends herab, denn heute muß ich in deinem Hause Einkehr nehmen. Und so kam ich, geleitet von Zachäus, gestern hieher; heute soll diesem Hause Heil widerfahren.

So wunderbar fügt sich das, was Gott leitet. Das schöne Land Frankreich, die gute Provinz Lothringen, die euch deutsche, katholische, hier versammelte Familien geboren und groß gezogen, hat wahren Glauben und ächte Frömmigkeit zu tief in eure Seele, in euer Herz gepflanzt, als daß ihr hättet dessen vergessen können; selbst in dieser wilden Waldes-Einsamkeit, in dieser Abgeschlossenheit von aller Welt, wohin man euch unredlich und trügerisch bei eurer Ankunft aus Europa verlockt und gewiesen, es hat das gläubige Licht nicht auszulöschen, das gottliebende Herz nicht zu erkalten und den betenden Mund nicht zu verschließen vermocht, ihr habt die schauerliche Probe 15 Jahre lang bestanden; aber eben darum hat euch auch der Vater im Himmel nicht vergessen und aufgegeben, sondern euch lieb behalten, mit gütigem Auge über

euch gewacht und nun am Ende einen seiner Diener zu euch gesendet, wobei er selbst jetzt in dieser heil. Messe in eurem Hause und in der heil. Kommunion in euren Herzen Einkehr nehmen will. Welche Gnade! Welch eine Freude! Wie traurig war die langdauernde Verlassenheit! aber nur um so kostbarer ist die Wiedervereinigung! Wahrlich, ihr werdet es nie vergessen! Es widerfährt eurem Hause und euch zu großes Heil!

Indeß wir müssen hören, was dieses Heil zu bedeuten habe, von dem ich eben sagte, daß es ein Heil für euer Haus und ein Heil für euch selbst sei. Um das Heil, den Segen, das Glück zu verstehen, muß man voraus wissen, daß von der ersten Sünde her, welche unsere Stammeltern im Paradiese begingen, und so auch von allen nachher begangenen Sünden her ein Fluch auf die Erde und Alles, was darauf ist, gelegt wurde; denn der Fluch ist ja eine Art Strafe, und Strafe ist die Frucht, die nothwendige Folge der Sünde. Zu Adam sprach Gott also: Die Erde sei verflucht in deinem Werk! Die Erde wird des Menschen wegen, der gesündigt, verflucht, weil sie ihm unterworfen ist, weil sie gleichsam sein Haus ist; oder mit andern Worten: der auf dem Menschen lastende und klebende Fluch theilt sich der Erde mit, die der Mensch berührt und läßt an ihr eine Spur zurück, wie ein blutender Fuß. Der Prophet Isaias zeigt uns ein ganzes Kapitel hindurch, woher der Fluch der Erde kömmt und worin er besteht. Siehe, sagt er dabei, der Herr wird verwüsten und entblößen das Land; betrüben, was darauf ist und seine Einwohner zerstreuen. Es wird verheeret und verwüstet das Land, beraubt und geplündert; das Land wird traurig sein, welk und matt, welk der Erdkreis, das Land ist vergiftet von seinen Einwohnern, denn sie übertraten die Gesetze, änderten das Recht, brachen den ewigen Bund. Darum wird der Fluch das Land fressen und seine Einwohner die Schuld tragen. Darin also besteht dieser Fluch, daß die Erde gleichsam den Gehorsam aufkündet und nicht mehr fruchtbar sein will; daß sie widerspenstig wird und sogar Schaden und Unglück bereitet; daß Gottes Segen sich von ihr zurückzieht und der Herrschaft böser Geister Thor und Thüre immer mehr geöffnet wird. Schon dem Adam ward als Strafe angekündet: Mit vieler Arbeit sollst du essen von der Erde alle Tage deines Lebens; Dörner und Distel soll sie tragen und

du sollst das Kraut der Erde essen; im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod essen. — Als Gott seine Hand von seinem Diener Job zurückzog und diesen dem Satan überließ, freilich nicht zur Strafe, sondern nur zur Probe, so zeigten sich alsbald Unglück und Schaden überall, an einem einzigen Tage verlor Job all sein ungeheures Vermögen; die räuberischen Sabäer trieben alle Ochsen und Eselinnen weg und schlugen die Knechte todt; Feuer vom Himmel fraß die sämmtlichen Schafheerden mit den Hirten; die plündernden Galdäer raubten alle Kameele und tödteten deren Treiber, endlich wurden auch alle Söhne und Töchter Jobs von einem einstürzenden Hause erschlagen. Zur Zeit Christi verdorrte jener Feigenbaum, den der göttliche Heiland seiner Unfruchtbarkeit wegen und um ein Beispiel zu setzen, verflucht hatte, augenblicklich, und da er seinen Jüngern befahl, beim Eintritte in jedes Haus dieses mit den Worten zu grüßen: der Friede sei diesem Hause! setzte er hinzu: wenn daselbst kein Kind des Friedens ist, so wird der Friede zu euch zurückkehren. Merkwürdig ist auch, welch eine Macht der Satan errungen hatte, als noch das Heidenthum, der Zustand der Gottlosigkeit und des Fluches herrschte; er hatte sich nicht bloß in vielen Götzenbildern eingewohnt und bethörte von da aus durch trügerische Orakelsprüche die Heiden, er hatte auch eine Menge Menschen selbst besessen gemacht, und fuhr einmal sogar in Schweine, die sich dann ins Meer stürzten; ja noch mehr: er trat dreist sogar vor den göttlichen Heiland hin, zeigte ihm die ganze Welt und alle Schätze derselben, sagend: dieß Alles will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest!

Um diesen Fluch von der Erde und den Menschen wegzunehmen, und dafür Heil und Segen zu bringen, erschien nun der Sohn Gottes selbst, unser Herr Jesus Christus auf der Welt. Im Hinblicke auf das Opfer Noa's, welches nur ein Vorbild des großen Versöhnungsopfers Jesu am Kreuze auf Golgatha war, hatte Gott schon dem Noa gesagt: Nimmermehr will ich die Erde verfluchen um der Menschen willen, nimmer alles Lebende schlagen, wie ich gethan habe. Aehnlich sprach und that Gott vor Abraham: In dir sollen gesegnet werden alle Geschlechter der Erde. Die Güte und Erbarmung Gottes richtete es so ein, daß es gleichsam in die Hand des Menschen selbst gelegt war, Fluch oder Segen

sich zu wählen. Siehe, sagt Gott durch Moses, ich lege vor euch heute den Segen und den Fluch: den Segen, wenn ihr die Gebote des Herrn, eures Gottes haltet, die ich heute gebiete; den Fluch, wenn ihr die Gebote des Herrn, eures Gottes, nicht haltet. Dieses Glück der freien Wahl zwischen Fluch und Segen aber kommt für die Menschen von Christus dem Herrn, der den Fluch mit sich ans Kreuz nahm und dadurch vernichtete, der ein Fürst des Friedens wurde für Alle, die eines guten Willens sind und ihm nachfolgen. Wie des ersten Adam und seiner Sünde wegen Fluch über die Erde kam, so strömt über sie jetzt der Segen und das Heil aus wegen Christus des neuen Adam und seiner Gerechtigkeit. Gottes Segen strömt über wie ein Fluß, verkündet der weise Mann im alten Testamente und der Apostel Paulus erklärt: Gelobt sei Gott und der Vater unseres Herrn Jesu Christi, der uns gesegnet hat mit allem geistlichen Segen, mit himmlischen Gaben in Christo. Darüber werden denn auch, wie der hl. Geist in den Sprichwörtern lehrt, die Wohnungen der Gerechten gesegnet, und ich wiederhole dazu den Vorspruch: Heute ist diesem Hause Heil widerfahren, weil auch er, Zachäus, ein Sohn Abrahams ist.

Oder wer wollte es läugnen oder nur verkennen, daß mit Christus dem Herrn das Heil und der Segen auf Alles sich herniederläßt, was sich seiner Erlösung theilhaftig macht? Vor ihm wichen die Teufel aus den Besessenen, schon seinem heiligsten Namen allein konnten sie nicht widerstehen; es wichen Krankheiten aller Art, meist augenblicklich, es wich selbst der Tod. Unter seinem Befehle verwandelte sich Wasser in den besten Wein, vermehrten sich wenige Brode und Fischlein zur Sättigung für viele Tausende; in seinem Namen warfen die Jünger Netze aus und diese füllten sich mit Fischen bis zum Zerreißen. Alles, was die Apostel im Namen Jesu unternahmen, gelang, und so trugen sie denn auch mit dem Evangelium zugleich das Heil, den Segen, die Gnade und den Frieden in alle Welt aus, jeder Gemeinde, jedem Hause, die dessen werth waren, diese Gaben zutheilend.

In den Aposteln und ihren Nachfolgern trat die Kirche in dieses schöne Amt der Heilsvertheilung und Segenspendung ein, und sie ruft in bestimmten Gebeten und Ceremonien Weihe und Segen auf alles Irdische, was man ihr dazu vorlegt; sie nimmt

dabei den ursprünglichen Fluch hinweg, sie fordert im Namen Gottes und Christi die Natur auf, dem Menschen wieder den alten Gehorsam zu leisten, sie verbietet dem Satan allen fernern Einfluß und wehret alle Feindseligkeit und Beschädigung, während sie zur selben Zeit auch den Menschen ermahnt, sich dieses Segens würdig zu machen. So werden Kirchen, Schiffe und Häuser geweiht und gesegnet, gesegnet sogar auch die Stallungen für das Vieh und die Scheuern für das Getreide; es werden gesegnet Felder und Wiesen, Früchte und alle Nahrungsgegenstände, Feuer, Wasser und Salz; es werden gesegnet Kleider und Werkzeuge, Rosenkränze, Skapuliere, Bilder und Bücher; es wird gesegnet das Gewitter am Himmel, das drohend über unsern Häuptern steht und nicht minder die Flur, auf der unsere Saaten im Frühjahre emporsprossen.

Geben wir uns nicht der so falschen und irrigen Meinung hin, die einige hegen, als sei dieß Alles unnütz; denn schon ein altes Sprichwort sagt: An Gottes Segen ist Alles gelegen. Das ganze Christenthum selbst ist ein Segen für alle Länder und Völker, und ohne dasselbe kehrt der alte Fluch zurück. Daß Asien, die Völkerheimath nichts mehr ist, als ein mit Fluch beladenes Land, stammt daher, daß es den Segen des Christenthums, der ihm zuerst angeboten wurde, verwarf. Dasselbe ist mit Afrika der Fall, dessen nördlicher Theil ganz besonders emporblühte unter dem Segen der Religion Jesu; aber der Segen Christi ist hinweg, — und der alte Fluch, die alte Barbarei, die alte Wüstenei wieder da. Europä, der kleinste Erdtheil, wurde an Macht, an Weisheit, an Kunst, an Bildung, Gesittung und Reichthum der größte wegen des Christenthumes. Und dieses Amerika? Man will die wilden Bewohner hier civilisiren, man will dieses Land kultiviren, man will Städte bauen, Kolonien anlegen, heimathliche Stätten gründen und glücklich leben — ohne Gott, ohne Christus, ohne Religion, ohne Heil, ohne Segen? Welch eine Thorheit und Eitelkeit! Oeffnet doch die Augen und seht, was man auf solche Weise wahrhaft Dauerndes und Beglückendes zu Stande bringt!

Und ihr, meine lieben Familien, was hattet denn ihr bisher von diesem Lande und seinen Früchten, von euren Hütten und Wohnungen? Oder vielmehr, da ihr euren Gott noch nicht ver-

gessen habet, was sollten denn in der Folge eure Kinder und Kindeskinder von dieser eurer ungesegneten Habe, von diesen euren ungesegneten Häusern haben? Ja, das erwartet euch, und hat euch bisher schon betroffen: eine stete harte Arbeit unter dem Schweiße eures Angesichtes; stete Einsamkeit und Verlassenheit; stete Gefahren für Leib und Seele! Und wenn dann jetzt noch mehr gekommen wäre, was nicht hätte ausbleiben können, daß eure Kinder in ihrem Leben noch nie eine christliche Kirche gesehen, daß sie noch gar nicht von einem Priester getauft wären, kein Sakrament empfangen würden, keine Predigt hören würden, selbst den Namen Gottes nach und nach vergessen würden; wenn es etwa nach Jahren geschehen würde, daß dieses Crucifixbild des Erlösers, hier in dieser Ecke zufällig auch noch dahinge, aber euere Kinder oder Enkel würden es an einem Tage bemerken und fragen: Was bedeutet doch dieses Bild da? Wir wissen es nicht, darum kommt, laßt es uns im Ofen verbrennen! Was nützt denn dann noch Haus und Hof, Vieh und Felder, Geld und Gut? Wenn man hier ein Leben führen würde, nicht etwa bloß wie wilde Indianer, welche das Christenthum noch nie kennen lernten, aber dennoch den Kische Manito, den großen Geist anbeten, sondern ein viel verwerflicheres Leben, weil ihr sagen müßtet: Wir kennen das Heil des Christenthumes, aber wir haben es verlassen, und unsere Kinder wissen nicht einmal mehr den Glauben an den großen Geist überliefert! — was habt ihr dann von diesem Dasein? Es ist gewiß eine harte Sache, das alte Vaterland, das alte Haus seiner Eltern, seiner Geburt und Erziehung zu verlassen; aber erst dadurch würde es zehnmal härter, wenn jemand schon voraus wüßte, daß er hier in einem Lande ohne Christenthum, in einer Gegend ohne Kirche und Priester, in einem Hause ohne hl. Kreuz und Weihwasser leben müßte.

Bedarf man des Heiles und Segens des Christenthums schon im Allgemeinen so sehr, für das Leben überhaupt, für das Land, das Haus, alle Arbeiten und Beschäftigungen, so hat es das innere Leben des Menschen und der Seele noch viel nöthiger; denn Alles Äussere ist eitel, wenn es im Innern fehlt, wie Christus der Herr so eindringlich spricht: Was hilft es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber an seiner Seele Schaden leidet.

Es gibt zwar Menschen, und ihr meine Theuren, möget in eurer Nachbarschaft den einen oder andern von solchen kennen gelernt haben, die da sagen, man könne auch ohne Christus und Christenthum, ja selbst ohne Gott leben. Was noch weit trauriger ist, es gibt Menschen, die das nicht bloß sagen, sondern die auch so zu leben versuchen. Man kann auch ohne Gott leben, sagen sie, und versuchen es auch; — allerdings so, wie ein Stück Vieh lebt; aber übersehen wir nicht, daß selbst das Thier nicht ohne Gott lebt, wenn es auch gleich denselben nicht kennt, von demselben nichts weiß. Nun, ein solches Thierleben führen einige Menschen, namentlich in diesem Lande; sie sinnen Tag und Nacht nur nach dem Irdischen, sie denken nur an das Zeitliche, sie spekuliren nach Hab und Gut, sie benützen dazu alle erlaubten und unerlaubten Mittel und Kunstgriffe, sie sind einzig bloß für ihren Vortheil besorgt und kümmern sich nicht um den Nebenmenschen, es ginge bloß noch ab, daß sie auch noch auf allen Vieren gehen und laufen würden, dann wären sie äusserlich dem Thiere ganz gleich. Aber gibt es denn für solche Menschen wirklich auch keinen Gott? Nachdem wir aus dem Glauben wissen, daß Gott der Herr Himmels und der Erde, und der einstige Richter über alle Menschen ist, daß er allwissend, allgegenwärtig, allmächtig, allgütig ist, wird er nun nicht mehr sein, vernichtet sein, weil einige Thoren ihn nicht mehr anerkennen. Wird er nicht mehr da sein, wenn einige Verrückte in ihrem Wahnsinn sprechen: er ist nicht mehr da! Thorheit der Thorheiten! Wenn einer, der da athmet, wie jeder lebende Mensch, sagen würde: ich habe keine Luft nöthig, ich athme ohne Luft; würde nicht die ganze Welt einen solchen Narren verlachen? Warum aber Gott solche undankbare Kreaturen doch noch leben läßt? Hier an diesem Bilde des Gekreuzigten steht die Antwort; könnt ihr sie nicht selbst lesen? Vater verzeih' ihnen, sie wissen nicht, was sie thun!

Aber wenn es denn nun wirklich gelebt wird, ein solches Leben ohne Glauben an Gott, ein solches Thierleben, was ist denn sein Charakter? Habt ihr es schon betrachtet? Hat sich Jemand schon in Gedanken in diesen Zustand versetzt? Es ist merkwürdig, daß des Menschen Geist denn doch niemals ganz ohne Zweck, ohne Ziel thätig sein kann, daß er gleichsam einen Gott, als letztes

Ziel haben muß; verwirft er den wahren Gott, als höchstes Ziel, dann macht er sich selbst einen Gott als Endziel. Die einen Heiden machten sich Sonne, Mond und Sterne zu Göttern, andere setzten sich dazu Krokodile, Ibisvögel, Hunde und Katzen; wieder andere nahmen metallene, steinerne, hölzerne Bilder; die Israeliten z. B. in der Wüste verfertigten sich während der Abwesenheit des Moyses ein goldenes Kalb als Götzen. Welchen Gott oder Götzen machen sich aber nun wohl die neuern Ungläubigen, diese Thier-Menschen? — Schon vor 1800 Jahren ist es voraus verkündet worden: „Ihr Gott wird der Bauch sein." Diesem Bauche, diesem Körper muß zuletzt Alles dienen; für diesen plagen sie sich Tag und Nacht, für diesen sammeln sie Schätze, diesen füttern und tränken sie, diesen legen sie schlaffen, diesen vertheidigen sie, diesem muß Gemüth, Seele und Geist unterthänig sein. So dient auch der Maulwurf, von dem man ehedem meinte er sei blind, nur seinem Bauche, wie einem Gott; für ihn wühlt er Tag und Nacht im Boden, sucht Würmer, Larven und Wurzeln auf, gräbt einen Gang um den andern, wirft Haufen Erde auf, und getraut sich nie an das Tageslicht hervor zu kommen. Und was ist dann der Ausgang dieses Lebens, und das Schicksal dieses zum Gott gemachten Bauches? Nach einer Spanne Zeit, nach etlichen Jahren wird der Bauchgott todt in eine Grube geworfen, bekommt nichts mit, als sechs Brettchen, und wird von Würmern, Motten und Maden aufgefressen. Ach, erbärmliches Leben!

Oder ist vielleicht an ihm, so lange es dauert, mehr Glück und Friede? Ach nein! Seht nur einmal etwas genauer solche Menschen an, und beobachtet ihr Leben! Wie eine dunkle Wolke liegt die Gottlosigkeit ihnen auf dem Gesichte, und bei ihrer Gewissenslosigkeit wandeln sie wie in einer schwarzen Nachtfinsterniß; ihr Auge verräth bald Unruhe, Mißtrauen, bald Verzagtheit und Verzweiflung, auf der Stirne sitzt Frechheit und Keckheit, um den Mund spielt List und Betrug, auf dem Gesichte malt sich ab Rohheit und Barbarei, und alle Glieder sind durchzuckt von Leidenschaften. Ihr Feld ist häufig ein Blutacker, ihr Haus eine Räuberhöhle, ihre Familie mit ihnen selbst eine Pest. Da wohnt kein Friede, keine Liebe, kein Segen, kein Heil; und die

letzten Dinge werden ärger als die ersten sein. Wer will einem solchen heillosen Leben sich und die Seinigen hinopfern?

In der That, Gott läßt meist den Menschen leben, ist er wie er will, denn es bleibt ja immer noch der Tag der Abrechnung vor dem Gerichte; aber meine Geliebten, dieses bloße Lebenlassen ist offenbar für uns Menschen zu wenig, da wir freie Geschöpfe sind, und mit Freiheit selbstthätig zu unserm ewigen Heile mitwirken sollen. Gott hat zwar, sagt ein heiliger Kirchenvater, uns ohne uns erschaffen, aber er will uns nicht ohne uns erlösen. Darum können wir nimmermehr unsere Aufgabe lösen, ohne uns der Erlösungsmittel, die Jesus Christus uns bereitet, theilhaftig zu machen.

Der Glaube kommt vom Hören, sagt der Apostel Paulus, und setzt dazu: wie können sie aber glauben, wenn sie nicht hören? — Wirklich meine Theuren, ihr seid überzeugt, daß der Glaube nothwendig sei, daß, wer nicht glaubt, schon verdammt sei, daß man ohne den Glauben Gott nicht wohlgefallen könne, weil eben der Glaube das Fundament und die Wurzel unserer Rechtfertigung ist, und ich darf hoffen, daß ihr bei eurem Eifer für den heiligen Glauben euerer alten Heimath auch diesen euren Kindern diese Wahrheit von der Nothwendigkeit des Glaubens eingeprägt habet, aber habt ihr nicht vielleicht doch Manches vergessen, und wenn eben ihr selbst nicht, habt ihr nicht vielleicht den Kindern nicht mehr alles sagen, lehren können, was man glauben müsse? Haben sich dabei noch keine Irrthümer, keine bedeutenden Zweifel eingemischt? Wer bürgt euch dafür, da ihr so viele Jahre lang, gleichsam eure Uhr nicht mehr prüfen konntet, ob sie noch recht die Zeit anzeige? Also wie nothwendig, zu hören; wie nothwendig, daß solche seien, die da das Wort Gottes, die Lehre des Glaubens verkünden, und Gott der Herr solche sende!

Der Glaube ohne die Werke ist todt, darum ist es nöthig, das der Glaube in den Werken sich belebe, daß mit dem Glauben die Liebe sich verbinde. Allein wie leicht erkaltet die Liebe! Wie leicht wird sie zu einer bloß irdischen Liebe, die vor Gott nichts mehr gilt! Man arbeitet um zu leben, und man lebt um zu arbeiten; aber daß man aus Liebe zu Gott arbeiten, daß unser Leben ein Leben der Liebe zu Gott sein soll, einer brennenden Kerze gleich

die sich selbst allmählig verzehrt im Leuchten für den Herrn des Hauses, — dieß verliert sich nach und nach. Die heilige Kirche unsere Mutter hat den Sonntag und viele eingesetzte Festtage benützt, um ihre Gläubigen in die Kirche zu rufen, und da durch die Priester zu besorgen, daß die Liebe zu Gott in den Herzen wieder neu entzündet, daß die Werke und Arbeiten eine Woche lang wieder neu von dem Feuer der göttlichen Liebe durchdrungen werden: dennoch geschieht gar Vieles, was ferne ist von der Liebe Gottes. Aber, o mein Gott! wie erst dann, wenn, man mehrere Jahre lang, keinem Sonn- und Feiertags-Gottesdienste mehr beiwohnen kann? O liebe Leute, schlaget die Hände ober dem Kopfe zusammen aus Dankbarkeit, daß euch Gott dennoch nicht verlassen, daß dennoch euere Herzen nicht erkaltet sind!

Wer nicht wiedergeboren aus dem Wasser und dem heiligen Geiste, kann nicht eingehen in das Himmelreich; so verkündet Christus Jesus selbst; also ohne die Taufe keine Seligkeit möglich. Wohl kann im Nothfalle jeder Mensch taufen, wenn er dabei die rechte Meinung erweckt; aber ist diese rechte Meinung bei Jedem zu finden? Man hat Kinder zu mir gebracht, daß ich sie taufe, und ich mußte natürlich jedesmal fragen, ob sie nicht nothgetauft wären. Bei vielleicht nahe hundert solchen Kindern, von denen man mir sagte, sie wären bereits nothgetauft, blieb mir nur bei einem einzigen gar kein Zweifel übrig, daß es gültig getauft, bei den meisten mußte ich zweifeln, und ich ertheilte ihnen die Taufe unter der Bedingniß, daß sie nicht getauft seien; bei den übrigen sah ich deutlich, daß sie noch gar nicht getauft seien, weil die Nothtaufe nicht recht verrichtet worden. Also welch eine Gefahr, in welche die Eltern manchmal ihre Kinder, das Theuerste, das Kostbarste für sie auf Erden versetzen! Mein Gott, wenn am Ende nur ein einziges Kind durch meine Schuld von der Anschauung Gottes ausgeschlossen wäre! Würde man zu mir kommen und sagen: Eilen sie, ein Kind, noch nicht getauft, ist im Sterben, und Niemand ist da, der es recht taufen kann, ich würde lieber das kostbarste Pferd im Reiten todt jagen, als daß ich säumen würde.

Habe ich eine brennende Kerze vor mir, und ich putze sie längere Zeit nicht mehr, so wird das Licht immer matter, und zu-

letzt kann es sogar gänzlich erlöschen. Meine Theuren, ein jeder von uns ist eine solche Kerze, und wird er namentlich im heiligen Sakramente der Buße und so auch durch andere Reinigungsmittel nicht mehr geputzt, so geschieht an ihm dasselbe. Das Licht wird matter, die Dunkelheit größer, die Unreinigkeit mehr, und alles Licht droht bald auszulöschen. Oder man ist einer Lampe gleich, die den öftern Nachguß von Oel verlangt; dieses Oel, diese Nahrung ist das allerheiligste Sakrament des Altares. Welch ein Zustand der Seele, dieser Reinigung, dieser Nahrung entbehren zu müssen!

Wie vieles Elend kömmt über den Menschen in seinem Leben Wie vieles bringt oft nur Ein Tag! Die Kräfte nehmen ab, der Muth bricht; die Geduld geht aus, alle Lust, alle Freude ist dahin, der Mensch allein ist zu schwach, um alles Ungemach der Welt, besonders in einer solchen wilden Einsamkeit ertragen zu können. Dann aber, wenn die Noth am größten, ist die Hülfe am nächsten; dann kehret Gott ein, dann richtet uns der Trost der Religion empor, dann stellt sich der Diener Gottes an unsere Seite, und träufelt voll Theilnahme und Mitleid den himmlischen Balsam in unsere Wunden. Wie aber, wenn dieser Friedensengel, dieser himmlische Freund fehlet? Nehmt mir Hände und Füsse, reisset mir die Zunge aus, aber nehmt mir den Trost der Religion nicht! ich bin nicht im Zweifel, was ich hier wählen soll. Laßt mir das Heil Gottes, den himmlischen Segen; dieß wiegt Alles andere auf.

Eines möchte ich gerne umgehen und nicht besprechen, denn eure Herzen und auch das meinige sind genug gerührt, ja ich muß sagen, zerrissen. Aber das, was ich übergehen möchte, liegt so vor den Augen da, daß wir nicht darüber wegsehen können. Hier durch das Fenster erblicke ich ein Gärtchen, und in demselben habt ihr mir die Grabhügel eines Vaters und einer Mutter und dazu die einiger eurer Kinder gezeigt, die seit eurem Hiersein gestorben. Mein Gott im Himmel! stärke uns; — ich will nicht weiter davon reden; ich will nicht wiederholen, was ihr selbst nur gesagt! Nur ein Trost blieb: sie starben in Sehnsucht nach Gott; die Kinder starben in der Nothtaufe.

Aber diesen Tag zähle ich zu den schönsten meines Lebens Heute ist diesem Hause Heil widerfahren, weil auch er ein Sohn

Abrahams ist. Steige nun herab, o Gott, in diese Hütte, kehre ein! Bringe Heil und Segen, Glück und Frieden hernieder, diesem Hause, diesen Deinen Kindern! Ich habe Schaafe gefunden, die verloren waren; dir o guter Hirt gebe ich sie. Komme herab, göttlicher Herr und Heiland Jesus Christus, in dieser heiligen Messe, in der hl. Kommunion, und bringe Heil für dieses Haus und die darin wohnen, für alle Häuser rings herum, und die Gläubigen, die sie bewohnen! Mein Heiland, ich empfehle sie dir diese Wiedergefundenen! Maria, Mutter Gottes, seligste und reinste Jungfrau ich anvertraue dir diese wiedergefundenen Kinder! daß sie stark bleiben im Glauben, lebendig in der Liebe, und daß sie von nun an immerdar vereint bleiben mögen mit uns, mit der Kirche, damit auch sie dazu beitragen, daß Ein Hirt und Eine Heerde und Ein Schafstall werde. Amen.

Predigt

in einem Hause zu Salisbury (Salzberg), im Town West Bend, County Washington, Staat Wiskonsin,

am 7. Juli 1852.

Aussöhnung einer verirrten Gemeinde mit Gott und der Kirche.

Vorsp.: „Versöhne dich mit deinem Bruder, und dann komm, und opfere deine Gabe!" Matth. 5, 24.

Die Zeit, welche eben über unsere junge katholische Kirche und ihre Kinder hier in Amerika hinübergeht, ist nicht unähnlich jener, da die allgemeine Kirche Jesu selbst unter den Aposteln

und ihren Nachfolgern anfing, oder auch, da sie sich in unserem alten deutschen Vaterlande in Europa auszubreiten begann; gerne lasse ich mein betrachtendes Auge auf den vorkommenden, merkwürdigen Erscheinungen ruhen, denn es wird mir dadurch so Manches klar, was sonst durch die Länge der Vergangenheit undeutlich gemacht ist. Wahrlich! viele Dinge, viele Ergebnisse wiederholen sich; es ist wie im Wellenschlage des Wassers. Durchwandelten die heiligen Apostel selbst und ihre unmittelbaren Schüler dieses unser Land, gingen ein heiliger Rupert, Emeran, Korbinian, Willibald, Kilian, und besonders ein heiliger Bonifacius in diesen Staaten herum, sie würden sich wundern, auch bei uns Vieles von dem wieder zu sehen, was sie zu ihren Zeiten geschaut, all' das viele Schöne und Erfreuliche, aber auch so viel Trauriges und Betrübendes, all' das Gute und Ausgezeichnete, aber auch so vieles Schlimme, Verderbliche, selbst Schreckliche. So ist immer Gutes mit Bösem gemischt.

Jedoch dieß gilt nicht etwa bloß vom Allgemeinen, sondern auch vom Besondern; dieselben Arten von Tugenden und auch dieselben Arten von Fehlern erscheinen bei uns wieder. Neben der felsenfesten Glaubenskraft, der brennendsten Liebe, der glänzendsten Tugend, neben Demuth, Friedfertigkeit, Gehorsam, zeigen sich auch Abfall vom Glauben, Verletzung der Liebe, Sittenlosigkeit, Stolz, Streitsucht und Widerspenstigkeit; über das Eine freuten sich die ältesten Missionäre, die Apostel und ihre Nachfolger, und über das Andere trauerten sie; eben so ist es auch für uns späte Missionäre in diesen Tagen. Bald können wir mit dem Apostel Paulus sagen: Seitdem wir von eurem Glauben, den ihr an den Herrn Jesum Christum habet, und von der Liebe zu allen Heiligen gehört haben, hören wir nicht auf, Gott zu danken um euretwillen; bald aber müssen wir wiederum auch jammern in den Worten desselben Völkerlehrers: Viele wandeln, wie wir euch oft gesagt haben, jetzt aber unter Thränen sagen, als Feinde des Kreuzes Christi, deren Ende Verderben, deren Gott der Bauch ist, die sich in ihrer Schande rühmen, die irdisch gesinnt sind.

Etwas, das bereits Allen bekannt ist, kann man weder verschwiegen noch geoffenbart machen; nur das bringt noch einen Unterschied, wenn es von einer besondern Person öffentlich und

gleichsam feierlich verkündet wird. Eure Gemeinde-Zustände, meine Geliebten, sind von dieser Art; ihr kennet sie, auch ich kenne sie, und ebenso kennt sie unser geliebter Oberhirt, der Herr Bischof, der mich eigens zu euch sendet. Ich muß es öffentlich hier aussprechen; So viel Gutes noch bei Einzelnen aus euch ist, so viel Treue am Glauben, Liebe zu Gott und den Mitmenschen, Frömmigkeit und guter Sinn, im Allgemeinen jedoch ist die Gemeinde selbst in eine beweinenswerthe Lage gerathen, in ein großes Aergerniß für euch untereinander und für die ganze Umgegend. Dem Herrn Bischof macht euer Zustand sehr viel Bekümmerniß, und als ich zuerst davon hörte, wurde ich auch ganz traurig. Ich bot mich bereitwillig dem Herrn Bischof an, daß er mich zu euch sende; ich nahm mir vor, Alles zu versuchen, um euch wieder auf das rechte Geleise des Friedens und der Einigkeit mit uns und der ganzen Kirche zurückzuführen, und nicht ohne Hoffnung habe ich gestern die mir vom Bischofe aufgetragene Reise unternommen. Soll meine Hoffnung sich rechtfertigen, oder soll sie mich täuschen? Gott weiß es! ich mindest will das Meinige thun.

Soweit ihr noch katholische Namen traget, zählet ihr 80 — 90 Familien; darunter sind auch zwei Dritttheile deutsche Katholiken, zu denen ich jetzt in deutscher Sprache rede; das andere Drittel besteht in katholischen Irländern, und ich werde darnach in englischer Sprache zu ihnen sprechen.

Die meisten von euch wohnen hier in den beiden, nur eine halbe Meile von einander entfernten, so schönen, aufblühenden Villages (Märkten) Salzberg und Westbend, und wie ich höre, seid ihr alle bereits ziemlich wohlhabend. Sonderbar, aber es ist so; ein Jude von hier hat euch ein Grundstück mitten in der Village Westbend zu einem Kirchen- und Begräbnißplatze geschenkt, ihr seid auch anfangs mit Eifer daran gegangen, und habet schnell die Wände und das Dach eines netten Kirchleins aufgestellt; ein paar Jahre lang kam in jedem Monate ein Priester zu euch, und hielt euch einstweilen hier in diesem Hause einen Missions-Gottesdienst.

So schien es, als solltet ihr bald eine der herrlichsten Gemeinden werden, als könnte der Herr Bischof bald einen eigenen Priester bei euch Wohnung nehmen lassen, und als würde man

bald den katholischen Einwanderern sagen dürfen: Geht nach Westbend oder Salzberg, dort werdet ihr einen guten Platz finden.

Aber welch eine schmerzliche Täuschung! Plötzlich ging unter der schönen Weizensaat das Unkraut auf, und wucherte hoch empor, so, daß mit der Zeit noch jedes Weizenpflänzchen bis auf's Letzte erstickt werden müßte. Mein Gott! wäre es doch nicht so! dann dürfte ich von so betrübenden schmerzlichen Dingen nicht reden. Die ersten Streitigkeiten entstanden unter euch, weil viele von euch den Eigenthumstitel des Kirchen-Grundstückes nicht dem Bischofe geben wollten, was doch, wie ihr alle wisset, hier im Lande Kirchengesetz ist, und sonst fast überall ohne Widerrede anerkannt wird. Darauf kam ein Zweites: Der würdige Missionär, ein Landsmann von mir, der zuletzt zu euch kam, wurde so mißhandelt, daß er auf das Geheiß des Herrn Bischofs hin nicht mehr unter euch erschien. Doch das Traurigste ist das Dritte. Es kam ein Mensch zu euch, der sich einen Rongeaner, einen Humanisten und Freigeist nannte, und hielt euch auf öffentlichem Platze eine Rede, deren Inhalt hier wieder anzugeben ich mich schämen würde; hat ihn ja doch, wie ihr selbst erzähltet, während der Rede sogar ein Hund, ein unvernünftiges Thier gekennzeichnet; und diesem liefet ihr nach, und Manche aus euch hängen ihm noch bis zu dieser Stunde an.

Die Folgen solcher Vorfälle konnten nicht ausbleiben; seit zwei Jahren habt ihr niemals einen Gottesdienst gehabt, die meisten von euch haben seit dieser Zeit kein heiliges Sakrament mehr empfangen; mehrere Kinder sind noch ungetauft, einige Ehen noch nicht durch Priesterhand eingesegnet, und Etliche sind sogar ohne Sakramente gestorben; weiters ist an eurer Kirche nichts mehr geschehen, und ihr seid überhaupt ganz uneins, zerstreut und verwirrt geworden. Ach, wie dauert ihr mich und gewiß fühlt ein jeder von euch dasselbe. Wie dauern mich diese alten Leute, die schon nahe am Grabe stehen, und die wahrlich zu etwas Besserem nach Amerika gekommen sind, als daß sie hier in der größten Gefahr leben und sterben, ewig verdammt zu werden! Wie dauern mich diese Kinder, die euch Gott wohl zu etwas Anderem geschenkt und anvertraut, als daß ihr sie hier wild aufwachsen lasset, und dann jedem Irr- und Ungläubigen preisgebet! Laßt mich lieber davon schweigen, es thut meinem Herzen zu weh; ich möchte den

Meisten von euch ein anderes Wort von der Zunge nehmen, nämlich: ist denn da nicht mehr zu helfen? und wenn, was soll denn geschehen? Die Guten werden willig sein und voran gehen, und die übrigen werden vielleicht nachfolgen. Nun, so laßt uns sehen! ich will thun, was in meiner Kraft steht, heute zunächst in Worten, und dringen diese euch in die Herzen, dann auch in Werken. Heiliger Gott im Himmel! steh mir bei in dieser ernsten Stunde! um eine ganze Gemeinde, um so viele Familien, die alle durch das kostbare Blut Jesu Christi erlöset sind, handelt es sich; das Blut Jesu soll nicht vergeblich für sie geflossen sein.

Eines müßt ihr, meine Theuren, vor Allem glauben und wohl bedenken, nämlich: daß es außer der Gemeinschaft mit der einen heiligen, katholischen und apostolischen Kirche kein Heil gebe. Wer die Kirche nicht hört; sagt schon Christus, der sei Dir wie ein Heide und öffentlicher Sünder. Zu Petrus dem Apostelfürsten, auf welchen wie auf Felsen die Kirche Jesu gebaut wurde, sprach der Heiland: weide meine Schaafe und Lämmer! stärke deine Brüder! Allein dieß ist ja unmöglich für diejenigen, welche nicht mehr in Vereinigung mit der Kirche und mit Petrus stehen. Im apostolischen Glaubensbekenntniße spricht jeder von uns: Ich glaube an Eine heilige katholische Kirche, an eine Gemeinschaft der Heiligen; wie kann man aber dieß noch mit Wahrheit sagen, wenn man eine getrennte, eigene Kirche und Gemeinschaft bildet! Ganz kurz sagt auch ein berühmter heiliger Kirchenvater schon in der ältesten Zeit: Wer die Kirche nicht zur Mutter hat, der hat auch Gott nicht zum Vater. Andere erklären dann, die Kirche sei die neutestamentliche Arche Noah's; wie damals in der Sündfluth Alles umkam, ausser was in der Arche war, so wird auch jetzt in der Sündenfluth der Welt Alles zu Grunde gehen, ausser was in der Arche der Kirche ist.

Täuschet euch aber nicht, meine Geliebten und meinet nicht, daß man auch unsichtbar zur Kirche sich rechnen könne, wenn man eben nur meint, man gehöre zur Kirche. Die Kirche nämlich, die zwar innerlich unsichtbar ist, wie die Seele des Menschen, und ein unsichtbares Oberhaupt, Jesum Christum hat, ist nichts desto weniger auch sichtbar in dieser Welt, wie unser Leib, und hat ebenso ein sichtbares Oberhaupt, welches für die ganze Kirche

der Papst, der Stellvertreter Christi, und für je einen einzelnen Theil der Bischof ist. Es muß euch daraus klar sein, daß nun auch unsere Verbindung mit der Kirche neben der unsichtbaren ebenso eine sichtbare sein müsse. Längst ist es festgesetzt, worin diese Verbindung bestehe, nämlich die unsichtbare durch den innern wahren Glauben, durch die innere göttliche Liebe, durch die innere Gnade, Gerechtigkeit und Heiligkeit; die äussere aber durch das offene Bekenntniß des Glaubens, durch den rechtzeitigen Gebrauch der hl. Sakramente, nämlich der Taufe für jeden Menschen, der Buße für jeden Sünder, und des Altarsakramentes für jeden Erwachsenen, zur Kommunion in jeder Osterzeit, und zur Anhörung der heiligen Messe an jedem Sonn- und gebotenen Festtage, endlich durch die Unterordnung unter die geistliche Gewalt eines rechtmässigen Bischofes, und mit diesem unter die geistliche Gewalt des Papstes. Das sind also die Zeichen, die Merkmale, und wo diese fehlen, da ist keine Gemeinschaft mit der Kirche mehr da.

Entscheidet nun selbst, meine Theuren, wie es bei euch steht, und ob man nicht Ursache hat, jammernd die Hände ober dem Kopfe zusammenzuschlagen wie über Leuten, die gleichsam aus dem Schiffe hinausgefallen, in den Fluthen dahin gerissen werden, und dem Untergange nahe sind. Wieder muß ich euch mahnen und bitten, daß ihr euch nicht täuschen möchtet, wenn ihr etwa gewisse Zeichen und Merkmale findet, die aber entweder falsch oder unvollständig sind. Wäre es nämlich gebräuchlich, daß die Katholiken den Buchstaben „K" auf der Brust tragen würden, dürfte man dann schon einen jeden für einen Katholiken ansehen, der diesen Buchstaben anhängen hat, da dieser auch etwas Anderes, z. B. Kaufmann, Korporal, Kaminfeger, Kranker, Ketzer u. s. w. bedeuten kann? Wir Deutsche haben eine gemeinsame Nationalsprache, die deutsche; wenn wir nun irgendwo deutsch reden hören, halten wir denn jeden, der deutsch spricht, für einen gebornen Deutschen? Wer die Sache nicht näher kennt, möchte meinen, ein jeder, der hier in diesem Gebiete der Union wohnt, sei Bürger der Vereinigten Staaten, und wer es näher kennt, der wird wissen, daß von den hier in Salzberg und West-Bend Wohnenden kaum ein Zehntel, und von euch hier Versammelten kaum ein Fünfzigstel wirkliche Vereinigte Staatenbürger seien.

So ist es auch mit der Verbindung mit der katholischen Kirche; es ist bald gesagt: ich bin Katholik! es ist auch ebenso schnell gesagt: ich bin Unionsbürger! aber ob es wahr ist? Du bist getauft, d. h. gleichsam geborner Katholik; bist du aber nicht dieses deines Rechtes verlurstig geworden? Du glaubst, d. h. du redest gleichsam die Sprache der Katholiken; aber ist dieser dein Glaube noch rein katholisch, nicht bereits untermischt, und hält er noch die Feuerprobe aus? Du empfängst die heiligen Sakramente und besuchst den Gottesdienst, sobald du leicht kannst; thust du das aus Gehorsam gegen die Kirche? Du zeigst Achtung gegen den Priester den Bischof, den Papst; aber thust du das darum, weil sie deine kirchlichen Obern sind, und bleibst du auch dann noch in dieser Achtung und im Gehorsame, wenn dir etwas befohlen wird, was deiner Neigung nicht zusagt? Du rühmst Dich über Deine Ehrlichkeit, Tugend, deine guten Werke, dein unbescholtenes Leben; ist dieß die Frucht der in dir wirkenden heilig machenden Gnade Gottes, oder ist es bloß dein reines Menschenwerk? Also seht meine Theuren, die Merkmale und Zeichen für ächtes katholisches Christenthum müssen nicht bloß vorhanden sein, sondern sie müssen auch eine Feuerprobe bestehen.

Es bilde sich aber Niemand ein, daß daran Weniges liege, oder daß es in unsern Zeiten, und in diesem Lande nicht so genau genommen werde. Die Gesetze der Menschen können sich ändern, aber die göttlichen Gesetze ändern sich nicht; die Verfassung eines weltlichen Staates kann von Grund aus umgekehrt werden, aber die Verfassung der Kirche kann in ihrem Grunde und Wesen nicht beseitigt werden. Kein Priester, kein Bischof nicht einmal der Papst selbst kann jene Bedingungen aufheben, welche nothwendig sind, um ein Mitglied der katholischen Kirche zu sein, jene Bedingungen von gewissen Zeichen und Merkmalen, welche ich vorher näher erklärt habe. Einzig und allein dieses kann geschehen, daß der Eine und Andere für sich entschuldigt ist, wenn er unmöglich jene Bedingungen erfüllen kann, wenn er z. B. unmöglich zu Ostern beichten und communiziren, an Sonn- und Festtagen einer heiligen Messe beiwohnen kann; ausser dieser Unmöglichkeit gilt keine Ausrede und keine Entschuldigung. Ein blosser Schein nützt hier nichts. Ein Thier, z. B. ein Affe wird dadurch kein

Mensch, daß man ihm Kleider anzieht, welche sonst nur Menschen tragen. Wenn eine Manns- und Weibs-Person zusammenleben, so ist das deßwegen noch keine Ehe. Wenn du in was immer für einem Lande oder Staate lebst, aber nicht erklärst, daß du daselbst Bürger sein willst, und dich nicht als Bürger aufnehmen lassest, so bist du kein Bürger. Ferner, wenn du 10 oder 20 oder noch mehr Jahre hier in dieser Union gelebt hast, aber nicht Bürger geworden bist, so kannst du bekanntlich von der Unions-Regierung nicht einmal einen Paß in das Ausland erhalten, und wenn du im Auslande den Schutz eines amerikanischen Gesandten oder Consuls nöthig hättest, kann dir derselbe nicht gewährt werden. So also schon in rein weltlichen, zeitlichen Dingen; warum sollte nur im Reiche Gottes auf Erden, in der katholischen Kirche keine feste Ordnung sein? Warum sollte da nicht nothwendig sein, daß du gewissen Bedingungen nachkommest, um ein wahrer Bürger der Stadt Gottes, des Himmelreiches zu sein? Und bedenket wohl, wie Vieles davon abhängt. Gott läßt nämlich durch seine Kirche gar manigfache Gnadengaben vertheilen, so die Sakramente, dann die Weihen, Segnungen, Gebete, Verdienste, Abläße und in allen diesen eine Menge unsichtbarer, innerer Heiligungen; allein all das gehört nur für die wahren, ächten Kinder Gottes und Bürger des Himmelreiches. Bedenket endlich, daß wir alle über kurz oder lang eine große Reise in das Ausland antreten müssen, nämlich in die Ewigkeit vor das Gericht Gottes; wie werden wir nun dort einen Schutz finden, wenn wir keinen Bürgerschein der katholischen Kirche vorweisen können? Wird nicht Christus Jesus, der Richter entgegenrufen: Ich kenne euch nicht!

Der Mensch verfällt so gerne in einen Leichtsinn, und im Leichtsinn beseitigt er nach und nach ein Bedenken um das andere, bis er zuletzt mit Allem fertig wird. Das erste ist gewöhnlich, daß er die christkatholische Religion und Kirche nicht mehr annimmt und glaubt, wie sie sind, sondern er nimmt sie so, wie sie ihm selbst taugen, also er schneidet, schnitzelt, drechselt an Religion und Kirche, und bildet sich daraus Etwas, was ihm gefällt, und spricht dann im Leichtsinne: So, jetzt ist es recht, Bald darauf ist ihm Papst und Bischof und Priester nicht mehr angenehm; da thut er sie weg, und sagt im Leichtsinne: Jetzt ist es recht. Hierauf

taugen ihm Kirche, Gottesdienst, Andachten, Gebet, Opfer für Kirche und ihre Diener nicht mehr; er thut auch diese weg, und spricht wieder im Leichtsinne: Jetzt ist es recht. Nach diesem wird er unzufrieden mit dem Beichten, mit der Kommunion; er thut sie weg, und redet im Leichtsinne: Jetzt ist es recht. Sofort sagt ihm nun nicht mehr zu, die katholische Kirche überhaupt, das ganze Christenthum, die Glaubenswahrheit von der Nothwendigkeit der Gnade, der Taufe, der Buße, u. s. w. er thut auch diese hinweg, und spricht wieder im Leichtsinne: Jetzt ist es recht. Endlich steht ihm noch das Gewissen, das göttliche Gericht, Himmel und Hölle, die ganze Ewigkeit und die Fortdauer unserer Seele nach dem Tode im Wege, zuletzt auch Gott selbst; er thut auch das noch hinweg, und spricht im höchsten Grade des Leichtsinnes: Jetzt ist es recht. Damit ist er fertig; aber ihr seht, so entwickelt sich das Böse im Menschen, wenn man ihm nachgibt; so tief sinkt der Mensch nach und nach in den Abgrund, wenn er einmal zu fallen anfängt, und sich nicht mehr helfen läßt. Ihr seht ja solche Beispiele genug in diesem Lande, ja sogar in eurer nächsten Umgebung vor euren Augen. Und merket euch dieß: was dem einen geschehen ist, kann auch dem andern widerfahren; ihr hier Versammelte möchtet zwar sagen: wir stehen noch! aber erinnert euch der ernsten Mahnung des Apostels Paulus, die da lautet: Wer da steht, der sehe zu, daß er nicht falle. Ihr sehet ein, daß wenigstens das Haus euerer Gemeinde bereits wanke, und Theile davon einstürzen; gebet acht, es kann euch alle erschlagen, ausser wenn wir noch zur rechten Zeit Hülfe bringen.

Es sind Menschen in euerer Nähe, ja sogar mitten unter euch, welche euch vorspiegeln, man könne auch ohne Gott und Religion leben, man soll eben nur seine bürgerlichen Pflichten erfüllen; Mehrere aus der Gemeinde haben leider solchen frevelhaften und zugleich thörichten Reden Gehör geschenkt. Dem gegenüber möchte ich euch bloß Nachfolgendes zum Bedenken übergeben. Gesetzt nämlich, der eine oder andere aus euch könnte wirklich auch ohne Gott und Religion, also aus eigenen Kräften bürgerlich tugendhaft und ehrlich leben, — können aber dies alle? Wird man auch den wilden Indianer civilisiren können, ohne daß man ihn Gott fürchten lernt? Werdet ihr auch eure Kinder zum Ge-

horsame erziehen können, ohne daß ihnen eingeprägt wird, sie sollen gehorsam sein aus Liebe zu Gott? Wollt ihr Haus- und Geschäftsleute auf Dienstboten vertrauen, die auf kein Gewissen mehr achten und keinen ewigen Richter, der auch das Verborgenste sieht, mehr scheuen! Männer und Frauen, vermöget ihr auf euere gegenseitige Treue zu bauen, wenn keine Angst vor dem göttlichen Richterstuhle mehr herrscht? Ein Staat kann offenbar nur jene Verbrechen und Vergehen strafen, welche offenkundig ihm angezeigt, und vor ihm bewiesen werden; alle geheimen, verborgen bleibenden Verbrechen nnd Vergehen muß er geschehen und ungestraft lassen. Wenn nun aber in einem Staate kein einziger Bürger mehr an Gott glauben, also auch keinen ewigen Richter mehr fürchten, vor keinem göttlichen Richterstuhle mehr sich scheuen würde, so dächte jeder nur daran, daß seine Verbrechen geheim blieben; und da dies am Ende jeder Verbrecher hofft, und es demgemäß einzurichten sucht, so würden Verbrechen über Verbrechen nach Lust begangen und ein solches Land müßte eine Mördergrube und Räuberhöhle eine Kloake aller Laster werden; ich möchte der erste sein, der ein solches Land wie eine Pest fürchten und fliehen würde. Daraus geht hervor, daß schon um des Allgemeinen wegen ein Jeder an Gott glauben und eine Religion bekennen müsse. Aber auch im Einzelnen: glaubt man denn, die bloße Menschenkraft reiche aus, um die tausendfachen Versuchungen zu überwinden, die ebenso vielfachen Leidenschaften im Zaum zu halten, die ebenso häufigen Schwächen zu besiegen? Wer das Leben nur ein wenig kennt, wird keine so stolze Behauptung wagen. Und gesetzt, wir könnten auch alle Pflichten für diese Welt erfüllen, bleibt denn nicht auch die Pflicht für eine andere Welt? Bleibt denn nicht noch die Verantwortung vor Gott, der unser Schöpfer und Herr ist? Wie wird es denn beim Sterben und erst nach dem Tode aussehen? Welche Belohnung haben denn jene von Gott zu erwarten, die ihm nie gedient, weil sie nie an ihn geglaubt!

Richtet es nur in diesen beiden Villages so ein, daß hier an keinen Gott weiter geglaubt, keine Religion mehr geübt werde, dann sollt ihr sehen, was daraus wird. Reisende werden einen Umweg nehmen, um nicht durch diese Plätze zu kommen; der Einwanderer wird erschrecken, wenn ihm diese Orte zur Niederlassung

empfehlen würde, die bessern Bürger unter euch werden fortziehen in eine andere Gegend, Räuber, Diebe, Mörder, Hurer, Ehebrecher werden sich dafür ansiedeln, und wenn eine Indianerhorde vorüberzieht, wird der Aelteste mit der Hand die Jüngern auf diese Gegend herweisen und sagen: Hier wohnen „bleiche Gesichter", sie sind aber Thiere, denn sie glauben und fürchten nicht den „großen Geist", kommt, laßt uns schnell vorübereilen. Dann wird man auch in Europa jubeln und sprechen: Haben wir es nicht immer gesagt: Amerika ist eine Hölle und Teufel wohnen darin! —

Es ist aber nun Zeit, zu dem überzugehen, was euch veranlaßt hat, euer Angesicht dem oben geschilderten Abgrunde und Untergange zuzuwenden, und bereits die ersten Schritte dahin zu thun; oben aber habe ich bereits die drei wichtigsten Punkte genannt und berührt; hier will ich sie ausführlicher besprechen.

Die meiste Aufregung, so sagt ihr, brachte das Ansinnen hervor, den Eigenthumstitel des Kirchenlandes dem Herrn Bischofe zu geben. Höret, meine Geliebten, was ich euch darüber in aller Ruhe sagen werde. Hier habe ich ein Buch in den Händen, welches die kirchlichen Gesetze und Verordnungen für die katholische Kirche in den Vereinigten Staaten enthält; die sämmtlichen amerikanischen Bischöfe, die rechtmäßigen Gesetzgeber in der Kirche, haben auf den Concilien zu Baltimore diese Gesetze und Verordnungen gemacht, und der apostolische Stuhl zu Rom hat sie bestätigt. Darunter ist nun auch das Gesetz, nach welchem der Eigenthumstitel von jedem Kirchengut den Bischöfen gegeben werden muß. Da dieß aber so ist, sollte denn nun nicht schon von vornherein jeder Katholik mit Vertrauen sich diesem Gesetze unterwerfen und denken: Weil die Bischöfe und der Papst es so angeordnet, wird es auch gut sein. Und warum ist das gesetzlich so bestimmt? Jeder von euch weiß, daß hier die Staatsgesetze eine sogenannte todte Hand nicht anerkennen, daß sie nicht gestatten, zu sagen, dieses Gebäude oder Grundstück gehört einem Heiligen, oder gehört der Kirche, oder gehört sich selbst, sondern der Eigenthümer muß eine oder mehrere lebende Personen sein. Wer soll nun jetzt der Eigenthümer sein, der Vater oder die Kinder? — Einige meinen, der Bischof als Eigenthümer könnte wohl die Kirche und Grundstücke eines Ortes vertauschen, verpachten, versetzen, verkaufen. Das

zu meinen ist lächerlich, denn ein Hirt wird doch kein Räuber und Wolf sein, und er kann es nicht einmal werden; denn wir würden vor jedem Gerichte leicht beweisen, daß die Grundstücke für eine katholische Kirche gegeben worden seien, und nur dafür; wir dürften zu diesem Zwecke ja nur einen Auszug aus den Grundbüchern vorlegen, wo sich eingetragen findet, daß das Grundstück „zum Nutzen und Gebrauche der römisch-katholischen Gemeinde des Ortes" verkauft und gekauft worden; alsbald würde jedes Gericht der Gemeinde dem Bischofe gegenüber zum Rechte verhelfen. Somit ist vor einem jeden Vernünftigen klar, daß in diesem Gesetze gar keine Verfänglichkeit, keine Gefahr für eine Gemeinde bestehe.

Aber ich weiß, was einige besonders klug sein wollende Köpfe noch außerdem entdeckt zu haben wähnen, nämlich sie sagen: Ist der Bischof Eigenthümer der Kirche und ihres Grundes, so schaltet und waltet er darauf nach Gefallen, läßt Gottesdienst halten oder nicht, sendet diesen Priester oder einen andern, kann am Ende die Kirche sogar sperren und mit dem Interdikte belegen. Wäre hingegen die Gemeinde selbst die Eigenthümerin, dann könnte sie einen Priester anstellen, Gottesdienste nach Belieben halten lassen, und der Bischof könnte die Kirche nicht sperren. — Thorheit und Unverstand! Wie man doch meinen kann, ein katholischer Bischof, der beschworene Pflichten hat, und über die genaue Erfüllung nächst Gott und seinem Gewissen auch zu jeder Stunde dem apostolischen Stuhle in Rom verantwortlich ist, — ein katholischer Bischof könne nach Laune und Willkühr schalten und walten! Wißt ihr, in welchem Falle allein euch der Bischof die Kirche sperren könnte? Nur dann, wenn ihr aufhöret, gehorsame Kinder der katholischen Kirche zu sein, und in diesem Falle muß er ja auch die Kirche sperren, denn sie gehört dem Stiftungsbriefe gemäß nur den Katholiken. Und hättet ihr selbst das Eigenthumsrecht, glaubt ihr denn, daß ihr einen katholischen Priester finden könntet, der sich von euch anstellen ließe? Ich glaube nicht, und wenn ihr einen sogenannten Priester anstellen könntet ohne den Bischof, dann verstehet wohl, was ein Mann, wie ich allein schon euch thun könnte! ich würde nämlich kommen, euch und euren sogenannten Priester verklagen, daß ihr katholisches Kirchengut besitzet und benützet, während ihr alle keine Katholiken mehr seid; denn ihr stündet ja

nicht mehr unter einem Bischof; und ich würde den Proceß ganz leicht gewinnen, die Kirche würde vom Gerichte aus gesperrt. Wollte ich nun aber erst auch noch davon reden, was euch die sogenannten Trustees, die Vertrauens-Männer oder der Ausschuß der Gemeinde, auf deren Namen das Eigenthum geschrieben wäre, mit euch thun könnten, wie diese euch sagen könnten: Ihr seid nicht mehr katholisch, also habt ihr nichts mehr mit der Kirche zu thun, man wird euch zur Kirchthür hinauswerfen, und ihr müßtet das so gelten lassen, denn von wem wolltet ihr denn ein Zeugniß beibringen, daß ihr katholisch seid? — auf diese Weise wird die Sache erst gänzlich toll. Und doch habt ihr es bisher so gemacht, habt das Eigenthum für euch selbst behalten, und es dem Bischof nicht gegeben; da seht nur selbst, was aus euch wurde, und wie eure Kirche statt voran nur rückwärts gegangen! Mich wundert es nur, daß der Jude, dieser sonst so achtbare Mann, der gerade hier gegenüber wohnt, und auch den Grund für eine katholische Kirche geschenkt hat, nicht längst den Grund mit allem was darauf steht, wieder zurückgenommen hat, denn von euch konnte man ja zwei Jahre her behaupten, daß ihr keine Katholiken weiter seid.

Das Zweite, was bei euch Veranlassung zu diesen euren jetzigen beweinenswerthen Zuständen gab, war das Zerwürfniß mit dem Priester, der früher zu euch kam, und euch Gottesdienst hielt. Ich habe mich genau erkundigt, was an der Sache sei, und viele aus euch selbst vernommen, allein ich finde keine besondere Ursache zu eurer Klage; wollet mich nur geduldig hören:

Der Priester, welcher auf eine Anordnung des Herrn Bischofs hier monatlich einmal an einem Wochentage zu euch kam und euch Gottesdienst hielt, ist allgemein anerkannt als ein überaus eifriger, ohne Ruhe und Rast thätiger, und äusserst genügsam lebender Missionär. In Bezug auf seine Arbeiten, Anstrengungen und Leistungen ist er unstreitig einer der ersten von uns 80 Missionären in dieser Diözese, und in Hinsicht auf sein Einkommen und seine Bequemlichkeiten einer der letzten. Als ich ihn im vorigen Jahre zum erstenmale sah, fand ich mich verpflichtet, als Landsmann, als älterer Mitbruder ihn freundschaftlich zu mahnen, seine Gesundheit und sein Leben mehr zu schonen. Er versieht die Seelsorge in 14 Gemeinden und den Gottesdienst in 12 Kirchen;

er ist mehr Zeit auf dem Pferde, als nicht; er nimmt ein karges Mittagsessen bei einem Farmer, nie ein Frühstück, und Abends kocht er sich selbst einige Kartoffeln. Ich frage nun einfach nur noch: wer von euch denn diesem Manne neidig ist um sein Leben? Wer von euch hat es denn so hart? Soll man denn einen solchen Mann nicht allgemein eher bemeitleiden und unterstützen, als ihn betrüben und mißhandeln? Der Betrag des Stipendiums für einen Missionsgottesdienst mit gesungener Messe, Predigt, Beichthören, Kommunion ist seit Jahren festgesetzt, jedoch wir deutsche Priester nehmen nur einen Theil desselben, nämlich zwei Dollars; davon müssen wir leben, unsere Kleider anschaffen, ein Pferd kaufen und unterhalten, unsere kostbaren Kirchengeräthe selbst beibringen, selbst den Wein und Anderes für den Gottesdienst besorgen; ist nun jener Betrag zu hoch, da wir höchstens zwei bis drei Missions-Gottesdienste in jeder Woche halten können? Dieser Priester kam 12 englische Meilen weit zu euch her, — ich komme sogar gegen 20 Meilen weit her, — und er mußte zwei Tage für euch verwenden; nun wißt ihr doch selbst, daß schon ein Maurer oder Schreiner des Tages zwei Dollars verdienen will und in der Regel auch verdient; ist es also keine Schande, dem Missionspriester bloß die Hälfte von einem Handwerkerlohne zu geben? Und auch das war euch noch zu viel? Dadurch, daß ein Priester euch alle zur Seelsorge übernimmt, muß er bereitet sein, bei Tag und Nacht, bei einer russischen Kälte im Winter und einer afrikanischen Hitze im Sommer, bei Sturm und Wind, und bei euren bodenlosen Wegen zur Regenzeit jede Stunde ganz unentgeltlich zu jedem Kranken zu eilen; fragt einmal einen Taglöhner, was er für einen solchen Gang oder Ritt auf 20—30 Meilen weit bis zu den äussersten Gränzen der Gemeinde verlangt? und wir deutsche Priester thun es umsonst; nur bei Abhaltung eines Gottesdienstes verlangen wir einen kleinen Beitrag zum Lebensunterhalte. Viele aus euch meinen indeß, wir sollten gar nichts fordern, wir könnten ohnedieß leben. Allein sind denn etwa auch hier Stiftungen, deren Zinsen wir beziehen, wie in Europa? oder empfängt einer aus uns eine Staatsbesoldung? oder kann uns der Bischof etwas geben? oder hat einer aus uns etwas mehr von einem europäischen Missions-Vereine empfangen, als eine Reise-Unterstützung? oder

können wir von Luft allein leben? Allerdings wünschten wir, daß wir zugleich ein Land hätten, auf demselben unser Brod bauen könnten, und mit dem Apostel Paulus zu sagen vermöchten: Silber und Gold und Kleider habe ich von Niemanden begehrt, wie ihr selbst wisset; denn was mir und denen, die mit mir sind, nöthig war, haben mir dargereicht diese Hände; — ihr erinnert euch Brüder, unserer Mühe und Beschwerde, wie wir Tag und Nacht arbeiten, um Keinem von euch beschwerlich zu fallen; — in Allem habe ich euch gezeigt, daß man so durch eigene Arbeit die Schwachen vor dem Falle bewahren und eingedenk sein müsse des Wortes des Herrn Jesu, der da sprach: Seliger ist geben als empfangen; — in der That, meine Geliebten, auch wir Missionäre wünschten so sagen zu können, aber gebt uns die Zeit und Gelegenheit zur Arbeit, zu einer unsern geweihten Stand nicht entwürdigenden Arbeit! Dieses ist nun nicht da, also müssen wir von euch für die geleisteten Dienste einen Lebensunterhalt verlangen.

Glaubt es, daß es mich in der Seele schmerzt, davon reden zu müssen, und daß ich mich beinahe schäme, vor einer Gemeinde zu stehen, die von einem Priester so anstrengende Dienste forderte, und immer noch mehr, als er bereits leistete, und nichts dafür geben wollte, so daß er gezwungen war, wegzubleiben. Grobe, beleidigende, kränkende Reden, noch viel weniger Hohn und Spott kann man denn aber doch nicht als Nahrungsmittel für das zeitliche Leben annehmen und benützen. Bedenkt nur selbst, was hier geschehen ist; ich will nun über diesen Punkt kein weiteres Wort mehr verlieren.

Allein auch den dritten Theil muß ich noch berühren, obwohl er der abgeschmackteste und widerlichste ist, nämlich daß ihr einem dahergelaufenen Menschen, der sich bald Rongeaner, bald Humanist, bald Freigeist nannte, zugerannt seid, seine gottlosen Reden mit Beifall und Händeklatschen angehört habet, und Manche aus euch förmlich sich ihm anschlossen, und so den katholischen Glauben verließen. Dabei habe ich nur den einzigen Trost, daß Viele von euch, wie ich erfahren, jetzt schon sich wegen ihres Benehmens schämen, und gerne ableugnen möchten, daß sie jenem Aergernisse angewohnt, obwohl hier ein Ableugnen vor Gott nichts nützt, sondern nur Reue und Buße kann eine solche Sünde austilgen. Ich

will euch gegenüber eurem gegebenen Aergerniſſe nur das Beiſpiel meiner eigenen Gemeinde, in der ich wohne, vor Augen halten, und doch beſteht auch dieſe letztere eben nicht aus lauter Tugendhelden oder Heiligen. Als nämlich jener Apoſtel des Unglaubens auch in dieſe meine Gemeinde kommen, und da öffentlich reden wollte, thaten ſich alle Männer und Jünglinge zuſammen, bereiteten Schüſſeln voll von faulen Eiern vor, und machten unter ſich aus, den falſchen Apoſtel bei dem erſten Schimpfworte über die katholiſche Kirche mit jenen Eiern zu bewerfen. Ich erfuhr dieſes Vorhaben noch zur rechten Zeit, und verhinderte es dadurch, daß ich meine Leute auf das Unwürdige einer ſolchen Handlung aufmerkſam machte, und jenem Menſchen die Mahnung zuſandte, er möge ſich nicht unterſtehen in meine Gemeinde zu kommen; er ließ das auch wohlweislich bleiben. In der That! Thiere können uns zeigen, was man in ſolchen Fällen zu thun hat; denket nur an die Pferde! wenn ſie bemerken, daß Wölfe herankommen und ſie zerreißen und zerfleiſchen wollen, ſo laufen ſie nicht etwa den Wölfen entgegen, ſondern ſie ſtellen ſich zu einem Kreiſe auf, nehmen die Jungen in die Mitte, und ſtrecken die Köpfe gegen den Mittelpunkt hinein, mit den Hufen der Hinterfüße dem anrückenden Feinde drohend; die Beſtien wagen aber bei ſolchen Umſtänden nicht, anzugreifen. Habe ich ja doch ſchon im Anfange angedeutet, welches Beiſpiel euch ſogar Hunde, ein großer Hund voran, und dann eine Schaar anderer nach ihm, gegeben hätten; wahrlich, Hunde haben euch beſchämt.

Und was habt ihr denn gehört aus dem Munde des falſchen Propheten? Läſterungen, Schmähreden, Verdammungen, Lügen, gemeine Zotten und Poſſen u. ſ. w.; ſieht das vielleicht dem Worte der Wahrheit, des Friedens und der Liebe gleich? Seid ihr dadurch beſſer, glücklicher, ſeliger geworden? Man hat mich verſichert, daß nach Beendigung jener Läſterrede in den Wirthshäuſern und auch auf öffentlichen Straſſen wahrhafte Bachanalien und Orgien, das iſt, Dinge ſo ſchändlich und ſkandalös, daß ich ſie gar nicht mit deutſchen Worten nennen mag, gefeiert worden ſeien. An den Früchten werdet ihr ſie erkennen, ſagt der göttliche Heiland. Der Straſſenprediger hat euch verſprochen, daß ihr bei Annahme ſeiner Lehre frei von allen Abgaben an die „Pfaffen“ werden ſolltet,

und was geschah? Die nächsten Tage nach seinem Abgange sandte er auch einen Schuhflicker, der ehemals in Deutschland ein paar Schulen studirt und dann davon gejagt wurde, und diesen Schuhflicker bürdete euch der Apostel als einen Pastor und Sprecher der Gemeinde auf. Ihr sagtet mir selbst, daß ihr ihn bald davon jagtet, weil ihr euch seiner schämtet, denn er hatte nicht einmal ein Hemd an, und trug eine ganz in Fetzen zerrissene Hose; auch hätte er euch zu viel gekostet, weil er nicht arbeiten wollte, sondern bloß in den Wirthshäusern herumsaß. Ach Schande! Könnte doch dieser Fluß da neben uns das Ganze so hinwegwaschen, als wie wenn es nie dagewesen wäre! — Laßt mich schweigen von diesen Dingen, und nur noch die Schluß-Erklärungen machen.

Hiebei kommt aber Alles nur auf das Vertrauen an, das ihr mir schenken sollt. Ihr seht mich hier vor euch; ihr habt mich zu euch sprechen gehört; ihr habt von mir schon Manches vernommen aus meiner eigenen Gemeinde; hat einer aus euch ein Mißtrauen? Ich bitte ihn, daß er sich entferne, denn für ihn bin ich nicht da; er soll jetzt nur gehen! Ihr aber, habt ihr Vertrauen, daß ich es euch gut meine, daß ich euer zeitliches und ewiges Wohl und Heil beabsichtige, daß ich euch recht rathen und helfen werde, daß ich eure herabgekommene Sache wieder emporbringen und in die Ordnung bringen werde; kurz, daß ich für euch ein guter Vater, Hirt und Seelsorger sein werde; — nun antwortet alle zusammen und laut: Ja! (Antwort: Ja.) So, die Urkunde ist abgefaßt, es bedarf jetzt nur mehr der Unterschrift und der Besieglung. Hier habe ich eine geschriebene Urkunde in den Händen, in welcher enthalten ist, daß ihr wieder eine katholische Gemeinde seid, und alle diejenigen dazu gehören, welche unterschrieben sind; nehmt sie hin, und alle Familienhäupter sollen sie sogleich im Namen der Familien unterzeichnen. (Es geschieht.) Nun noch die Besieglung, die durch eine That geschehen muß. Hier ist ein Friedensrichter und zugleich Notar; dieser wird sogleich den Eigenthumsbrief auf den Namen des Herrn Bischofs umschreiben, und die Gemeinde-Vorsteher werden im Namen der Gemeinde diese Umschreibung unterzeichnen und bestätigen. — (Es geschieht ebenfalls.)

Nun, Gott sei Dank! Ein kleines Zeichen jetzt auch von mir; ich werde regelmäßig alle zwei Wochen zu euch kommen, und ihr

werdet jedesmal zwei Dollars vor mich legen; diese jedoch werden zur Vollendung eurer Kirche gehören, und wenn ich kann, werde ich noch selbst dazu legen. Helfen wir treu zusammen, und eure hl. Sache wird bald aufblühen und Früchte tragen; ihr, eure Kinder und Kindskinder werden von der Wohlthat dieses Tages leben. Habet Muth, schenket mir Vertrauen, haltet Friede, stehet fest im Glauben, in der Hoffnung und Liebe. Gott sei mit euch! nnd jetzt erst will ich den Gottesdienst beginnen.

Mein Gott und Herr! Dir allein gebührt aber die Ehre, Dir verdanke ich diesen Sieg des Tages; lebenslänglich werde ich es nie vergessen, immerdar Dir danken. Maria, Mutter Gottes, Deine mächtige Fürbitte wird Gottes Erbarmen uns erworben haben; sieh ich habe es Dir im Voraus versprochen, und nun soll es aber auch gehalten sein: Dir besonders soll die Kirche der hiesigen Gemeinde geweiht sein!

Ja, göttlicher Heiland Jesus Christus, wie freue ich mich, ein verlorenes Schaf wieder gefunden zu haben! ich will an den Altar treten und das wieder gefundene Schaf zu Deinen Füßen, o guter Hirte, niederlegen.

Ein Friedens- und Versöhnungs-Opfer wollen wir jetzt, m. Gel., darbringen, denn Friede ist wieder zwischen Gott und euch, zwischen dem guten Herrn Bischofe und euch, zwischen mir und euch; und Friede soll bleiben für und für. Eintracht baut Häuser, Zwietracht reißt sie nieder. Versöhnt seid ihr, m. Th., und nun kommet und opfert eure Gabe; jetzt wird sie Gott wohlgefällig annehmen. Göttlicher Friede, weiche nimmer von dieser schönen Gemeinde! weile hier und halte diese Brüder und Schwestern wie unter Deinen Flügeln versammelt! Bleibe hier bis wir alle eingehen in das Land ewigen Friedens im Himmel! Amen.

Predigt

für das Fest der allerheiligsten Dreifaltigkeit Gottes in der deutschen Pfarrkirche zur hl. Dreifaltigkeit in der Stadt Milwaukee in Wiskonsin

am 22. Mai 1852.

Amerika's Berufung zum katholischen Glauben.

Vorspr.: „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden; darum gehet hin, und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes.„ Matth. XXVIII, 18 und 19.

Auch dieses unser Amerika ist zum christkatholischen Glauben berufen; — dieß ist der Gegenstand, über welchen ich heute zu euch reden soll, dieß zu beweisen und zu zeigen, seine Möglichkeit ja sogar seine Nothwendigkeit darzuthun, ist das Ziel, das ich in Worten, während dieser Stunde erreichen soll.

Aber welch eine Aufgabe? welch eine Arbeit und Last? Ich arme Persönlichkeit zage und zittere fast angesichts der Schwierigkeiten und Hindernisse, welche sich hiebei quer in den Weg legen, und mir jeden Fortschritt zum Zielpunkte unmöglich zu machen suchen! Davon nur zu reden, nur den Namen der katholischen Religion und Kirche, oder überhaupt bloß einer Religion zu nennen, in dieser unserer Zeit, in diesem unseren Lande, bei diesem unsern Leben, wie unpassend, wie unharmonisch, wie lächerlich nimmt sich doch das aus? Einer Menschenmasse von nahezu 30 Millionen

gegenüber, bei welcher längst der Mammon die Stelle des wahren Gottes einnimmt, das Streben, Geld und Gut zu erwerben, alle und jegliche Lebensthätigkeit in Anspruch nimmt, und nebenbei nur noch etwas Humanismus verräth, daß auch Menschen hier seien, — einer solchen Menschenmasse gegenüber, bei welcher Gott, Religion und Kirche als gänzlich außer Mode gesetzt, gleichsam schon verpönt sind, und mit dem Aussprechen des bloßen Namens derselben wahrhaft bereits guter Ton und Anstand verletzt wird; — welch eine Unzweckmäßigkeit, welch ein Verstoß? Eine Frage aufwerfen, bei der jeder unwillig wird; eine Sprache sprechen, die Niemand mehr versteht und verstehen will?

Und doch muß ich davon reden, weil es mein Beruf erfordert, und weil das meine vorzüglichste, ich darf sagen, meine einzige Lebens-Aufgabe ist. Was Wunder, wenn ich demnach verachtet, verhöhnt, verlacht worden bin vom großen Haufen? wenn man mich wie einen aus dem Mittelalter Stammenden ansieht, der vom Grabe erstanden, alten Kram des Aberglaubens, des Wahnes und der Geisterseherei predigt. Es hat eine Zeit gegeben, hat vor Kurzem ein Redner in seiner öffentlichen Rede auf unserm Stadtplatze gesprochen, und es war die Zeit des Christenthums, Europa war der Erdtheil für die Wirksamkeit desselben; diese Zeit ist vorüber und kommt nimmer wieder. Es ist nun eine zweite Zeit gekommen, und diese ist die Zeit der reinen Menschlichkeit, des Humanismus und der Freiheit; der Erdtheil für diese ist Amerika, ist besonders unsere glorreiche Union. Ein ungeheurer Beifallssturm schallte dem Redner auf diese Worte hin entgegen, anzeigend, daß, der Meinung und dem Gefühle der großen Volksmenge nach, wie man zu sagen pflegt, der Nagel auf den Kopf getroffen sei. Und diesem reißenden Strome, der nun durch unsere Zeit, der durch Amerika, ja auch durch einen großen Theil Europa's und der anderen Welttheile dahin braust, und fast Alles überfluthet, diesem Strome soll sich nun die katholische Kirche, ich muß vielmehr sagen: soll sich nun diese arme, junge römisch-katholische Kirche hier in den Vereinigten Staaten, ich muß sogar sagen: soll sich ein jeder einzelner schwacher katholischer Priester entgegenstellen und entgegenstemmen? Es gehört Muth dazu, um den Vorurtheilen eines Freundes, und erst gar eines Mächtigen widersprechen sich zu getrauen, es gehört

noch mehr Muth dazu, der Gewohnheit und Sitte einer Gesellschaft, eines großen Haufens, einer bedeutenden Stadt entgegen zu treten und Trotz zu bieten, aber noch weit mehr Muth wird dazu erfordert, um gegen eine ganze Welt und eine ganze Zeit kämpfend anzustürmen.

In einer solchen Lage befindet sich hier jeder katholische Prediger und Missionär; in eine solche hat Gottes Erbarmen auch mich gesetzt. Man kann manchmal gleichsam den Hauptgegenstand umgehen und von Nebendingen reden; aber heute steht vor meinen Augen gerade der Hauptgegenstand selbst, und ich kann ihm nicht mehr ausweichen. Katholiken! Man sucht euch unablässig zu verführen, indem man euch zuruft: Eure Religion passe nicht für die jetzige Zeit und für das hiesige Land und seine Freiheit, sie widerstreite dem ganzen Staatswesen, ja der Constitution selbst. Die Gefahr der Verführung durch solche Worte ist groß, überaus Viele leiden Schaden, überaus Viele ertragen diesen Vorwurf nicht, und besonders die Schwachen fallen ab. Was thun? Schweigen wäre hier verderblich und unverantwortlich, man würde sich zum Mitschuldigen am Untergange Tausender und Tausender machen; nein, kein katholischer Prediger wird schweigen, so auch ich nicht, und darum behaupte ich in dieser heutigen Predigt geradezu: der Katholicismus ist mit unserer Constitution und Freiheit, mit unserem hiesigen Leben und unserer jetzigen Zeit nicht bloß vereinbarlich, sondern er ist für diese sogar nothwendig.

Allerheiligste Dreieinigkeit, Gott Vater, Sohn und hl. Geist, stärke mich zu dieser Vertheidigung und Schutzrede für meine armen, verfolgten, als verrufen erklärten Brüder und Schwestern, für meine verhöhnte, als gefährlich und verderblich ausgeschrieene, proskribirte, heilige katholische Religion! Ich beginne in Deinem wunderbaren Namen, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!

Hören wir zuerst, was unsere Constitution und Freiheit sei, und lernen wir kennen, ob sie etwa direkt und an und für sich der christkatholischen Religion widerstreiten, ob etwa in derselben für die christkatholische Religion kein Platz sei, vielleicht weil dieser Platz bereits von einem andern Geiste eingenommen sei.

Unsere Constitution ist nichts Anderes, als ein rein politisches, weltliches und zeitliches Staats-Grundgesetz, welches einerseits nun von allen auswärtigen Mächten als solches anerkannt, und welchem andrerseits wir alle mit Freiheit als treue Staatsbürger uns unterworfen haben, auf welchem ferner auch nicht nur unsere Unabhängigkeit und Selbstständigkeit nach außen hin, sondern eben so unsere innere Verbindung, besonders die Vereinigung der einzelnen Staaten und Territorien zu einem einzigen großen und mächtigen Bunde begründet ist. Dieser Constitution aber rühmt man kaum irgend etwas Anderes so sehr nach, als ihre Freiheit, sie ist gleichsam deren Seele; in ihr lebt sie, athmet sie, wächst sie, bringt sie Früchte. Aber nun diese Freiheit, diese vielgenannte, vielgerühmte, was ist sie? Ich antworte: Etwas, woran in der Regel der große Haufe des hiesigen Volkes, besonders der Eingewanderten gar nicht denkt, und etwas Anderes, als wovon Tausende träumen. Wenn man sich zurückerinnert an die Tage, in denen dieses herrliche Gebiet der Union noch eine Provinz Englands war, und die Bewohner dieses Landes gleichsam wie eine Milchkuh, zu welcher John Bull sagte: Du bist mein Eigenthum; da laß ich Dich auf die Weide gehen, und dafür nehme ich Dir zur rechten Zeit Milch und Fleisch und Haut; so waren das Tage der Abhängigkeit und Knechtschaft; sie endeten und auf sie folgten die schönen Tage der Unabhängigkeit, der Selbstständigkeit und Freiheit. Erinnern wir uns aber auch noch eines anderen, eben so wichtigen Umstandes. Es war ein Tag gekommen, an dem Vater Washington, der bewunderungswürdige Held sagen konnte: Das Land ist frei von fremder Herrschaft, dieß mein Schwert hat das kostbare Gut erkämpft; und er hätte nach dem Vorbilde anderer Eroberer und Helden in alter und neuer Zeit dazu setzen können: mir gehört also auch der Siegespreis, es ist mein Land und Du Volk bist mein Volk, ich aber mit meinen Nachkommen bin Dein Herr, Dein Kaiser oder König, Dein Regent, Dein alleiniger Gesetzgeber und Richter, und mir sollst Du fortan dienen; allein der tugendreiche Held sprach nicht also, sondern er steckte sein Schwert in die Scheide und rief dem Volke wie ein Vater den Kindern zu: der errungene Siegespreis gehört euch, ihr seid frei, bei euch sei alle Herrschaft und die Quelle aller Macht in diesen Landen, ihr selbst möget eure

Obrigkeiten und Verwaltungen von Zeit zu Zeit bestellen, ihr selbst möget so viel Rechte, als ihr für gut findet, auf die Regierung zeitweise übertragen, ihr selbst möget eure Gesetze euch machen; und dieß ist nun die zweite Freiheit, die Freiheit des Volkes selbst.

Und indem ich diese unsere wahre, gesetzliche und verfassungsmäßige Freiheit kenne, und sie nur das ist, als was ich sie eben bezeichnet, wie sollte ich hierauf nicht zugleich auch erkennen, was nicht zu dieser Freiheit gehört? Wir Bewohner dieser Union bilden, wenn auch nicht ein eigentliches Volk, eine eigentliche Nation im strengen Sinne des Wortes, so doch jedenfalls eine geschlossene Gesellschaft, eine einige Bürgerschaft, einen lebendigen, vollständigen Staatsorganismus; wer das nur einigermaßen versteht, muß auch begreifen, daß nun nicht etwa auch noch von einer unbegränzten Freiheit des einzelnen Menschen und Bürgers die Rede sein kann; — freilich die Thoren, die Schwindler, die Wahnsinnigen in diesem Lande träumen und schwätzen Tag und Nacht davon. Nur die gesammte Union, die gesammte Bürgerschaft ist politisch unbeschränkt frei; die Freiheit des einzelnen Staates ist bereits schon beschränkt durch die Vorrechte der allgemeinen Constitution; die einzelne Commune, z. B. dieser Stadt ist wieder mehr beschränkt, nämlich durch die allgemeine Constitution sowohl, als auch durch die unsers einzelnen Staates Wiskonsin; so ist die Freiheit einer einzelnen Familie noch mehr beschränkt, und endlich am meisten, die eines einzelnen Menschen; immer ist das Kleinere allem Größeren und Allgemeineren untergeordnet. Also seht da, m. Th., es ist hier in diesem Theile der neuen Welt nicht ein Ort für unbeschränkte Freiheit des Einzelnen, sondern nur eine Freiheit für das große Ganze der Union und ihrer Bürgerschaft; Willkühr und Zügellosigkeit Einzelner sind auch hier verpönt, und müssen als Vergehen oder Verbrechen verpönt sein, eben so gut, wie irgend wo in der Welt, wo eine geordnete, wohl organisirte Staatsgesellschaft besteht.

Wir haben ein Stück des Weges zurückgelegt, und kennen gelernt, was unsere Constitution und die in ihr wurzelnde, aus ihr sprossende Freiheit sei; schreiten wir voran und blicken wir um uns, wir werden noch genauer ihren Charakter, ihre wahre Bedeutung

verstehen, und sie dann auch von Constitutionen anderer Staaten zu unterscheiden wissen. Alsbald erscheint sie uns nämlich als etwas rein Politisches, Staatliches, Staatsgesellschaftliches, als etwas rein Menschliches, Irdisches, Zeitliches; und gerade das ist auch ihr eigenthümlicher Charakter, daß sie im Grunde in gar keine direkte Beziehung zu etwas Göttlichem, Himmlischem, Ueberirdischem, Ewigem, zu etwas Religiösem oder Kirchlichem gebracht ist. Unsere Constitution mit ihren Freiheiten hat in dieser letztern Beziehung gar keine Eigenschaft, sie ist fast gleichmäßig weder heidnisch, noch jüdisch, noch muhamedanisch, noch christlich, noch viel weniger protestantisch oder katholisch. Die Staatsverfassungen der alten Römer und Griechen, oder Inder, Aegypter und Chinesen, oder der Juden, der Türken, der mittelalterlichen europäischen Völker und auch noch der jetzigen europäischen Nationen und Länder sind von ihr beinahe gleich weit unterschieden, denn alle jene trugen und tragen mehr oder minder auch einen bestimmten religiösen Geist in sich: unsere Constitution, soweit es möglich keinen.

Und da unsere Constitution diesen sonderbaren Charakter hat, so fragt es sich weiter, ob sie etwa ihr Wesen selbst zur höchsten Würde eines eigentlichen Geistes, eines Gottes, einer Religion erhebt? Auch hiefür — wer sollte es glauben? — hat die Geschichte ein Beispiel geliefert, und gezeigt, daß wenigstens der Versuch gemacht wurde, eine solche Staatsverfassung herzustellen. Die französische Nation in ihrem herrschenden, tyrannisirenden Theile am Ende des vorigen Jahrhundertes ist in den bis dahin unerhörten Wahnsinn verfallen, hat gleichmäßig Christenthum, Judenthum, Muhamedanismus und Heidenthum in ihrem Gebiete beseitigt und verboten und sich selbst, seine eigene sogenannte reine Vernunft, d. h. seine eigene damalige Thorheit, Ausschweifung, Sinneslust, Grausamkeit und Tyrannei zum Gott und Geist der Constitution gemacht. Aber davon weist unsere amerikanische Constitution keine Spur auf; was ist sie also nun? muß ich wieder fragen; wie verhält sie sich denn zu dem Höhern, rein Geistigen und Göttlichen?

Soll ich die Antwort in ein Bild kleiden? Wenn ich mir nur recht ein Wesen denken könnte, mit einem schönen edlen menschlichen Leibe, und darin mit einem ganz gesunden, kräftigen, niedern Leben, aber noch ohne höheres Leben, ohne eigentliche höhere Seele,

ohne den von Gott eingehauchten Geist, — das wäre unser Amerika, unsere Union mit seiner Constitution und Freiheit. Dieses Wesen bewegt sich, geht herum, arbeitet, colonisirt, cultivirt, fabricirt und handelt, baut aus, ärntet ein und genießt, verbessert und vervollkommnet, regiert, kämpft und siegt, und alles das mit einem ihm eigenthümlichen Bewußtsein und mit eigenthümlicher Freiheit; aber es fehlt ihm noch die höhere, gottebenbildliche Seele, der unsterbliche mit übernatürlichen Ideen erfüllte Geist, die erhabene von Gott selbst unmittelbar und mittelbar erleuchtete Vernunft.

Aber wenn man dies so auffaßt und versteht, — und mich wenigstens nöthigt es dazu, da ich anderswie unsere Verfassung gar nicht genauer verstehe, — so muß man alsogleich auch einsehen, daß dieses sonderbare Wesen, wie ich es oben beschrieben und gekennzeichnet, weder unfähig sei, einen höhern Geist in sich aufzunehmen, noch auch jemals erklärt habe, als wollte es einen solchen Geist nicht aufnehmen. Unsere Verfassung ist zwar von vorneherein ein reines Menschenwerk, aber sie kann ein Gotteswerk werden, ja, sie soll und will es werden. Sie ist ein Gebäude, groß, hehr, majestätisch, dazu machten sie die Menschen, ihre Erbauer; aber sie soll und will nun euch ein Tempel werden, ein Dom, geweiht von Gott und der Kirche selbst. So oft ich dieses erhabene Gebäude ansehe und anstaune, so bewundere ich auch, und fast noch mehr seine Erbauer, die ehrwürdigen Väter dieses Landes; ich bewundere deren Weisheit und Demuth zugleich. Als sie diesen Prachtbau aufgeführt hatten, mußten sie sagen! seht da! er ist groß, er ist schön, er ist dauerhaft, er umfaßt uns, deckt uns, schützt uns; sie hätten dazu setzen können: laßt uns ihn nun auch einen Dom nennen und durch unsere Hand einweihen, dann haben wir Alles. Nein, so sprachen sie nicht mehr, sondern die höhere Bestimmung und die göttliche Weihe überließen sie demüthig stillschweigend jemand Anderem, der dazu Gewalt und Vollmacht hat, und sie überließen es einer spätern Zeit, da dieser Höhere kommen möge.

Es erinnert mich dieß an etwas Aehnliches, wenn auch Kleineres, was ich in Europa sah, und was hier als Vergleich dienen mag. In einer ganz katholischen Stadt ließen sich nach und nach auch immer mehr Protestanten nieder, und zuletzt gingen sie daran,

sich ein sogenanntes Bethaus zu bauen. Ein ausgezeichneter Meister entwarf ihnen einen Bauplan, und dieser ward auch ausgeführt; es stand mit einemmale ein Gebäude da, dem nichts abging, als nur der Name und die Weihe, dann wäre es eine katholische Kirche. Da erzählte man allgemein, der Meister habe sich von der Ahnung leiten lassen, es werde das Gebäude später gewiß noch eine katholische Kirche werden und darum habe er es so eingerichtet und ausgeführt, daß dafür sodann am Baue nichts im Wege stehe. Von einer ähnlichen Ahnung scheinen mir die ehrwürdigen Erbauer unseres großartigen, weltberühmten Staatsgebäudes erfüllt gewesen zu sein, gleichviel, ob diese Ahnung bereits einzelne Strahlen in ihre Geister warf, oder ob nur als ein ihnen damals noch unerklärlicher göttlicher Antrieb sie leitete; genug diese weisen Männer handelten so. Seht da! wessen Gott, wessen der Geist Gottes, wessen Christus Jesus und seine Religion, wessen die heilige katholische Kirche und ihre besonderen Institionen bedürfen, dafür ist der Platz noch frei, wohl vorbereitet und nicht vergeben; frei ist der Platz für den Altar und Tabernakel, frei der für Kanzel, Beichtstuhl, Kommuniontisch und Taufstein, frei ist der für alle unsere Glaubens- und Sittenlehren, für alle unsere Ceremonien und Gebräuche, frei der für Christum den Herrn selbst, für die Kirche und alle Diener; das Gebäude darf kaum etwas verändert werden, um heute oder morgen ein christkatholischer Tempel sein zu können.

Ich habe nun kaum mehr nöthig, zu fragen, was die katholische Religion sei; sie ist nämlich dieser höhere Geist, welcher unserer Staatsverfassung noch mangelt, und wofür ja der Platz schon bereitet ist. Fragen wir vielmehr darum, was die römisch-katholisch, Kirche hier will? Kirche, soll ich geradezu sagen, denn Christus der Herr hat ja nur eine einzige Kirche gestiftet, und diese ist diejenige, welche mit ihm und seinen Aposteln angefangen hat, und von dort ununterbrochen fortdauert bis heute; jedes Kind weiß, oder kann wissen, daß nur unsere katholische Kirche einen solchen Ursprung und eine solche Fortdauer nachweisen kann, also daß nur unsere Kirche die einzige, wahre Kirche sei. Was will demnach diese hier? Einfach: ihren Platz einnehmen, der für sie bereitet und frei gelassen ist, nach der Mahnung ihres göttlichen

Stifters: gehet hin in alle Welt, und taufet alle Völker und lehret sie Alles halten, was ich euch gesagt habe. Was will sie denn hier? nicht tödten, sondern das Todte zum Leben erwecken; nicht verdammen, sondern das Verlorene suchen und selig machen: nicht verfinstern, sondern Feuer in das Land werfen, damit es brenne, erwärme und erleuchte; nicht zerstören, sondern aufbauen; nicht verwildern, sondern das Wilde veredeln.

Die Kirche findet die Union der Staaten vor, wie könnte ihr denn einfallen, sie zu zerreißen, da ihr Auftrag lautet, alle Menschen zu Einer Heerde in Einem Schafstalle unter Einem Hirten zu vereinigen? Die Kirche findet hier die Verfassung vor, warum sollte sie denn dieselbe zerstören, da sie nicht berufen ist, eine neue zu machen, sondern eben nur die schon vorhandene zu höherem Leben zu beleben? Die Kirche findet hier Freiheiten, politische, bürgerliche, will sie denn diese aufheben? Durchaus nicht, sondern zu den beiden nur noch eine dritte, die sittliche fügen, damit jene beiden durch diese erst ihren wahren Werth erhalten. M. Th., wir leben hier in einem Lande, und wir haben das tägliche Brod, wir haben auch Freuden des Lebens, wir haben ferner Schutz und Hilfe, wir haben Richter, Beamte, einen Gouverneur und einen Präsidenten, auch ein großes, großes Haus, in dem wir alle friedlich wohnen; aber Eines fehlt! wir haben keine allgemeine Mutter in dem weiten Hause, und keinen allgemeinen höhern Vater. Da kommt die Kirche, und will uns zur Mutter werden, und uns Gott zum Vater geben. —

Wo sind nun meine Gegner? wie, was sagt ihr, diesen meinen Behauptungen gegenüber? Laßt uns doch einmal gemeinsam mindest diese Voraussetzung machen, annehmen und glauben: es giebt einen persönlichen, unendlichen, guten Gott, ohne denselben konnte die Welt nicht entstehen, durch ihn ist sie geworden, und besteht sie. Und nun laßt uns nur noch dazu den Satz fügen: die Welt und Menschheit ist sündig, schuldbeladen und elend worden, aber Gottes Sohn selbst, Jesus Christus, war ihr Erlöser, Erretter und Heiland, und die von ihm gestiftete Kirche mit ihren Heilmitteln ist die wahre Rettungs- und Heilanstalt in der Zeit. Ich bitte euch, ihr Gegner, ihr bisher Andersdenkenden! ich beschwöre euch bei Allem, was euch heilig, theuer und werth ist, wenigst doch auf

einige Augenblicke leget alle Vorurtheile bei Seite, laßt in euch den Gedanken aufkommen: ihr könnt euch ja bisher geirrt haben, und nun tretet herzu und prüfet mit mir, was katholische Religion, katholischer Glaube, katholische Kirche sei! Zeigt mir doch mit den Fingern auf irgend einen Punkt in dieser christkatholischen Religion und Kirche hin, der mit unserer ruhmreichen Constitution und Freiheit unvereinbarlich sei! —

Jedoch, ich sehe schon, ihr springt zurück und sprecht dreist und keck: Amerika bedarf keines Gottes. Ist dann Gott nicht mehr da? Regiert er dann nicht mehr, wenn ihr Erdenwürmer dem Könige aller Könige die Herrschaft absprechet? Mit Gut und Blut haben unsere Väter in einem vieljährigen Kriege die Herrschaft des Königs von England, ihres Mitmenschen, über dieses unser Land aufhören gemacht, kann man etwa in ähnlicher Weise — doch was sage ich! — kann man etwa mit etlichen frechen Worten auch der Herrschaft Gottes ein Ende machen? — Welch ein horrender Wahnsinn!

Ihr schreit wild und trotzig: Amerika bedarf keines Christus und keiner Kirche. Wisset doch vor Allem, daß dieser euer wüthender Ausruf nicht einmal originell sei; denn vor mehr als 1800 Jahren rief die blutdürstende Rotte der Juden in derselben Weise dem Pilatus entgegen: Wir wollen Christum Jesum nicht, sein Blut komme über uns und unsere Kinder! — Vierzig Jahre nachher war die Blutrache über das Judenvolk gekommen, und damit Niemand in späterer Zeit dieses schreckliche, geschichtliche Straf-Ereigniß bezweifle, so klebt die Blutrache noch immer sichtbar an jenem unglücklichen Volke. Oder ist hier nicht auch ein Land der Sünde, eine Menschheit voll von Schuld und Elend, so daß wir keines Erlösers und keiner Erlösungs-Anstalt bedürfen? Ich denke, man kann mit einem mitleidigen Lächeln diese kindische, unnöthige Frage begleiten. Und dann, woher denn Erlösung und Heil, wenn nicht von Christus und der Kirche? Die Weisheit der Griechen und die Macht der Römer erfand kein Rettungsmittel, ein Plato und ein Sokrates verzagten im Suchen nach dem Heile, die Philosophie und Geheimwissenschaft der Inder, Perser und Egypter erwies sich als ohnmächtig im Streben nach der Welterlösung, das Schwert eines Alexanders, eines Cäsars und Augustus zer-

brach, ehe es der Erde einen himmlischen Frieden eroberte, — und ihr wollt endlich aus eigenen Kräften, aus euch selbst diese Erlösung schaffen? Und wenn ihr es könnt, warum thut ihr es nicht? warum laßt ihr uns auch in dieser großen Staaten-Union schon wieder mehr als ein halbes Jahrhundert in Sünde und Verderben schmachten? — Es ist ein altes, vorchristliches und von Gott selbst geoffenbartes Wort: Der Mensch erlöst den Menschen nicht; und dazu kommt ein anderes, eben so göttliches Wort: es ist uns kein anderer Name gegeben, weder im Himmel noch auf der Erde, noch unter der Erde, in dem wir selig werden könnten, als der Name Jesus, vor dem sich alle Kniee beugen sollen.

Doch nein, viele aus euch werden in der Religion selbst, im Christenthum selbst nichts mit unserer Constitution und Freiheit unvereinbarliches finden; aber die besondere Organisation und Gesetzgebung, die besondere Einrichtung und Gestaltung der römisch-katholischen Kirche wird euch als unvereinbar erscheinen. Ihr seht in der Kirche nur eine Monarchie, wenn nicht sogar eine Despotie, in dem Papste nur einen weltlichen Monarchen und Souverain, in den Bischöfen nur weltliche Fürsten, in den Priestern nur weltliche Beamte des Papstes und der Bischöfe; ihr faselt dann dabei von Tyrannei, Knechtschaft, Sklaverei, blindem Gehorsam, Steuern, Geistes- und Gewissenszwang, Inquisition, brennenden Scheiterhaufen und Verdammung; ganz absonderlich aber lärmt ihr über den Papst als auswärtigen Souverain, und über den Gehorsam, den ihm alle Katholiken leisten sollen; das, träumt ihr, sei vor Allem unvereinbar mit der hiesigen Constitution, Republik und Freiheit, der sich alle Bürger mit einem Eide hingeben.

Und da ich einfach und ruhig dieß betrachte und überdenke, was ihr euch hiemit vorstellet, was ihr euch so einbildet, so wird mir wirklich euretwegen ganz besonders zu Muthe. Mein Gott, welch ein schwaches, verdorbenes Auge, welch eine peinigende Furcht, welch eine Geistesverwirrung! Ihr seht und höret Dinge, die nicht da sind; ihr zittert vor Gespenstern, und es sind deren nicht hier. Ein Sonnenstäubchen in der Luft, und der eine von euch macht es zur Mücke, der zweite zu einem feuerspeienden Drachen, der dritte zum Teufel selbst, obwohl ihr sonst an die Existenz eines

Teufels nicht glaubt. Der Ehre der Menschheit und der gesunden Vernunft wegen erbarmt ihr mir in eurem traurigen Zustande.

Wißt ihr denn nicht, daß wir in der katholischen Kirche eine Constitution haben, die weit älter, ehrwürdiger und zugleich milder und freier ist, als selbst die für unsere Union dahier? Wißt ihr denn nicht, daß Papst und Bischöfe weit weniger noch an unserer göttlichen, apostolischen Constitution ändern können, als selbst der Präsident, der Senat und der Congreß an der Constitution dieser Staaten hier? Wißt ihr denn nicht, daß Papst und Bischöfe gewählt werden, fast wie Präsidenten, Gouverneure, Senatoren, Richter und Beamte dahier, nur eben auf Lebenszeit? Wißt ihr denn nicht, daß man mit völliger Freiheit, ohne etwelchen bürgerlichen Nachtheil in die katholische Kirche eintreten und davon auch wieder austreten kann? Wißt ihr denn nicht, daß die kirchlichen Obern, Bischöfe und Papst nur eine Gewalt in Glaubens- und Sitten-Sachen und im Regimente der Kirche selbst, dieses geistigen Reiches Gottes auf Erden, haben? Wißt ihr denn nicht, daß uns als Amerikaner im weltlichen, politischen Sinne die Souverainität des Papstes über einen Kirchen-Staat nichts angehe, und auch unsere Politik, so lange sie nur das ist, den hl. Vater in Rom nichts kümmert? Alle Herrschaft der kirchlichen Obern besteht doch zunächst nur darin, zu erklären, das sei göttliche Wahrheit und jenes sei Irrthum, und zu fordern, wer Katholik sein wolle, müsse die Wahrheit glauben und nach ihr leben, und den Irrthum meiden. Wenn Jemand in seiner Verblendung einen ketzerischen Irrthum für die Wahrheit hält und dabei beharrt, so ist er ja darin frei, nur ist er kein Katholik mehr; das sollte er ja selbst wissen, und Papst und Bischöfe sollten es ihm und andern nicht erst zu sagen brauchen. Und wenn Jemand eine neue Lehre aufstellt, so kann jeder darüber seine Meinung aussprechen, das Endurtheil, das bindende, fällen auch hier, wie überall, die höchsten Behörden. Ein Haufe von Menschen aber, von denen jeder glaubt, was er will, und natürlich beinahe jeder etwas Anderes, kann doch keine religiöse, einige Glaubensgemeinschaft sein. Entrichtet man kirchliche Abgaben, so entrichtet man sie ja für sich selbst, jeder für seine Kirche, für seine Schule, für seinen Priester, für seinen Gottesdienst, und das Uebrige ist freiwilliges Almosen. Es handle nur jeder nach seinem

Gewissen aber nach einem reinen, gesunden, vorurtheilsfreien Gewissen; die Kirche unterrichtet dich nur darin, und sie drängt dir nimmermehr ein anderes auf, sie zwingt dich zu nichts mit äußerm Zwange. Es lodert kein Scheiterhaufen mehr, und hätte der hl. Vater in Rom überall in der Welt seinen milden, sanften Willen durchzusetzen vermocht, es wäre nie ein Scheiterhaufen, um Ketzer zu verbrennen, angezündet worden. Ist doch selbst jede kirchliche, geistliche Strafe zu vermeiden, wenn wir nur folgsame, oder doch reumüthige, bußfertige Kinder sind. Fort daher mit all dieser eingebildeten, albernen Furcht und Angst!

Aber es kann ein Tag kommen, werdet ihr noch sagen, und an demselben wird der Papst allen hiesigen Bischöfen, Priestern, Mönchen und Katholiken überhaupt gebieten, die Republik umzustürzen, die Constitution niederzubrechen, und das ganze schöne Land als eine Eroberung etwa einem Kaiser von Oesterreich oder einem König von Neapel, Spanien, Portugal oder irgend einem andern Monarchen zu überliefern. Mein Gott im Himmel! welche Kinder, und sie nennen sich Helden! welche Weiber, und sie tragen Männerkleidung! Fürchtet doch weit mehr, daß die beiden Oceane sich über unserm Amerika vereinigen und es bedecken; es geschieht das weit eher, als daß der Papst uns dieses Land nimmt, oder uns Katholiken auffordert, an dem Vaterlande einen so schwarzen Verrath zu begehen. Bei 1800 Jahren besteht das Papstthum, und es hat selbst in Italien noch immer nicht mehr, als was ihm geschenkt worden ist, und auch davon hat es das Meiste wieder abgetreten. Wo in der Welt ist denn eine weltliche Dynastie, oder eine Reihe von Staatsoberhäuptern, die nur annähernd zufrieden mit ihrem Besitzthum, und so gar nicht begierig nach Vergrößerung war? Was aber die Päpste im Mittelalter für den einen und andern europäischen Staat thaten, das thaten sie als Schiedsrichter in streitigen Fällen; dazu hatte sie damals die Zeit gemacht, und um dieses schiedsrichterliche Urtheil hat man sie angerufen. Seid ihr, Andersdenkenden, noch nicht beruhigt? Wirklich noch nicht ganz, denn ihr erinnert mich noch an Streitigkeiten, wie sie zwischen Staat und Kirche in der jüngsten Zeit, etwa seit diesem Jahrhunderte her erschienen. In der That, die Kirche kam in Streit mit Napoleon I., mit Spanien, mit Rußland, mit der Schweiz,

mit Baden. Aber wie so? Wer war da im Rechte? Kann nicht auch der Unschuldige mit Jemandem in Streit gerathen, und wird er dadurch allein schon schuldig? Es trete ein Gegner hervor, wer immer, sendet mir einen, wenn auch nur einen; ich will ihn also fragen: Napoleon, dieser gewaltige Usurpator, dieser blind und leidenschaftlich ehrgeizige und länderfüchtige Mann sendet eine Armee mit einem General an der Spitze nach Rom, und verlangt mir nichts dir nichts, ohne alle Ursache, der heilige Vater solle auf der Stelle ihm das Erbtheil des hl. Petrus, das Eigenthum der Kirche, den Kirchen-Staat, über den ja der Papst selbst nur der Verwalter ist, übergeben; — bist du, Andersgläubiger, du bisheriger Gegner des Papstes im Stande, dem hl. Vater zuzumuthen, er solle nun sogleich in dieses räuberische Begehren einwilligen? Der despotische Kaiser von Rußland zwingt mit Gewalt ganze Gemeinden von Katholiken, von ihrem Glauben und ihrer Kirche abzufallen, — mutheſt du da dem hl. Vater zu, er solle schweigend solche Tyrannei an seinen treuen Kindern geschehen lassen? Spanien und die Schweiz plündern und zerstören wie barbarische Staaten die Bisthümer und Klöster und rauben das heiligste, unverletzlichste Privat-Eigenthum der Kirche, — und dazu soll der Papst nichts sagen? Preußen will katholische Geistliche mit äußerm Zwange, mit allen Strafen dazu anhalten, etwas zu thun, was vor Gott und dem Gewissen Sünde ist, und ähnlich ist es auch in Baden, man setzt darüber selbst Bischöfe in Gefängnisse, — und das soll der allgemeine Vater in Rom gut heißen? O danken wir vielmehr Gott, daß es auf der Welt noch immer einen solchen allgemeinen Vater gibt, der den Muth hat, der Ungerechtigkeit, der Bedrückung und dem Raube, und wenn diese auch unter einer Krone erschienen, so kühn entgegenzutreten, und zu Gunsten, zum Schutze der Gepreßten und Beraubten selbst in die Gefangenschaft zu gehen, und im Exile zu sterben! Danken wir Gott für diese Wohlthat! Ich bin nicht wenig stolz darauf, ein Diener eines so guten Vaters und ein Kind einer so besorgten Kirche zu sein. Oder wer schützt denn euch, ihr Andersgläubigen? wer ist denn euer allgemeiner Vater? Ihr Altlutheraner in diesem Lande, gekommen aus Norddeutschland; wer hat sich denn eurer angenommen, als ihr euer Vaterland eures Bekenntnisses wegen verlassen mußtet? Wer hat

sich denn zuerst unter allen Menschen, unter allen civilisirten Nationen um die armen Sklaven angenommen, und wer hat die Menschheit beschworen mit Bitten und Thränen, weil die Sklaverei so unrecht sei? Etwa das stolze England, das sich so gerne eine Mutter der Humanität nennen ließe? oder Holland, das da sich brüstet, es habe Civilisation und Handel in alle Welt herumgetragen? oder unser Amerika selbst, das mit seinem Humanismus so sehr prahlt? Ach, großer Gott, geht nur in unsern Süden hinab und seht, was unser Amerika heute noch thut, und reist nach Ostindien, und beobachtet, wie dort die Engländer heut zu Tage sich benehmen; die Kirche ist zuerst der schmählichen Sklaverei entgegen getreten; ein bewunderungswürdig edelmüthiger Erzbischof Las Casas in Süd-Amerika opferte für die Befreiung der Sklaven sein ganzes Leben, und so dachten, sprachen und handelten auch die Päpste.

Amerika! mein theures zweites Vaterland! mit so lauter Stimme, daß sie von einem Meere bis zum andern, und vom hohen Norden bis hinab zum Süden ertönt und verstanden wird, möchte ich es Dir zurufen, — Amerika, herrliche, mächtige Union, begehe keine Ungerechtigkeit, zwinge Deine Katholiken nicht zu einer Sünde, und die Kirche ist, wenn auch noch nicht Deine Mutter, weil Du bis jetzt noch nicht allgemein ihren Worten glaubst, aber sie ist jetzt schon Deine Freundin!

Laßt mich jetzt höher emporsteigen, und kühn behaupte ich, das Christenthum, die christkatholische Religion und Kirche ist für unsere Union eine Nothwendigkeit. Was soll denn dieser Koloß der Staaten-Union auf Gottes Erdboden? Etwa bloß essen und trinken, kaufen und verkaufen, etwas rumoren und lärmen innerhalb und außerhalb des Landes, Kisten und Gewölbe mit Geld füllen, und um dieselben herum Tänze aufführen, und zuletzt, wie noch alle Reiche der Welt, altern, niederfallen und sterben? Nun ja, du sogenanntes Weltwunder, dann mag man dir eine Pyramide, so groß, wie die Erde noch keine gesehen hat, als Grab-Monument setzen, und ich will dir im Voraus die Inschrift bestimmen: Hier liegt ein Riesenkind, das starb, ehe es zu den Unterscheidungsjahren gelangte.

Der Mensch wird nur voller Mensch dadurch, daß er Gott erkennt, und den Gott gesandt hat, seinen Sohn Jesum Christum; nur der gottgläubige Mensch geht auch geistig aufrecht, der Ungläubige geht auf allen Vieren. So auch die Menschengesellschaften, die Reiche und Staaten; diese sind nichts anderes, als eine Mehrheit oder Menge von einzelnen Menschen, und die höchsten Gesetze, denen sie unterworfen sind, bleiben immer dieselben. Das ist aber das höchste Welt- und Menschengesetz, das seit dem Falle des ersten Menschenpaares im Paradiese, und besonders seit der Erscheinung des Welterlösers auf Erden herrscht: Alles gehört Christo Jesu an, er ist der alleinige Herr, er ist der Eigenthümer, er hat die Welt durch sein Blut erlöst und erkauft. Was aber Christo gehört, gehört auch seiner Kirche, mit der Christus im Geiste Eins ist. Dieser Herrschaft gegenüber gibt es keine sogenannte Emancipation, keine Unabhängigkeit, keine Selbstständigkeit, keine Freiheit im Sinne. Jeder Versuch, sich dieser Oberherrlichkeit zu entziehen, ist eine Empörung und Auflehnung, und völlig nutzlos darum, weil Niemand den Händen des ewigen Richters entrinnen kann. Die Losreißung kann scheinbar für eine Zeit lang gelingen, für immer gelingt sie nimmer.

Man muß die Majestät, die Allmacht, die Allherrschaft Gottes im Auge behalten, dann erscheint jeder Mensch zur Losreißung, ich weiß es nicht, ob mehr erbärmlich und beweinenswerth, oder mehr unvernünftig und lächerlich. Der Wurm, der am Wege kriecht, ist seiner Natur nach mehr im Vergleiche mit dem Menschen, als der Mensch im Vergleiche mit Gott, denn jene beiden sind Geschöpfe, aber diese beiden, Mensch und Gott, haben der Natur nach nicht mit einander Gleiches. Und wenn du den Wurm nimmst, und sperrst ihn in ein leeres ehernes Gefäß; der Wurm, der elende Wurm aber erhebt sein Haupt gegen dich, seinen Herrn, und sagt dir: ich zürne und grolle dir, ich will dich nicht und bedarf deiner nicht; was denkst du? Deine eigene Empörung gegen Gott ist indeß noch viel unvernünftiger, frevelhafter und schändlicher. Nie hat mein armes schwaches Gemüth ein Ausdruck mehr empört, als der einer Judenseele, die sich dichterisch schelten ließ, und mit diesem Ausdrucke war die gotteslästerische Prahlerei verbunden: „ich habe Gott selbst gegrollt." Armseliger Irrenhäusler!

dachte ich; wenn dir im nächsten Augenblicke die Zunge so sehr verschwollen wäre, daß sie hätte den Mund zersprengen müssen, dann hättest du noch mehr grollen können; und wenn wieder einen Augenblick darauf die Erde sich unter deinen Füßen geöffnet, und dich verschlungen hätte, dann hättest du wieder mehr grollen können; aber wenn du noch einmal einen Augenblick später den ewigen Richter hättest ankommen sehen, um dir zu geben, was dein Lohn und Verdienst für diese Ruchlosigkeiten, dann hättest du sicher nicht mehr gegrollt, sondern, wie von dir und deines Gleichen im Voraus geoffenbart ist, ausgerufen: Berge, fallet über mich, und ihr Hügel bedecket mich!

Und was sagt denn die Geschichte zu solchen Treulosigkeiten gegen Gott im Kleinen und Großen? Jedoch, ich sehe, der Gotteslängner weiß sie geschickter als ein Taschenspieler zu behandeln, und er versteht wenigstens den Versuch, mir beweisen zu wollen, daß das Licht Schatten und umgekehrt der Schatten Licht sei; aber Eines muß ich denn doch herbeiziehen und fragen, wo denn die Quelle für ächte Tugend und Sitte, die doch selbst der Gottlose achtet, liege, wenn nicht im Christenthum und in der Kirche, und nur hier allein? Vor ein paar Wochen konnten wir in einem vielverbreiteten Blatte dahier eine Abhandlung über die Kindererziehung lesen, und dabei mußte uns wohl die Stelle auffallen, in der es hieß, daß die Kinder nur rein humanistisch zu festen, kernhaften und freien Menschen erzogen werden sollten, alle Wildheit, Rohheit und Unbändigkeit mache nichts, denn es komme das ächt Menschliche dann doch bald zum Durchbruch. Am nächsten Tage fand sich dasselbe Blatt genöthigt zu berichten, daß Tags vorher eine Bande von also erzogenen und aufgewachsenen Buben die kühnsten Diebstähle und Räubereien verübt, darüber ertappt, nun im Gefängnisse sitze. Wieder einige Tage nachher fand der Editor desselben Blattes sich veranlaßt, öffentlich zu erklären, daß er wegen der vielen nächtlichen Ueberfälle und Angriffe auf Leib und Leben während der Nachtzeit und auf Straßen, was wohl von der ungezogenen, ruchlosen Bande der Loafers und Rowdies herkomme, gezwungen sei, sich mit Revolvers zu versehen, und jeden, der ihm trotz des Anrufens und der Warnung zu nahe komme, auf der

Stelle niederzuschießen. Diese beiden Fälle boten passende Beispiele zu jener Lehre.

Zur Quelle für Tugend und Sitte, wenn wir nicht das Christenthum nehmen, haben wir nichts Anderes, als das rein Menschliche, und von demselben etwa die Weisheit, die Philosophie. Ich müßte keine Geschichte kennen, wenn ich nicht wüßte, daß die philosophischsten Zeiten immer auch die lasterhaftesten waren, denn die Philosophie allein ist nur ein fetter Dünger, und darauf wächst bekanntlich das Unkraut am üppigsten. Wer seine Riechorgane an den Gestank der Leichen und ihre Verwesung und Fäulniß gewöhnt hat, lese nur einmal flüchtig die Sittengeschichte der Römer und Griechen aus jener Zeit durch, da die größten und meisten Philosophen lebten und den Ton angaben; die Dichter natürlich sind die Knappen der ritterlichen Philosophen. Das rein Menschliche möchten wir dann etwa auch bei den Wilden finden, und wirklich glaubte Rousseau sich von daher das Musterbild zur Erziehung der Jugend für Tugend und Sitte holen zu müssen. Wäre das richtig, dann wäre es von Seite unserer Regierung doppelt barbarisch und ungerecht, daß man die armen Indianer so von einer Gegend in die andere zurücktreibt, und dem Untergange preis gibt, man sollte sie vielmehr uns zum Vorbilde aufstellen, und zu unsern Lehrern machen.

Nie und nimmermehr kann die gefallene, verdorbene, sündige und schuldbeladene Menschheit selbst zur Quelle für Anpflanzung, Erhaltung und Verbreitung wahrer Tugend und Sitte werden, eine viertausendjährige Geschichte behauptet und bestätigt dieß. Man hat doch den Versuch oft genug gemacht. Inder, Phönizier Aegypter, Griechen, Karthager und Römer haben gewiß viele Eroberungen in alter Zeit gemacht, Kolonien angelegt und Kulturen von Land und Leuten versucht; wo sind denn die wahren Tugenden und Sitten geblieben? Einiger Heroismus hie und da, dann etliche die Sinne und das Fleisch kitzelnde Künste, und noch etwas Schlauheit im Handel und Wandel; im Uebrigen nur noch die schändlichsten, empörendsten Laster. In neuerer Zeit wird freilich nicht mehr gänzlich ohne Christenthum colonisirt und kultivirt, sondern man wendet dazu etwas sogenanntes Bibel-Christenthum an, worin die Engländer die Meister sind. Nun, was ist denn

dadurch für wahre Tugend und Sitte bezweckt und erreicht worden? Soll ich die Tugenden und Sitten hier in Amerika, in den vereinigten Staaten, in den beiden Canada's bei dem nicht katholischen Theile der Bevölkerung suchen? Oder soll ich nach Ostindien gehen, in jenes ungeheure Land, wo so recht eigentlich das Ackerfeld für die anglikanischen Missionäre ist? Oder wollen wir Australien betrachten? Was hat man zu Stande gebracht an den wilden Malaien, an den schwarzen Negern, an unsern rothen Indianern? Ich will meine feste Ueberzeugung ganz kurz und ohne weiters aussprechen: dieses ganze englische Missionenthum mit seinem Bibelchristenthum hat für wahre Tugend und Sitte unter fremden Nationen mit allen den darauf verwendeten Millionen Pfund Sterling noch nicht so viel zu Stande gebracht, als dort im Süden in Paraguai ein paar ehrwürdige Patres Jesuiten allein. Den Beweis kann man sich bei mir holen, wann es beliebt.

Jeder einzelne Mensch und so auch jede menschliche Gesellschaft bedarf nicht etwa bloß eines Stückes vom Christenthum, sondern des ganzen, vollen Christenthumes, und dieß ist nur in der Einen, wahren, katholischen Kirche zu finden. Hieher gehört als Vergleich ein mächtiger, wasserreicher Strom, der ein Land durchströmt, befruchtet und fruchtbar macht. Wenn dieser Strom zur Zeit des Hochwassers seine schmutzigen, trüben und schlammigen Fluthen über die Ufer rechts und links hinaus wirft, und diese dort zurückbleiben, als Sümpfe und Pfützen, so sind sie nicht der Strom selbst, und nützen nicht, sondern schaden eher; den Strom selbst aber in seinem frischen, klaren, reinen Wasser verlangt das dürstende, trockene Land.

Ich verkenne nicht die Bedeutung und den Werth des Staatlichen, und, seid dessen wohl versichert, zähle mich nicht zu jenen religiosen Schwärmern, welche bloß die Hände zum Himmel ausstrecken und Herr! Herr! rufen zu dürfen glauben, dann werden Engel für sie die täglichen Arbeiten verrichten, und der Rabe des hl. Antonius ihnen das Brod bringen; ich will mich nicht in die Reihe derjenigen stellen, welche den Staat in der Kirche aufgehen und alle Kanonen und Kirchendekrete an die Stelle von Staatsgesetzen stellen wollen, oder welche alles Weltliche, Irdische

und Zeitliche sogar als Teufelsreich bezeichnen; — weit entfernt davon bin ich der festen Ueberzeugung, es müsse auch Verbindungen der Menschen zu rein irdischen Zwecken, also auch kleinere und größere Gesellschaften und Staaten geben; aber diese Staatsgesellschaften halte ich bloß für die Grundlagen zu höheren, edleren Gesellschaften, deren Zwecke über der Sphäre dieser Erde und dieses zeitlichen Lebens liegen. Wer sich mit dem Staat als solchem allein begnügt, läugnet thatsächlich die Unsterblichkeit der Seelen und die höhere Bestimmung der Menschen für ein Leben in der Ewigkeit. Fordern wir daher vom Staate, daß er seine Glieder bürgerlich ehrlich zu sein erhalte, und dann rufe man die Kirche, daß sie die bürgerlich Ehrlichen auch christlich tugendhaft mache; der Staat soll uns arbeiten lehren, die Kirche beten, und aus diesen beiden besteht das wahre, veredelte Leben. Ohne Gebet wird die Arbeit zu einer Maulwurfsthätigkeit, und der Staat, der bloß arbeitet allein, erscheint nur als eine Mäuse-Kolonie. Aber nicht bloß dieß, sondern noch mehr; denn des Menschen Sinn, wenn er nicht zu Gott, zu Christus, zur christlichen Tugend und zur Ewigkeit als dem letzten Endziele hingelenkt ist, richtet sich zum Bösen, und die Gesellschaft der Menschen wird dadurch zu einem Sumpfe, aus dem verpestende Dünste aufsteigen, und wo giftige Molche und Drachen hausen. Wir sehen solche Erscheinungen rings um uns her und in weit größerer Anzahl, als wir bloß des Beispieles und der Belehrung wegen bedürften. Die Geschichte des Lebens unchristlicher Familien liefert uns täglich die unnatürlichsten, gräßlichsten Erscheinungen; in Gesellschaften von unchristlichen Mitgliedern herrscht in der Regel eine grauenhafte gegenseitige Betrügerei, ein entsetzlicher Wucher; in größern Städten bilden die Gottlosen förmliche Räuber- und Mörderbanden, vor denen Tag und Nacht kein Gut, ja auch kein Leben sicher ist; an unsern so häufig unchristlichen und gottlosen Beamten erblicken wir mit Schauder eine Corruption, die kaum mehr ärger sein könnte; Veruntreuung öffentlicher Gelder, Betrug an Wittwen und Waisen und Armen überhaupt, Verrath nach allen Seiten hin, verbrecherische Banquerotte und zuletzt Mord an andern und an sich selbst sind, wie ihr alle sehet und leset, völlig an die Tagesordnung gekommen. Die Gesetze werden bloß in so weit respektirt und befolgt, als deren

Strafen den Uebertreter etwa erreichen könnten, und mit Eiden spielt man, wie Kinder mit Marken. Fragt mich nicht, woher dieß kömmt, erleuchtete Staatsmänner, ums Vaterland besorgte Bürger, ruhig überlegende Menschen, ja selbst die Editoren von solchen öffentlichen Blättern, welche den Unglauben predigen, gestehen es offen und gleichmäßig ein, daß an Allem die herrschende Gottlosigkeit Schuld sei. Ein Staat ohne Religion, ohne Christenthum wird zur Räuberhöhle; nur mit dem Christenthum wird er Haus Gottes, ein Haus der Tugend, des Friedens, des zeitlichen und ewigen Glückes. Um ein Bürger sein zu können, treu und verlässig in Allem, muß man nicht bloß das Vaterland lieben und seinen Mitmenschen achten, sondern auch, was noch mehr ist, Gott fürchten, und nach dem Christenthum leben.

Diese Union der Staaten dahier aber, ich muß es gestehen, als eine menschliche Gesellschaft und als eine Grundlage für ein künftiges wahrhaft christliches Leben, sie gefällt mir, und ich liebe sie; aber sie muß noch christlich-katholisch werden, anderswie wird sie nimmermehr vollkommen, gesund, dauerhaft und wahrhaft groß, anderswie geht sie wieder rückwärts und zerfällt allmählig in Trümmer; Amerika muß katholisch werden. Dasselbe Wort rief einer meiner edelsten und gelehrtesten Lehrer und Freunde im Frankfurter Parlament vor sämmtlichen Vertretern in Bezug auf Deutschland aus, aber es wurde dagegen so stürmisch protestirt, daß der edle Mann sich zuletzt auf die Erklärung zurückziehen mußte, er wünschte eben nur eine Einigkeit des Glaubens in Deutschland; sein Schüler hier wird sich nicht zurückziehen, und wenn es Gelegenheit gibt, so werde ich es auf allen Strassen und Plätzen ausrufen: Amerika muß katholisch werden. Diese große Republik, sie mag schön sein, sie mag auch noch wahr sein, ich stimme bei, aber gut soll sie auch werden, und das ist sie noch nicht, das wird sie erst durch Gott. Diese große Republik, sie mag stark und mächtig sein, ich gebe es zu, aber sie ist es nur nach Aussen, wenn es nämlich gälte, sie zu vertheidigen gegen äussere Feinde; allein innen ist sie noch schwach, sehr schwach, weil zerklüftet und zerrissen durch Tausende von Partheien, von denen jede auf einem andern Standpunkte der Meinung steht. Eine ungeheuren Menge innerer Fragen dürfen wir gar nicht zur Sprache

bringen, sonst werfen wir den Zankapfel hin und beschwören den Bürgerkrieg herauf. Sind wir einmal Alle christkatholisch, so gehen wir Alle von einem einzigen Punkte aus, und streben nach einem einzigen Punkte hin; alles dazwischenliegende sammelt sich um die gerade Linie, und unsere gefährlichsten Fragen, als die der Sklaverei, der Gebietsvergrößerung, der Demokratie und Aristokratie, des Nativismus und der Einwanderung, der Monopole und Privilegien einerseits, und der allgemeinen Freiheit und Gleichheit andrerseits, lösen sich von selbst; denn das wahre Christenthum hat über diese Dinge, worüber menschliche Meinungen nicht einig werden, längst entschieden. Ihr nennt mir unser Amerika einen Helden; wohlan, es ist ein Held, aber ich muß verlangen, daß es ein Theseus, ein Herkules sei, in dessen menschlichen Adern zugleich Götterblut laufe. Ihr deutet auf den Adler in unserm Wappen hin; wohl, er gefällt mir, aber ich muß wünschen, daß er im Glanze und in der Nähe jener Sonne der Gerechtigkeit schwebe und kreise, welche Christus der Herr ist, daß himmlische Engel wie Sterne ihn umgeben, daß ein Kreuz auf seinem Kopfe ruhe, und in der Bandschlinge, die er hält, die Worte stehen: In Christo e pluribus Unum, in Christus aus Mehrern Eines.

Diesen höheren Geist aber gibt sich nicht der Staat selbst, er kann Solches nicht; nur die Kirche vermag denselben zu geben, und sie hat sich darin bewährt, nirgends so glänzend, als gerade an der germanischen Nation. Diese kernhafteste aller Nationen der Welt, sie ging in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung in Theile auseinander, aber die Kirche goß den Geist des Christenthumes auf sie aus, und trotzdem, daß die Nation sich durch die Zertheilung zu schwächen schien, erstarkte dennoch der ganze Stamm und jeder Zweig zugleich zu einer riesenhaften, allgewaltigen, weltbeherrschenden Kraft; so Deutschland selbst, und so auch die Franken als Frankreich, die Sachsen als England, die Gothen als Spanier. Selbst das alte Rom und das alte Griechenland belebte die Kirche durch den Geist des Christenthumes noch auf eine Zeit lang; allein die beiden waren von früher her zu entnervt, um noch die volle Kraft in sich aufnehmen und für länger bestehen zu können. Immerher hat die Kirche mit diesem Geiste Gottes ihre Freunde groß gemacht, ihre Feinde aber sind

untergegangen. Attila, die Geisel Gottes für die abendländischen Völker, fiel und verschwand mit seinem zahllosen Kriegs-Volke spurlos; die fast unzähligen heidnischen Schaaren der räuberischen Ungarn fielen, und was übrig blieb, bekehrte sich schnell zum Christenthume; das mächtige arianisch ketzerische Gothenthum verschwand von der Erde; der Halbmond des Muhamedanismus bei Mauren und Türken ward in Frankreich und Spanien, in Oesterreich und Ungarn und in den Gewässern des Mittelmeeres zertrümmert, er, vor dem einst Völker erzitterten, ist nun ein Kinder-Spott worden; auf der andern Seite gebar gleichsam die Kirche einen Konstantin, einen Theodosius, einen Karl, einen Otto, einen Canut, die Großen, und einen Heinrich, einen Eduard und einen Ludwig, die Heiligen, Fürsten und Helden, welche die Nachwelt nicht genug bewundern kann. Die ersten zwei abgerechnet, die übrigen waren Germanier, und nicht etwa bloß sie allein waren groß oder heilig, sondern sie waren eben die großen und heiligen Männer, Helden und Fürsten einer gleich großen und heiligen Nation.

Ich sehe, ihr stellt mir unsern Vater Washington vor die Augen; ich anerkenne, er war ein großer Held, und ein edler, liebenswürdiger Mann; aber wann, in welchen Augenblicken erscheint er mir am größten? Hört es! wenn er vor einer Schlacht mit seinem ganzen Heere auf den Knieen lag, und zu Gott um gnädigen Sieg flehte, und wenn er nach der Schlacht in derselben Stellung mit Thränen der Rührung in den Augen für den erfochtenen Sieg Gott dankte. Wann und in welchen Augenblicken erscheint er mir am größten? Hört es! als er sich selbst überwindend in christlicher Demuth zum Wohle des Vaterlandes alle Würden niederlegte, zum Drittenmale zum Präsidenten erwählt, dieses hohe Amt ausschlug, zu seinem Pfluge auf seiner einfachen Farm am Mount Vernon zurückkehrte, und von nun an in Milde und Erbarmen den Nothleidenden beistand. Washington war ein christlicher Held, und wäre er geboren und erzogen gewesen als Sohn der wahren Kirche, er stünde noch größer vor uns da. Aber immer darf dieses Land ihn sich zum Muster nehmen, und es soll davon nicht zurückgehen, was Washington war, sondern darin fortschreiten, es wird dann unfehlbar christkatholisch werden.

Wenn Christus der Herr gesagt hat: Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich, und wer nicht mir sammelt, der zerstreut; so folgt daraus, daß wir also mit Christo sein müssen, und daß ein jeder Mensch und so auch jede Menschengesellschaft, welche nicht mit Christo sammeln, nur zerstreuen; wir aber, diese Gesellschaft hier, diese aufblühende Union hier, soll offenbar immer mehr sammeln, und sich vervollkommnen; also muß Amerika mit Christo sein, und mit Gott dem Vater. Es kann aber Niemand Gott zum Vater haben, wer nicht die Kirche zur Mutter hat. Amerika! bist du erst durch die Kirche mit Christus, und durch beide auch mit Gott, dann magst du erst das hehre Banner über alle Reiche der Welt erheben nnd ausrufen: Da Gott mit mir, wer ist wider mich? Amerika! vielleicht habe ich deine Mission in der Zukunft angedeutet; Asien ist todt, Afrika noch in Barbarei, Australien zerstreut, und Europa altert, ja, Europa wird immer mehr ein alter, mürrischer, unzufriedener, zänkischer Mann; du Amerika bist jung, und wächst eben heran; aber sieh' zu, daß du nicht ein junger Wildling bist und bleibst! denn über kurz oder lang kannst du berufen werden, um dem alten Europa zu Hilfe zu eilen, daß dort nicht alle wahrhaft christliche Civilisation, Tugend und Sitte im Sturme von Revolutionen untergehe, und du sollst dann vielleicht auch Asien und Afrika wieder erwecken! Dazu aber mußt du zuerst selbst ächt christlich civilisirt und kultivirt, wahrhaft tugendhaft und gesittet sein; darum mußt du christkatholisch werden. Wehre und sträube dich nicht mehr länger dagegen! wir haben dich schon umzingelt, und sind überall in dir, in deinem Capitol, in deinen Gerichts- und Amts-Stuben, in deinem Heere, auf deinen Marktplätzen, auf deinen Schiffen, in deinen Städten und Villagen, in den Prairien und Urwäldern; stemme dich nicht weiter dagegen; unsere Dome und Kirchen ragen schon überall empor, und beherrschen ganze Stadttheile und Gemeinden; unser Kreuz glänzt überall und ohne Scheu ziehen wir bereits mit Siegesfahnen in feierlichen Prozessionen herum! Amerika, gib den Widerstand auf, der gewaltige Strom des Geistes Christi, der hier zum Zeitstrom worden, er faßt dich, und folgst du ihm nicht, so zerreißt er dich! Amerika! du mußt christkatholisch werden; laß dich lehren, Alles zu halten, was Christus Jesus gesagt, und

laß dich taufen, auf daß du wiedergeboren bist aus dem Wasser und dem heiligen Geiste, und lebest, und glücklich und selig werdest im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.

Predigt

auf das Fest Mariä Himmelfahrt in der St. Marien Pfarrkirche der Stadt Milwaukee, in Wiskonsin,

am 15. August 1853.

Mariens Schutz für die Kirche Amerika's.

Vorspr.: „Weib, sieh' deinen Sohn!"
Ioann. XIX, 26.

Unter den Bildern, in welchen uns die Schriften der heil. Väter die Kirche, als die Gemeinschaft der Gläubigen, zeigen, erscheint auch und zwar nicht selten das einer Familie; die einzelnen National- oder Landeskirchen, z. B. die italienische, spanische, französische, deutsche u. s. f. stellen sich im Bilde als die Kinder, als Filialen, das ist Töchter oder Söhne dar, und sind demnach sich gegenseitig Geschwisterte. Wie oft eine neue Nation, oder ein neues Land durch Bekehrung und Taufe in diesen schönen Familienkreis eintritt, eben so oft geht daselbst eine geistige Geburt vor sich, und es läßt sich leicht denken, daß darüber im Hause große Freude und lauter Jubel herrscht. Leider sind einige dieser so gebornen Kinder wieder gestorben, früher oder später; andere sind hernach wild und trotzig in die Fremde hinausgerannt, und irren da arm und elend in den Wüsten herum; allein die meisten Kinder sind denn doch treu geblieben, und statt der Verlornen schenkte Gott meist wieder neue.

Es kann Niemandem aus euch unklar sein, wer der Vater in dieser Familie sei, es ist Gott selbst, dem wir Menschen eigentlich schon von der Erschaffung her als Kinder angehörten, und

dem wir, nachdem durch die Sünde des ersten Menschen-Paares eine ewig beweinenswerthe Feindschaft und Zerstreuung eingetreten war, nach einer vollständigen Versöhnung neuerdings als geliebte Kinder zugeführt wurden, indem uns sein geliebter Sohn selbst lehrte und mahnte, von nun an zu beten: Vater unser, der du bist im Himmel! Wirklich, die Versöhnung des göttlichen Vaters, und unsere Erlösung aus der Sünde hat der Sohn Gottes selbst, unser Herr Jesus Christus vermittelt, und er ist demnach der Stifter dieses glückseligen Familien-Bündnißes. Die Mutter sodann ist die Kirche, jene von Christus dem Herrn gestiftete, gleichsam mit seinem kostbaren Blute aus seinem Herzen ausgeflossene und geborne, und dann mit dem heiligen Geiste für alle Zeiten erfüllte Anstalt, welche uns einzelne Menschen, eben so wie ganze Nationen und Völker durch die Bekehrung und Taufe gebärt, durch heilige Lehren und Beispiele fortan nährt, und so in Verbindung mit sich und dem Vater im Himmel erhält. Nur wer das Kind dieser Mutter, ist auch ein Kind des himmlischen Vaters, denn so spricht ein heil. Kirchenlehrer: Wer die Kirche nicht zur Mutter hat, kann Gott nicht zum Vater haben.

Indeß leiden wir arme Menschen in unserm Geiste und unsern Erkenntnißen an mehr oder minder bedeutenden Beschränktheiten und Schwachheiten, so daß es uns schwer wird, namentlich hohe, geheimnißvolle Wahrheiten, Ideen und Lehren aufzufassen, und zu verstehen. Auch diesen Umstand berücksichtigte die Güte und Liebe Gottes, und half gleichsam unserer Schwachheit dadurch nach, daß sie uns die erhabenen Wahrheiten der Religion, und so auch jene, wornach Gott unser Vater und die Kirche unsere Mutter, in einer concreten Weise, d. i. statt in einer rein geistigen Idee oder in einem abgezogenen allgemeinen Gedanken — in einem bestimmten, wohl erkennbaren, zugleich auch in die Sinne fallenden Gegenstande, oder in einer Persönlichkeit vor die Augen stellt. Auf diese Weise ist uns die göttliche Vaterschaft in der Person Jesu Christi selbst, der unser Haupt, und dessen Stellvertreter auf Erden der heilige Vater in Rom ist, dargestellt, und eben so die allgemeine Mutterschaft der Kirche in der Person Mariens, der Mutter Jesu, der allerseligsten Jungfrau. Wir ehren somit als Kinder in Christo Jesu, unserm Gott und Herrn, den

Vater, und in Maria, der allzeit reinen Jungfrau, unsere kirchliche Mutter; welchem Kinde ist es nun noch zu schwer, um dieses glückselige Familien-Band und Leben sich vorzustellen und es zu verstehen?

Diese Anordnung Gottes, wodurch er uns schwachen Menschen zum Glauben, zur Liebe und Treue so sehr zu Hilfe gekommen, ist gleich weise und gütig und gleich schön und rührend. Wir sind einmal Menschen; alle unsere höheren Ideen und Erkenntniße knüpfen sich an sinnliche Vorstellungen, und unter diesen sind wiederum diejenigen am ansprechendsten für uns, welche uns den Menschen selbst in seinen verschiedenen Lagen, Verhältnissen und Beziehungen vor das Gesicht stellen. Ein Menschenbild erkennen wir am leichtesten, weil es unser eigenes Bild ist; die Menschensprache verstehen wir am schnellsten, weil wir selbst sie sprechen. Da Gottes Sohn Mensch wurde, und als unsers gleichen erschien, war es nicht mehr schwer, ihn zu erkennen; er sprach eine gewöhnliche Menschensprache, er legte uns die erhabensten Wahrheiten seines Evangeliums in den einfachsten Vorstellungen der Menschen dar, er zeigte uns die größten und tiefsten Geheimniße in leichtverständlichen Bildern; in ähnlicher Weise sind auch schon die alttestamentlichen Offenbarungen vorgetragen und in der Bibel enthalten; das nun zu erfassen und zu verstehen ist nicht mehr besonders schwer. Oder wer begreift nicht, was das sagen will: Gott ist ein Regierer, ein Vater, ein Richter; Christus Jesus ist ein Erlöser, ein guter Hirte, ein Arzt, ein Lehrer, ein Bruder und Freund? Oder auch noch: er ist der Weg, die Wahrheit, das Leben, das wahre Licht, das wahre, lebendige, himmlische Brod? Die Apostel des Herrn sind Gesandte Gottes, Glaubensboten, mächtige geistliche Fürsten, Verwalter der Geheimniße Gottes, Menschenfischer? Die Kirche ist eine Mutter, eine Lehrerin, eine Nährerin, ist eine Arche Noä, eine Bundeslade, ein Tempel? Maria ist eine Jungfrau und Mutter zugleich, eine Königin des Himmels und der Erde, ein Thurm Davids oder elfenbeinerner Thurm, eine geheimnißvolle Rose, ein goldenes Haus!

Und so ist uns denn wirklich kund gethan, es weisen alt- und neutestamentliche Offenbarungen bereits unzweifelhaft darauf hin, es ist bestättigt in der gesammten katholischen Erblehre, und das

Ansehen der Kirche bürgt uns dafür: Maria ist die Mutter der Gläubigen, und so auch der einzelnen Kirchen, auch unserer jungen amerikanischen Kirche; dieß das Erste; ferner das Zweite: wir Gläubige, und demnach auch wir katholische Gläubigen in dieser jungen amerikanischen Kirche sind Kinder Mariens. Was geht aber daraus für uns hervor? Dieß zu betrachten, gönnt uns der liebe Gott den heutigen Tag, besonders diese jetzige Stunde. Der hl. Geist erleuchte uns, und im Namen Jesu und Mariä beginne ich.

Maria ist die Mutter auch dieses Kindes, das die amerikanische Kirche heißt.

Bei der innigen Verbindung mit Gott, zu der Maria durch besondere und außerordentliche Auserwählung und Begnadigung ist erhoben worden, und welchem gemäß sie eine Tochter des himmlischen Vaters, eine Mutter des Sohnes Gottes und eine Braut des heiligen Geistes, auch eine Königin aller Engel und Heiligen, eine Königin im Himmel und auf Erden heißt und ist, kann kein Mensch, keine Familie, Gemeinde und Kirche mit Gott und Christus vereinigt sein, ohne nicht zugleich auch in das innigste Verhältniß zu Maria getreten zu sein. Als Jesus am Kreuze hing, dem Sterben nahe, vollendete sich die Erlösung der Menschen und die Verbindung derselben mit Gott, und zugleich, fast in demselben Momente stiftet der sterbende Heiland auch die Verbindung Mariens mit den erlösten Menschenkindern, setzte seine Mutter als unsere Mutter, und Johannes, der treue Lieblingsjünger Jesu ist unter uns allen der erste, der auf Maria als seine künftige Mutter hingewiesen wird. Was der hinscheidende Erlöser empfahl und bestimmte, ward sogleich auch ins Werk gesetzt, wie Johannes Maria zu sich nahm, und von dieser Stunde an als Mutter betrachtete, so behandelte auch Maria den Johannes als ihren geliebten Sohn, bis an ihren Tod. Wir haben von den ältesten Schriftstellern Andeutungen und selbst Nachrichten, daß Maria nun bald auch, besonders seit der Himmelfahrt Christi und der Sendung des heil. Geistes, die übrigen Apostel und Jünger des Herrn als ihre Kinder betrachtete und liebte, und daß sie hinwiederum schon die Zeit hindurch, so lange sie noch auf Erden lebte, von allen Aposteln und Jüngern, ja auch von allen gläubigen Gemeinden

als allgemeine Mutter verehrt, und in diesem Sinne von Vielen besucht wurde. Nach einer frommen, altehrwürdigen Ueberlieferung sah die göttliche Mutter bei ihrem Hinscheiden alle Apostel wie ihre Kinder an ihrem Sterbebette versammelt, und in ähnlicher Weise wurde später auch von diesen ihren Kindern ihr Grab geöffnet. Wohin das Christenthum nun getragen wurde, nach dem Osten und Westen, nach Asien, nach Afrika, nach Europa, wo der göttliche Saame ausgestreut, Wurzel schlug und aufwuchs, überall gieng auch die schöne rührende Wahrheit als Frucht mit auf: Maria ist unsere gemeinsame Mutter, ähnlich wie Gott unser Vater, und Christus Jesus unser Erlöser. Die berühmtesten, gelehrtesten und heiligsten Männer verbreiteten, lehrten und vertheidigten diese Wahrheit; die ältesten Gemeinden betrachteten sich als Kinder Mariens; die größten und ehrwürdigsten Kirchen, Dome und Cathedralen, sind unter besondern Schutz Mariens gestellt. Unser Deutschland bleibt darin nicht zurück; auch da sind die ältesten und meisten Kirchen und Dome der Mutter Gottes geweiht, ganze Länder, wie z. B. Bayern, haben sich unter Mariens besondern Schutz begeben. Wer von euch kennt nicht eine oder die andere der fast weltberühmten Marien-Wallfahrtsorte in Deutschland, der Schweitz, Oesterreich, Frankreich, Italien?

Auch nach Amerika konnte der wahre christliche Glaube, die katholische Wahrheit nicht gebracht werden, ohne daß nicht auch zugleich die trostvolle Lehre mit übers Meer in diesen Welttheil gelangte: Maria ist eine Mutter aller Gläubigen und Gemeinden. Ueberall, wohin wir uns hier wenden, vom atlantischen bis zum stillen Ozean durch die ganze Breite Amerikas hindurch, von der Hudsonsbay im Norden bis nach Patagonien an der Südspitze, in Brasilien, Mexiko, in unsern vereinigten Staaten, in Canada, in Californien, in den kleinen Republiken Mittel-Amerikas am St. Lorenzstrom, am Missisippi, am la Platta, am Amozonenfluße, überall, wo man gelernt hat, mit gefalteten Händen zu Gott emporzurufen in den Worten: Vater unser! betet man auch: Maria, Mutter Gottes und unsere Mutter, bitt für uns. Ueberall sind auch die Monumente für diese liebenswürdige Glaubenslehre; Berge und Flüsse heißen so, Städte und Ansiedlungen tragen den Namen von Maria, und dazu die Menge der Kirchen und Gemein-

den, zu denen auch du gehörst, theure Marien Gemeinde und Kirche. Darum traten denn schon vor einigen Jahren sämmtliche Bischöfe dieser unserer Staaten zu Baltimore während eines dort gehaltenen Conciliums zu dem Beschlusse zusammen, Maria solle von da an in allen Theilen der Union, von allen Gläubigen als Mutter und besondere Patronin der amerikanischen Kirche verehrt und angerufen werden; der hl. Vater in Rom hat diesen Beschluß mit Freude bestättigt.

Aus dem, was ich bisher über das Verhältniß Mariens zu den katholischen Gläubigen und Gemeinden, und so auch zu uns hier in diesem entfernten Welttheile gesagt habe, geht hervor, daß Maria, die seligste Jungfrau zwar schon dadurch allein unsere Mutter sei, weil wir Gläubige Jesu Christi, Anhänger der wahren katholischen Kirche und Kinder Gottes sind, allein sie wird es dadurch, daß wir sie ausdrücklich und ganz absonderlich als unsere Mutter anerkennen, verehren und anrufen, gewiß in einem nur noch kräftigeren Sinne, ich möchte sagen, mit nur noch stärkerer Liebe, denn wir anerkennen ja dankbar ihre Mütterlichkeit. Zugleich muß sie sehen, wie Gott der Herr uns unter ganz vorzüglich schwierigen Umständen, unter Anwendung einer besonders großen Sorfalt zu seiner Kindschaft berufen und auserwählt hat, und wie Jesus Christus für uns gleichsam eigene, härtere Leiden ausgestanden, damit wir in Mitten der schrecklichen, uns täglich umgebenden Gefahren nicht zu Grunde gehen, sondern theilhaft werden des Heiles und der Seligkeit. Dürfen wir menschliche Anschauungsweisen zu Vorstellungen des Göttlichen benützen, so möchte ich sagen: Gott hat uns zu seinem jüngsten Kinde gemacht, aber er trägt auch die größte Bekümmerniß um uns, dieses sein kleinstes, zarteste und schwächstes Kind in seinem Herzen. Daran wird gewiß nun auch Maria Antheil nehmen, und ihre Mütterlichkeit muß wohl uns Armen gegenüber im schönsten und klarsten Lichte erscheinen. Maria weiß, unter welchen Schmerzen wir, dieses jüngste Kind, für Gott geboren werden, wie viel väterliche Liebe und Sorgfalt Gott für uns verwendet, welche Menge von Feinden uns stets umgeben und unser junges Leben bedrohen, wie hilflos wir von der Welt gelassen werden, und wie wir uns abmühen Tag und Nacht, um nur das Leben zu erhalten. Wie

könnte es anders sein, als daß dadurch das mütterliche Herz Mariens fortan aufs tiefste ergriffen, ihre Liebe zu uns aufs höchste entflammt sei? Und wenn sie erst auch noch sieht, wie wir in unserm doppelten Elende, in diesem zweifachen Thränen-Thale jammernd die schwachen Händlein nach ihr ausstrecken, und nur um das tägliche Brod für unsere Seelen flehen, wie könnte da das mütterliche Gemüth Mariens sich kalt und verschlossen zeigen? Wie könnte sie ohne Mitleid, ohne gnädige Blicke gerade nur auf uns hernieder schauen, da wir doch die hilfsbedürftigsten sind, vielleicht sogar auch die dankbarsten werden würden?

Bleiben wir nur bei diesem Gedanken: Maria ist eine Mutter für alle Kirchen, und unsere amerikanische Kirche ist ihr jüngstes, und zugleich ihr ärmstes Kind. Asien war ihr ältestes Kind, ach, es ist fast gänzlich untreu worden; Afrika gehörte ebenfalls unter ihre ältesten Kinder, leider ist es ausgerottet, getödtet worden; dann kommen die europäischen Kinder; mein Gott, was erfuhr Maria die Mutter an diesen ihren Kindern; welche Untreue, Verwilderung, welchen Spott und Hohn sogar? so bei dem griechischen, russischen, englischen, auch deutschen, französischen, spanischen und italienischen Kinde. Was mußte die Mutter Maria an ihren Kindern sehen zur Zeit der sogenannten Reformation, dann in den Tagen der Revolutionen und Sekularisationen? Wie viel Abfall, Trennung, Spaltung, Auflehnung, Untergang? Da erwarb die trauernde Mutter in jenen schrecklichen Tagen uns, und neben uns auch in Oceanien, Asien und Afrika neue Kinder; wir hier in diesen Gegenden sind das jüngste; denn wenn wir im Vergleiche die Jahre der Völker als Tage eines einzelnen Menschen rechnen, so sind wir erst ein noch kaum drei Monate altes Kind. Schon gewöhnliche, natürliche Mütter haben die größte Liebe zum jüngsten, zum hilflosesten, zum ärmsten Kinde, und um so mehr, je mehr Undank und Untreue die ältern Kinder gegen die Mutter zeigen; glauben wir, daß auch die Mutter Maria nach diesen allgemeinen Regeln verfährt.

In der That, was findet unsere gute Mutter Maria an uns hier? Ach, welch ein armes Kindlein! man duldet bloß, daß wir leben, von einem eigentlichen Rechte dazu ist im Grunde gar nicht die Rede; man darf uns gar nicht ins Freie tragen; denn ent-

weder würden uns die wilden Stürme in diesem Lande und die rauhen Lüfte in die größte Lebensgefahr bringen, oder unsere Feinde draußen auf den Straßen würden uns mit Steinen werfen; man muß uns vielfach verbergen, denn die Gegner sind über unsere Geburt voll satanischer Wuth, lästern und schmähen in gräulichster Weise immerfort auf uns; wir haben noch wenig, fast nichts, womit wir unsere Kirchen schmücken, und unser Leben erhalten, und auch um dieß müssen wir noch Tag und Nacht bekümmert sein, daß man es uns nicht gewaltsam raube; unsere Glieder zerrt, schlägt, verwundet man, und alle Augenblicke müssen wir den Verlust des einen oder andern beklagen und beweinen. Mutter Gottes, warum solltest du Angesichts dieses Elendes nicht unsere mitleidsvolle Mutter sein? Unsere Bischöfe sind in den Augen dieser gottlosen Welt, und dieser un- oder irrgläubigen Menge von Menschen in diesem Lande, nicht mehr, als wir Priester, und wir Priester nicht mehr, als der letzte, geringste Gemeindediener; besonders wir Priester sind im Grunde ohne alle Heimat, selbst ohne festen, sichern Wohnplatz; wochenlang wandern wir herum in den übergroßen Gemeinden, auf den schlechtesten Wegen, in den Urwäldern und dann wieder in den baum- und strauchlosen Prairien, geben uns unbeschreiblichen Mühen, bei Tag und Nacht, und Hunderten von Gefahren unter feindseligen Menschen, mitten unter reißenden oder giftigen Thieren, in wilden Strömen, bei fast unerträglicher Hitze und Kälte, unter Hunger und Durst hin; wir besitzen nur, was wir in einem kleinen Ränzchen mit herumtragen, und empfangen nur, was uns mitleidige Hände reichen; dabei fielen schon viele von uns als Opfer der Seuchen, andere gaben ihr Leben als Martyrer unter den Indianern, und fast alle erliegen früher, als sonst in einem gewöhnlichen Leben, den ungeheuren Anstrengungen; dann müssen wir wieder öfters unterm Jahre unsere Plätze wechseln, oft von einem Ende des Staates bis zu dem viele hundert Meilen entfernten andern Ende wandern, und selbst das alte Vaterland scheint einen jeden von uns Priestern gänzlich verlassen zu haben. Mutter Gottes, wie könntest du dieses sehen, und kein mütterliches Erbarmen mit uns empfinden!" Unsere Gemeinden bestehen aus Gliedern, welche größtentheils die Noth und Armuth hieher getrieben,

welche anfangs auch hier noch mit allen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, welche oft nur Neubekehrte sind; von andern werden sie häufig angesehen und behandelt wie Auswürflinge, wie Feinde des Staates, der Republik und der Freiheit, und sogar die alte Heimat ist manchmal froh, daß sie ihrer los ist; dann schleichen sich Wölfe in Schafskleidern unter sie ein, und stiften Zwietracht und Feindseligkeit; die ersten Kirchen sind immer nur elende Blockhütten, aus unbehauenen, ungeschälten Baumstämmen bestehend, und wenn nur eine jede Gemeinde eine solche hätte! Da ist noch kein Leuchter, kein Crucifixbild, kein Altartuch, kein Kelch, kein Altarstein, kurz nichts als kahle Wände, und vielfach stehen noch die Baumstumpen in der Kirche, und wächst Gras zwischen ihnen; was man zum Gottesdienste unumgänglich nothwendig hat, muß der Priester mitbringen; zuletzt ist auch noch keine Rede von einer Wohnung für den Priester, und noch viel weniger von einer katholischen Schule und einem Schulhause dafür. O Maria, Mutter Gottes! kannst du denn dieses armselige Kindlein sehen, ohne in Liebe und Erbarmen zu ihm zu entbrennen? Nein, dein Herz kann nicht kalt darüber bleiben!

Und dennoch, trotz aller dieser Armuth, dieses Elendes, dieser Schwachheit vergißt dieses jüngste Kindlein wie seines Gottes und Heilandes, so auch seiner lieben Mutter nicht. Maria sieht uns täglich und stündlich die Händlein nach ihr ausstrecken, in allen Kirchen, besonders in denen, die ihr zur besondern Ehre geweiht sind, in allen Häusern und Familien, bei allen einzelnen Menschen; ich sah es selbst mit eigenen Augen, daß Gemeinden sich auf einem gewißen freien Platze sich auf die Kniee niederwarfen, und laut zum Himmel schrieen: „Mutter Gottes, bitt für uns! wir haben noch keine Kirche, hier an diesem Platze wollen wir dir zu Ehren eine Kirche bauen, bitte für uns!“ Ich sah mit eigenen Augen, daß einwandernde Familien zum erstenmale ihr gekauftes wildes Land betraten, dort einen gewißen Platz aussuchten, und dann Mann, Weib und Kinder niedersanken in die Kniee, die Hände zum Himmel streckten und laut beteten: Mutter Gottes, sei unsre Mutter, unsre Schutzpatronin, hier wollen wir unsere Hütte aufschlagen, bitte für uns. So hört Maria uns alle rufen, so den Rheinländer, den Westphälier, den Luxenburger, den Loth-

ringer und Elsässer; so auch den Bayer, den Franken, den Hessen, den Schwaben, den Tyroler, den Böhmen, den Schweizer. Aber es ist, als hinge Christus Jesus aufs Neue für uns am Kreuze, als erblickte er zum wiederholtenmale unten am Stamme des Kreuzes uns als einen andern, trauernden, fast trostlosen Johannes, und als riefe er nun seiner Mutter zu: „Weib, sieh' hier deinen Sohn!"

Und warum sollte Maria nicht unsere Mutter, die Mutter dieses jüngsten Kindes Gottes sein? Dafür kann man das Vorhandensein eines Grundes auch nicht einmal vermuthen. Im Gegentheile, ich glaube fest, würden wir von Maria nicht besonders mütterlich geliebt sein, wir, dieses amerikanische Kind der Kirche, würden in Christo gar nicht geboren worden sein, oder wir würden schon längst nicht mehr bestehen; ich glaube fest, daß unser Wachsen bei aller Noth, unsere immer bedeutendere Erstarkung bei allem Elende eine Gnade von Gott sei, die uns nur durch die Mutterliebe Mariens erbeten ist und zukommt. Und darum mag Maria wohl auch unsertwegen die Mutter der schönen Liebe genannt, und als solche gelobt und gepriesen werden; denn die schönste Liebe ist die, mit welcher man gerade die ärmsten, die verlassensten Mitmenschen liebt. Mein Gott! Maria hat Mitleid gehabt mit den Gästen auf der Hochzeit zu Kana in Galiläa, und voll Theilnahme und Kümmerniß zu ihrem göttlichen Sohne Jesus gesagt: sie haben keinen Wein mehr! wie sollte sie nicht Mitleid mit uns haben, denen es sogar an Brod fehlt, und an solchen, die es brechen, und die armen Kindlein damit speisen? Maria hat nach den glaubwürdigsten Geschichten schon so oftmal Hilfe und Rettung bei Gott erlangt für diesen oder jenen einzelnen Unglücklichen oder Sünder, nnd darum hängen namentlich ihre Wallfahrtsorte voll von Denkmalen und Zeichen der Dankbarkeit; wie sollte sie nicht Schutz und Hilfe zu erflehen suchen für ein ganzes großes Volk hier in Amerika, für einen ganzen Erdtheil? Gewiß wird sie nicht ablassen, zu bitten, und Gnaden zu senden, bis ihr Kind auch hier so kräftig wird, daß es den Sieg über alle Feinde erkämpfen kann, und bis die Tage da sein werden, daß auch hier nur Ein Hirt, Eine Heerde und Ein Schafstall sein werden.

Da aber Maria unsere Mutter ist, und daraus hervorgeht, daß sie gewiß auch uns mütterlich lieben wird, so ist das zweite, was daraus folgt, daß auch wir ihre Kinder sind, uns als Kinder Mariens zu betrachten und zu benehmen haben.

Dieser Gedanke der göttlichen Vaterschaft und unserer Kindesschaft gegen Gott liegt dem ganzen christlichen Leben zu Grunde, und es ist dieß eine so reiche Quelle für heilsame Betrachtungen, wahre Auffassungen und Verständniße, und für die Erkenntniß unserer Pflichten, daß sie nicht erschöpft werden kann. Wir sind Kinder, und sollen Kinder sein. Der göttliche Heiland nahm einst aus den vor ihn geführten Kindern eines heraus, eine Ueberlieferung, die Eusebius aufgezeichnet, sagt, es wäre aus diesem nämlichen Kinde später der berühmte heilige Bischof Ignatius der Martyrer geworden, und dieses Kind stellte Jesus vor seine Jünger hin, und sagte: Wenn ihr nicht werdet wie dieses Kind da, könnt ihr nicht eingehen in das Himmelreich. Indem wir aber Kinder Gottes sind, sind wir auch Kinder Mariens, wie ich schon vorher auseinandergesetzt habe. Es kömmt eben nur noch Alles darauf an, daß wir auch uns als wahre Kinder betragen, all die guten Eigenschaften von Kindern nachahmen, und besonders unserer Mutter Maria als gute Kinder ihre überaus große Mutterliebe so viel als möglich vergelten. Gegen eine Mutter soll sich ein gutes Kind überhaupt eigens erkenntlich und dankbar zeigen, und ähnlich sollen es auch wir unserer lieben Mutter Maria gegenüber.

Als erste kindliche Eigenschaft einer Mutter gegenüber ist Gegenliebe.

Die Liebe wird sehr häufig bloß geheuchelt, wobei sie natürlich in Wahrheit nicht da ist. Niemanden hassen, heißt noch lange nicht, Jedermann lieben; jeden seine Wege gehen lassen, jeden, der uns begegnet, freundlich grüßen, oder Andere wie Untergebene in Gnaden und mit Herablassung behandeln, ist noch weit von wahrer Liebe entfernt, und zwar eben so weit, als eine noch nicht angezündete Kerze von einer brennenden. Eben so ist das noch keine kindliche Liebe zur Mutter, wenn man ihr bloß ins Gesicht keinen Verdruß machen will, wenn man nur freundlich mit ihr ist, und höchstens nur sagt: Mutter ich liebe dich. Die wahre Liebe ist aufs innigste mit dem Willen verbunden, ja sie ist der Wille

selbst, insofern er an einem Gegenstande Wohlgefallen hat, und wiederum entgegen wohlgefällig sich zeigen will. Nach dieser Auffassung können wir uns die Liebe gar nicht anders denken und vorstellen, denn als etwas Lebendiges, sich Bewegendes, Thätiges, als etwas Brennendes, Flammendes, Wärmendes. Durch das Wohlgefallen an einem Gegenstande ist das Herz zur Liebe entzündet, und durch den Wunsch, in Allem selbst wieder wohlgefällig zu sein, flammt es empor. Wo aber Flamme und Feuer sind, da ergreifen sie Alles, was in ihre Nähe kommt, durchdringen es, machen es erglühen oder brennen. Alle Thaten und Handlungen des Menschen, die aus einem liebeflammenden Herzen kommen, sind selbst von diesem Liebesfeuer durchdrungen, sind glühend und leuchten, und darum wird mit Recht von wahren Liebeswerken auf das Vorhandensein der wahren Liebe selbst geschlossen, sowie auch von dem Mangel an solchen Liebeswerken auf den Mangel und die Abwesenheit der Liebe, und endlich von der Abwesenheit der Liebe auch auf die Abwesenheit eines guten Willens und Wohlgefallens. Eines bedingt das Andere, und Christus der Herr, unser göttlicher Lehrmeister, zeigt uns dieß an sich selbst, indem er uns geoffenbart hat: Wer mich liebt, den werde auch ich wieder lieben, ich werde mich ihm offenbaren, und ich und mein Vater werden zu ihm kommen, und bei ihm Wohnung nehmen. Dieß ist dasselbe, als wenn Christus sagte: Wer mich liebt, wird mir wohlgefällig sein, und auch ich werde ihm wieder wohlgefällig zu sein suchen, und werde demgemäß Werke des Wohlgefallens an ihm vollbringen, nämlich mich ihm offenbaren, und mit meinem Vater bei ihm Wohnung nehmen.

Die Liebe eines Kindes zur Mutter trägt ausserdem noch ganz besonders den Charakter an sich, der mit dem geliebten Gegenstande am besten harmonirt, also die Zärtlichkeit, die Sanftmüthigkeit, die tiefe Innigkeit. Etwas anders lächelt das gute Kind dem Vater, bei dem sich Liebe mit Ernst, Güte mit Strenge paart, entgegen, und anders der Mutter, die eine lautere, unvermischte Liebe und Güte ist. So auch im höhern, religiösen Sinne. Wir sehen an Gott unserm Herrn den Erlöser voll von unendlicher Liebe und unermeßlichem Erbarmen, aber wir gewahren auch an ihm den allwissenden, allgegenwärtigen Gott, den künftigen

Richter, und Bestrafer des Bösen; mit Liebe und Furcht zugleich also stehen wir vor ihm, es klopft unser Herz vor Freude und Zutrauen, aber es zittert auch zugleich vor Scheu und Aengstlichkeit. An Maria indessen sehen wir nur lautere Liebe, nur namenloses Mitleid und Erbarmen mit uns, und immer um so größeres, je bedeutender das Elend ist; da stehen wir vor dieser Mutter, und weinen nur vor Freude, Liebe, Zutrauen und Trost. An Maria gefällt uns Alles, und erschreckt uns Nichts. Sie hat nicht einmal je ein ernstes Wort der Zurechtweisung oder der Drohung ausgesprochen, Alles, was wir von ihr wissen, ist Liebe. Die sogenannten Donnerkinder unter den Aposteln wollten einmal, freilich noch vor ihrer Bekehrung, Feuer vom Himmel herabrufen über undankbare Menschen; Petrus zog am Oelberge das Schwert, schlug damit einen Knecht, urd wollte wohl noch mehr Hiebe machen, freilich auch wieder vor seiner Bekehrung; allein Mariens Herz und Mund strömt immer nur von Liebe und Mitleid über. Dieß soll und muß in uns eine entsprechende Gegenliebe erwecken. Alles in Maria soll uns fortan zum innigsten Wohlgefallen hinreißen, und unsere Herzen sollen entzündet aufflammen, um auch in Allem der lieben Mutter zu gefallen. Unser ganzes Leben, all unser Denken, Reden, Thun und Lassen, alle Empfindungen und Gedanken sollen immerdar durchdrungen und durchglüht sein von diesem zarten, sanften und wohlthuenden Lichte und Feuer wahrer Kindesliebe zur Mutter. Bei dem Gedanken an Maria soll unser Herz schwellen, bei dem Aussprechen ihres heiligen Namens unser Mund himmlische Süssigkeit empfinden, und in allen unsern Handlungen und Werken ihr die reinste Gegenliebe, Freude, Vertrauen und Trost entgegenflammen.

Die zweite kindliche Eigenschaft einer Mutter gegenüber ist Furcht- und Sorglosigkeit eines Kindes.

Ist die Mutter nur einige Zeit abwesend, so wird das Kind unruhig, fürchtet sich, fängt zu weinen und schreien an, selbst bekannte Personen, sogar der Vater wissen es nicht mehr zu beruhigen. Allein ist die Mutter wieder da, ruht das Kind wieder auf den Mutter-Armen, und kann es sich an den Mutter-Hals klammern, dann dringt höchstens nur noch wegen der Erinnerung an die frühere Furcht eine Thräne der Wehmuth, oder wegen des

Jubels des Wiedersehens eine Thräne der Freude aus dem kindlichen Auge, sonst ist das Kind wieder voll Heiterkeit und Lust. Und so lange nur die Mutter in der Nähe, ist das Kind völlig unbesorgt; was kümmert es sich, selbst noch in spätern Jahren, woher Speise und Trank, woher die nöthige Kleidung und das schützende Obdach komme, warum soll es sich fürchten, wenn Donner rollen, Blitze grell leuchten, Stürme heulen, Fluthen brausen, und alle Schrecken ringsum erscheinen, wenn es nur auf den Armen der Mutter ruht, um deren Nacken die Hände geschlungen; gleichgiltig sieht es von den Mutter-Armen aus über die Schulter der Mutter zurück nach dem brennenden Hause, nach den zusammenstürzenden Balken und den verzehrenden Feuerflammen, es befindet sich ja unter dem Schutze der Mutter.

Und Maria, die göttliche, himmlische Mutter, sollte uns nicht wenigstens eben so viel Ruhe, Furcht- und Sorglosigkeit einflössen? Ist Maria, die Himmelskönigin, eine weniger mächtige Mutter, als irgend eine natürliche? Ach, es fehlt nicht an dem, sondern nur daran, daß wir Maria gegenüber nur weniger Kinder sind. Lernen wir doch einmal, mehr auf Maria zu vertrauen, öfter zu ihr zu flüchten, lieber bei ihr zu sein, häufiger auf ihren mütterlichen Armen zu ruhen, wir werden in demselben Maße dann auch freier werden von der elenden Furcht in diesem Leben, und den thörichten Sorgen dieser Welt. Seien wir doch wahre Kinder Mariens, ohne Furcht und Sorgen, da Maria, unsere Mutter, eine Helferin der Christen, eine Trösterin der Betrübten, eine Zuflucht der Sünder, ein Heil der Kranken ist, und es nicht erhört wird, daß je eine Seele untergegangen, die bei Maria Schutz gesucht. Laßt die Furcht vor dieser Welt, und die Sorgen wegen dieses Zeitlichen! meine Theuren, ein jeder arbeite in seinem Stande, in seiner Stellung, aber ohne Furcht, ohne Sorge wegen des Vergänglichen, denn wozu schon Christus der Herr ermahnt: Werfet alle eure Sorgen auf den Herrn, denn er sorgt für euch! Was also dem Vater gegenüber gilt, das gilt gewiß auch der Mutter gegenüber. Männer, Frauen, Jünglinge, Jungfrauen, Kinder, seid wahre Kinder Mariens, Kinder ohne Furcht und Sorgen, Kinder mit dem stets heitern, ruhigen, unbefangenen Gesichte, was ja eben das kindliche Antlitz so lieb und so schön

macht, und laßt die Kümmernisse und Sorgen weg, die euer Gesicht nur finster und abstossend, euren Blick nur stirr und scheu machen, und auf euere Stirne bei Zeiten Furchen eingraben und Runzeln in euere Wangen legen; seid furcht- und sorgenlose Kinder der Mutter Maria! Kirche Amerika's, jüngstes Kind Gottes, sei ein wahres angstloses, von Freude erfülltes Kind deiner Mutter Maria! Laß die Feinde um dich her wie wilde Thiere brüllen und heulen, laß die Spötter mit Zungen zischen und mit Giftzähnen drohen, wie Schlangen, laß Verschwörungen zu deinem Untergange machen, hinter dir und vor dir, und laß selbst diesen Erdtheil sich empören und entzünden zur Wuth gegen dich; Kirche dahier, jüngstes Kind, halte dich fest auf den Armen deiner Mutter, furchtlos und unerschrocken, fürchte den Drachen nicht, der Maria, das Sonnenweib, mit dem Monde unter ihren Füssen verfolgt, weil es dich geboren hat; zittere nicht, deiner Mutter sind Flügel gegeben, und sie wird eher noch in die Wüste entrückt werden, wohin ihr der Drache höchstens noch einen Strom Wasser nachschicken, aber ihr sonst nicht schaden kann.

Eine dritte der Mutter äusserst wohlgefällige Eigenschaft oder Tugend des Kindes ist das demüthige Bitten und Flehen.

Nichts steht den Kindern so gut und schön, als wenn sie schon von dem zartesten Alter an gelernt und gewöhnt haben, ihre schwachen Händlein bittend zusammenzuschlagen, und mit Bewegungen und Mienen, wie sie nur einem liebenden Kinde eigen sind, zur Mutter zu flehen. Dem widersteht die Mutter niemals, ein solches Bitten bleibt nie unerhört, es müßte denn das Erbetene etwas offenbar Eitles oder Schädliches sein, und auch in diesem Falle würde die Mutter gewiß dafür etwas Nützliches, Gutes geben. Wäre das Mutterherz auch von Stein, es würde bei dem Anblicke eines so innig und demüthig flehenden Kindes weich werden, wie Wachs; und geschehe es durch das Kind allein nicht, so würden selbst alle Umstehenden, alle Hausbewohner mit dem Kinde zugleich zu bitten anfangen; zuletzt, wenn auch dieses die Mutter noch nicht erweichen würde, sogar unwillig werden und in lautes Klagen und Vorwürfe gegen die harte Mutter ausbrechen. Allein welch eine Mutter müßte das sein, die es so weit kommen ließe! Welch' eine Mißachtung würde sie sich nicht zuziehen? Welch einer Grau-

samkeit sich nicht schuldig machen? Im Gegentheile, wenn Mütter schon dem Weinen und ungestümen Begehren der Kinder in der Regel nachgeben, wie viel mehr den demüthigen, innigen Bitten? Sie eilen dabei sogar mit der Gewährung, mit der Hilfe und Gabe, und empfinden eine selige Freude, dem Kinde seine Bitte, seinen Wunsch erfüllen zu können.

So die Erden-Mütter, Mütter, als Menschen, voll von Unvollkommenheiten, Schwächen, Fehlern; wie aber nun die Himmelsmutter, eine Mutter voll der Gnaden, gebenedeit unter allen Weibern. Das ganze Verhältniß zwischen dieser Mutterschaft und Kindschaft ist im Vergleiche mit jener rein irdischen und natürlichen um so höher, edler, und inniger, als der Himmel über der Erde, das Geistige über dem Leiblichen, das Uebernatürliche über dem Natürlichen ist. Das Band, das uns als Kinder mit Maria als unserer Mutter verbindet, ist ein rein geistiges, geheimnißvolles, ja sogar göttliches, denn wie wir in Maria auch Christum Jesum verehren, so liebt auch Maria in uns eigentlich ihren göttlichen Sohn Jesum. Mit dem Jünger Johannes, der unsere Stelle vertritt, vereinigt, sind wir von dem am Kreuze sterbenden Jesus anstatt seiner selbst der geliebten Mutter, als ihr Kind vorgestellt und anempfohlen, und Maria ist gleichsam an ihre Mutterpflicht gegen uns gemahnt. In uns treuen Jüngern Jesu sieht Maria ihren eigenen Sohn Jesum, und wenn wir im Namen Jesu, in kindlich demüthiger Weise zu Maria flehen, so bittet und fleht Jesus selbst durch und in uns zu seiner Mutter. Welch eine Kraft muß also nicht in einem solchen Gebete liegen! Wie wohlgefällig wird nicht ein solches Bitten der Mutter Maria sein! Wie tief wird ihr nicht ein solches kindliches Flehen in das Herz dringen, indem sie immer mitten unter uns ihren geliebten Sohn Jesum selbst bittend erblickt, indem sie immer aus uns selbst ihren sterbenden Sohn Jesum selbst rufen hört: Weib, sieh hier deinen Sohn! Sind wir demnach wahre Jünger Jesu, und wahre Kinder Maria, so ist die Demuth und Unschuld Jesu auch unsere Demuth und Unschuld, seine Leiden und Schmerzen, sein Kreuz, sein Blut, sein Tod sind auch die unsrigen; unsere emporgestreckten Hände sind die bittenden Händlein des Jesuskindes, unsere flehende Miene die liebevoll flehende Miene des Jesuskindes. Meine

Theuren! dieses schöne, rührende, erhabene Verhältniß stellt euch so deutlich als möglich vor, und zweifelt dann noch länger an der Kraft des kindlichen Flehens zu Maria! Allein wie könntet ihr denn noch länger zweifeln! Und was fehlt dann noch weiters?

Katholiken Amerikas, junge zarte Kirche Amerikas, o daß du doch ganz und gar, in allen deinen einzelnen Gliedern ein solches demüthig flehendes Kind vor Maria wärest! daß du doch so mit deinem Herrn und Heilande Jesus vereinigt wärest und immerdar lebtest, so daß in deinen Händen die Hände Jesu sich nach Mariä ausstreckten, in deiner Stimme die sanfte Stimme des Jesuskindes zu Maria riefe! Gäbe es doch einmal nur einen einzigen Augenblick, in welchem wir alle zusammen, wie ein einziges Kind, in einer solchen kindlichen Demuth, wenn auch nur einen einzigen Seufzer zu Maria machten, welche Kraft und Macht würde darin nicht liegen, und welches Heil würde uns nicht zu Theil werden!

Jedoch, ich muß gemäß dem, was ich hier erfahren, und mit eigenen Augen gesehen, ich muß darüber bekennen, und rufen: Gott sei ewiger Dank und Preis dafür, daß von den Gläubigen Amerikas wirklich recht viel und in wahrhaft kindlicher Weise zu Maria gebetet wird. Es drängt sich mir öfters der Gedanke auf, als finde hier eine starke unmittelbare Einwirkung vom Himmel herab auf die Gemüther der Katholiken statt, und als mahnte und drängte gleichsam Gott selbst, daß wir ja wahre Kinder Mariens seien, und als solche immerdar zu Maria unserer Mutter flehten. Die ganze amerikanische Kirche hat sich, wie schon vorher gesagt, durch ihre Bischöfe und den heiligen Vater in Rom als ein besonderes Kind Mariens erklärt, und unter den mütterlichen Schutz der Himmelskönigin, der allzeit reinen Jungfrau gestellt. Die ersten und ältesten Kirchen sind zu Ehren Mariens erbaut, und ihre Gemeinden haben gebeten, Marien-Gemeinden sein zu dürfen. Auch du, gute treue Marien- Gemeinde, erste und älteste deutsche Gemeinde in dieser nun schon so großen Stadt, hast zu deinem Ruhme und Lobe, und gewiß auch zu deinem Nutzen dasselbe gethan. Als ich noch auf dem Lande war, wurden ausser meiner dortigen Pfarrkirche unter meiner Leitung noch drei andere Kirchen gebaut, und Gemeinden gegründet; zwei derselben erbaten sich flehentlich, Marien-Gemeinden sein, und ihre Kirchen der Mutter Maria

widmen zu dürfen. Und wenn ich oft noch spät Abends von meinen Missionen, oder von Krankenbesuchen heimkehrte, vorüberziehend an verschiedenen Blockhütten, worin meine treuen Gläubigen wohnten, wie oft hörte ich da noch in der Stube, oder oben in der Dachkammer betende Stimmen, wie oft klang es so lieblich und sanft in meinen lauschenden Ohren, dieses kindliche Flehen der ganzen Familie in einem heiligen Rosenkranze, in einer lauretanischen Litanei und andern Gebeten zu Maria! O da wurde mir das Herz so voll, und der Sinn so klar und ich rief dann für mich selbst aus: Es ist nicht anders möglich, Maria ist unsere liebe Mutter, und wir ihr geliebtes jüngstes Kind! Maria wird uns nicht verlassen in unserem Elende, in unserer Hilflosigkeit, in unserer Armuth! Maria hat Mitleid mit uns, denn wir lieben sie, wir sind unter ihrem mütterlichen Schutze ohne Furcht und Sorge, wir strecken immer die Hände zu ihr aus, und flehen im Namen Jesu, ihres Sohnes zu ihr!

Ja Maria, Königin des Himmels, aufgenommen in den Himmel, und gekrönt daselbst von Gott am heutigen Tage! Hier steht ein Diener deines Sohnes Jesu, und auch von dir selbst! wenn ich auch der ärmste, der letzte bin, dennoch wage ich dir an diesem deinem Feste die Worte deines am Kreuze verblutenden Sohnes Jesu zuzurufen: Maria, sieh hier Deinen Sohn: sieh hier dein Kind! sieh hier diese junge, noch so schwache amerikanische Kirche, die du gleichsam zuletzt geboren! sieh hier diese deine erst acht Jahre alte Marien-Gemeinde und Kirche, sie ist auch dein Kind! sieh hier uns alle, deine Kinder sind wir, und wollen wir sein! sei unsere Mutter, unser Schutz, unsere Zuflucht, in allen Nöthen dieses kampfvollen Lebens! Sieh wir strecken die kindlichen Hände nach dir aus, und flehen zu dir! Mutter! bitt' für uns, deine Kinder! Amen.

Predigt

für das St. Aemilians-Waisen-Vereinsfest in der St. Marien-Pfarrkirche der Stadt Milwaukee,

am VII. Sonntag nach Pfingsten, 23. Juli 1854.

Christliche Liebe und Wohlthätigkeit.

Vorspr.: Arme habet ihr allezeit bei euch: mich aber habet ihr nicht allzeit.“
Matth. XXVI, 11.

Neben der Feier des Sonntages, des Tages des Herrn versammelt uns heute auch die Feier eines Heiligen, nämlich des Waisen-Vaters Hieronymus Aemilianus; wir haben ihn uns schon vor Jahren bei Gott als den Schutzpatron unserer armen Waisenkinder und besonders der für Knaben gegründeten Anstalt erbeten, und es ist billig und gerecht, ihm, dem wunderbaren Heiligen, an seinem Namensfeste für die uns bei Gott erbetenen und uns zu Theil gewordenen Wohlthaten zu danken. Durch den Uebertritt aus einem unvollkommenen in ein vollkommenes Leben müssen offenbar auch die Tugenden des Lebens erst zu ihrer wahren Vollendung und Vollkommenheit gelangen; war demnach, wie bekannt ist, der hl. Hieronymus Aemilianus schon während seines irdischen Wandels ein so großer Wohlthäter der Waisen, um wie viel mehr wird er es erst jetzt bei seiner himmlischen Seligkeit sein! Seine Liebe zu diesen armen Kindern wird ohne Zweifel jetzt nur noch mehr brennen, sein Erbarmen nur noch reichlicher, seine Hilfeleistung nur noch mächtiger sein. Täuschen wir uns nicht,

indem wir meinen, in dem Sichtbaren liege die meiste Kraft, und indem wir darüber das Unsichtbare geringschätzen; es ist vielmehr gerade das Entgegengesetzte wahr: in dem Unsichtbaren, Geistigen liegt alle Kraft, und das Aeußere ist blos die sichtbare Gestalt, die Form, das Gefäß des Innern. All unsere Wohlthaten für die armen Waisenkinder, alle unsere Spenden und Gaben sind so, wie wir sie geben, nur Aeußeres; das Innere, die Kraft, das Gedeihen, der Segen kömmt von Gott, von welchem alle gute Gabe kömmt, und glauben wir fest, es kömmt dieses Innere um so reichlicher von Gott herab, je freudiger und besser gesinnt wir geben, je mehr wir damit unser Gebet um Gottes Segen vereinigen, und je kräftigere Fürsprache bei Gott im Himmel selbst von Heiligen eingelegt wird. Ueber fünfzig Knaben von drei bis zwölf Jahren, ausgenommen höchstens zwei oder drei, welche Halbwaisen sind, sonst nur Doppelwaisen, haben wieder ein Jahr herdurch in unserer Anstalt das genossen, was sie ohne diese Anstalt durchaus nicht hätten genoßen, eine gesunde und nährende Kost, ein schützendes Obdach und warme Kleidung, eine sorgsame Pflege, und christlichen Unterricht mit Erziehung; ihr seht sie ja da vor euch, diese armen Knaben, diese Kinder, deren Eltern nur Gott und wohlthätige Menschen sind; ihr seht sie, wie gesund, wie reinlich und heiter sie darein sehen, und wie gesittet und andächtig sie sich benehmen, es muß manchen Eltern der Wunsch in's Herz kommen: wenn unseren Kindern auch eine solche gute Pflege und Erziehung zu Theil würde! Das bewirkt nur christliche Wohlthätigkeit, das thut die edle Gabe der Gutthäter, mit der ihre gute Meinung verbunden, das leistet der Segen des Himmels, erbeten von dem erbarmungsvollen Patrone dieser Kinder, und herabgetragen zu ihnen von ihren treuen Schutzengeln.

So habet denn Dank, öffentlichen feierlichen Dank, ihr edelmüthigen Wohlthäter, für die Gutthaten des letzten Jahres, habet doppelten Dank für eure christliche Gesinnung und euer frommes Gebet! Habet Dank ihr Engel dieser Kleinen, die ihr immerdar das Angesicht Gottes schauet, und besonders du, heiliger Patron dieser armen Waisen, Hieronymus Aemilianus, der du vor dem Throne Gottes stehest, und deine Schützlinge jetzt gewiß noch mehr liebst, als früher, da du noch auf Erden wandeltest, und du hast

doch damals schon ihnen fast dein ganzes Leben geopfert; habet Dank, Engel und Heilige für euer Gebet, euren Schutz. Dank aber vor Allem dir, o Gott und Vater aller Menschen, der du des Wurmes am Wege nicht vergißest und des einsamen Sperlings am Dach gedenkest, du sorgst für deine Menschenkinder nur um so mehr; Dank und immerwährend Dank dir, Vater dieser Waisen, deren Eltern du zu dir gerufen, um selbst Vater dieser Armen zu sein, deine Wohlthaten sollen von uns gepriesen werden für und für!

Bei dem Schluße dieses Jahres beginnen wir aber zugleich auch ein neues und unsere Hände sollen sich nicht schließen, sondern neuerdings öffnen zu Wohlthaten; unsere Gesinnung soll sich nicht verdunkeln, so daß wir das große Verdienst der Gutthat an diesen Armen nicht mehr erkennen, sondern wir sollen nur noch mehr erleuchtet werden, um immer freudiger zu geben. Der Anfang ist aber immer dieß, daß wir verstehen, was wir thun, daß wir unserer Handlung sowohl den rechten Geist einzuhauchen wissen, als auch dann wirklich einhauchen. Es ist aber ein bedeutender Unterschied zwischen bloß menschlicher Wohlthätigkeit, und zwischen rein christlicher Wohlthätigkeit. Erstere ist irdisch, hat nur Geltung für diese Welt, und erwirbt sich höchstens bloß den Dank und die Ehre bei Menschen; letztere ist himmlisch, hat Geltung für diese und eine andere Welt zugleich, und macht uns für das ewige Leben Verdienste, macht Gott selbst zu unserm Schuldner. Der Grund, der tiefe Sinn dieser Wahrheit ist in den einfachen wenigen Worten ausgesprochen, welche Christus der Herr zu seinen Jüngern redete: Was ihr immer dem Geringsten aus euch thut, das habt ihr mir gethan; — denn Arme habt ihr allezeit bei euch, mich aber habt ihr nicht allezeit! Mit einem einzigen Worte ausgedrückt, ist es die Stellvertretung, der Arme nämlich vertritt die Stelle Christi. Betrachten wir dieses näher, unter dem Beistande Gottes, mit der Erleuchtung des hl. Geistes und im Namen Jesu, in welchem ich fortfahre.

Keine Lehre, wie sie je auf dieser Welt für das praktische, sociale Leben verkündet worden, ist so geeignet, unsere ganze Bewunderung zu erregen, als die: Liebe deinen Mitmenschen aus Liebe zu Gott! Unzähligemal kann ich mich der Betrachtung dieser

Wahrheit, die hier in der Form eines Gebotes ausgesprochen, hingeben, Stunden lang jedesmal die Wichtigkeit und Bedeutung derselben, die gewaltige Lebens- und Heilkraft derselben erwägen, ich staune jedesmal wieder mehr, möchte jubeln, daß Gott in seinem Erbarmen uns ein so himmlisches Hülfsmittel geoffenbart und gegeben, aber auch weinen zugleich, weil die Blindheit so vieler Menschen diese Hilfe für unser Elend noch nicht erkennt. Wir müssen die Menschheit betrachten, was sie sein soll, was sie wurde und nun ist. Von Gott geschaffen und erhalten, sollten die Menschen vom Anfang an Kinder Gottes, und unter sich Geschwisterte sein; sie sollten unter sich eine familiäre Societät, eine geschwisterliche Gesellschaft bilden, die darin ihren Geist, ihren Halt und ihr tiefstes Lebensprincip hat, daß Gott selbst ihr Haupt, ihr Vater ihre Seele ist. So war es bestimmt, so wurde es auch im Anfange, und so erschien es auch während des seligen Zustandes im Paradiese. Jetzt aber zerriß der von teuflischer Verführungskunst gereitzte, verkehrt gewordene Wille des Menschen dieses herrliche Verhältniß, er zerriß zuerst das Band zwischen Gott und sich, und alsbald lösten sich nun auch die weiteren Bande zwischen den Menschen selbst; die Sünde trieb den Geist aus, der bisher die Theile des Körpers belebt und zusammengehalten, und augenblicklich begann der leblose Körper seine Auflösung, seine Verwesung; neue Verbindungen, die er einging, waren nur irdisch, und dienten bloß, die Verwesung um so beschleunigter und allgemeiner zu machen. Bündniße zur Verübung von Gewaltthaten und Ungerechtigkeiten, zu Räubereien und Unterdrückungen, zur Ausführung von Werken des Stolzes und der Gottlosigkeit, zu ungerechten Kriegen, Eroberungen und Tyranneien, zu Wucher, wilden Geldspekulationen, schlechten Sinnesgenüssen und anderen Sünden, -- solche Bündnisse sind keine wahren, lebendigen, vom Geiste Gottes durchdrungene Bündnisse, sie sind Bündnisse, um auch das noch zu zerstören, was die erste Sünde übrig gelassen. Solche Gesellschaften bauen nicht wahrhaft, sondern reißen ein, zerschlagen und zermalmen auch noch den letzten Stein.

Wie ist da Rettung und Heil für die Menschheit zu finden? Sie soll unter sich wieder eine wahre Gesellschaft, eine geschwisterliche Gemeinschaft werden, sie soll aber auch zugleich wieder mit

Gott als dem Haupte der Gesellschaft, als dem Vater der Familie vereinigt werden; wie ist dieß zu bewerkstelligen? Es sollen die Menschen einander sich lieben, und sie sollen zusammen alle Gott lieben; wie sind denn diese zwei Ziele zugleich zu erreichen? Nimmt man die beiden Zwecke jeden für sich allein, so scheint wenigstens vor unsern Augen, einem jedem etwas Bedeutendes zu fehlen; der Menschenliebe fehlt der unsichtbare, innere höhere Beweggrund, und der äussere, sichtbare reicht für das praktische sichtbare Leben nicht aus; der Gottesliebe aber fehlt das äussere sichtbare Objekt, der von uns sinnlichen Menschen erfaßbare Gegenstand, und die Unsichtbarkeit Gottes scheint für die Menschen sich nicht genug darzustellen. Also wie nun eine Hilfe, eine Rettung und Heilung, wie eine Restauration des Menschengeschlechtes und seiner Verbindungen sowohl unter den Menschen selbst als mit Gott?

Erheben wir dankbar unsere Hände zu Gott, er selbst brachte Hilfe, und eben nur er allein konnte sie bringen; allein zugleich auf die wundersamste Weise, die man sich denken kann. Damit er uns sichtbar nahe werde, ein sichtbarer Gegenstand für unsere Liebe und künftige treue Anhänglichkeit an ihn, wurde er in der zweiten göttlichen Person selbst Mensch, und wandelte in Knechtsgestalt drei und dreissig Jahre unter uns. Die Wiederverbindung der Menschheit mit Gott war durch diese Menschwerdung Gottes angefangen; durch den erlösenden Kreuzestod Jesu waren nun auch Sünde und Schuld als die Ursachen der bisherigen Trennung von dem Menschen weggenommen; der Mensch hatte sich demnach nur wieder in Liebe an Gott hinzugeben, und die Wiedervereinigung war vollendet. Allein was erscheint nun? Die sichtbare Anwesenheit des Sohnes Gottes auf Erden dauert nur eine kurze Zeit, dann kehrt der Gottmensch in den Himmel zurück, und die Menschheit hat nichts mehr, als das Andenken, und wieder keinen sichtbaren Gegenstand der Liebe mehr. Staunet aufs neue, m. Th., auch diesem Bedürfnisse, das aus der menschlichen Schwachheit und Sinnlichkeit hervorgeht, wird begegnet und abgeholfen, einerseits bleibt ja der Sohn Gottes immer und ewig mit der menschlichen Natur vereiniget, und die Menschheit, Christi Jesu sitzt mit seiner Gottheit zugleich zur Rechten des Vaters auf dem Throne der Majestät im Himmel, andrerseits aber gab uns Christus Jesus

noch vor seinem Hingehen zum Vater einen jeden unserer Mitmenschen als seinen Stellvertreter, ausdrücklich erklärend, daß das, was wir dem Geringsten aus den Mitmenschen thun, ihm selbst gethan sei. Jetzt ist zweierlei ermöglicht und falls wir es nur erfassen, auch erreicht: wir haben unsere sichtbaren Mitmenschen überall um uns, und in denselben lieben wir Gott, und indem wir unsere Mitmenschen lieben, lieben wir sie aus Liebe zu Gott, was den Beweggrund zu dieser Liebe bildet. Dadurch ist das Liebes-Verhältniß zwischen Gott und Menschen, und dann auch das zwischen Menschen und Menschen nicht bloß äusserlich wieder hergestellt, sondern auch von einem wahren, göttlichen Geiste belebt. Und nun saget selbst: ist das nicht wirklich wunderbar, himmlisch, göttlich? Wo findet sich bei irgend einem Weltweisen alter oder neuer Zeit eine Lehre, die auch nur von Ferne dieser Lehre Jesu ähnlich wäre?"

Daß diese himmlische Lehre wirklich die ausschließliche Lehre Jesu sei, ist so klar und deutlich, wie die Sonne am hellen Mittage. Der Mund Christi, und so dann auch seiner Apostel und Jünger, ist davon gleichsam immer voll und strömt davon über, alle Thaten und Werke leuchten und glänzen als Beispiele dafür. Noch einmal in seiner ergreifenden Abschiedsrede, wie sie uns der Lieblingsjünger Jesu am ausführlichsten aufgezeichnet hat, ruft der Heiland den Seinen zu: Ein neues Gebot gebe ich euch, daß Ihr euch einander liebet, wie ich euch geliebt habe, daß auch ihr einander liebet. Daran werden alle erkennen, daß ihr meine Jünger seid, wenn ihr euch lieb habet unter einander. Dann schreibt der heil. Apostel Paulus, der Völkerlehrer, in gleichem Sinne: Wir sollen Wahrheit üben in Liebe, und zunehmen in allen Stücken in ihm, der das Haupt ist, Christus; durch welchen der ganze Leib zusammengefügt und verbunden wird, und mittelst aller Gelenke der Hilfeleistung, nach der einem jeden Gliede zugemessenen Wirksamkeit, Wachsthum erhält zu seiner Erbauung in Liebe. Aehnlich redet der hl. Johannes in allen seinen Briefen, so unter andern diese Worte: Wenn Jemand sagt: Ich liebe Gott, und haßt doch seinen Bruder, der ist ein Lügner. Denn wer seinen Bruder, den er sieht, nicht liebet, wie kann er Gott lieben, denn er nicht

steht? Auch haben wir dieses Gebot von Gott, daß, wer Gott liebet, auch seinen Bruder liebe.

Hinsichtlich unsers Liebesbündnisses mit Gott und unter uns selbst ist also jeder Mitmensch ein Stellvertreter Gottes und Jesu Christi unsers Heilandes. Aber der Herr hat uns in seiner Weisheit diese wunderbare Wahrheit für unser wirkliches gesellschaftliches Leben noch mehr beleuchtet, und deutlich gemacht, indem er uns in dieser Liebe zu Mitmenschen auch auf einige besondere Klassen von Mitmenschen ganz vorzüglich hingewiesen, indem er angedeutet, daß einige Menschen seine Stelle ganz besonders vertreten würden. Die erste dieser Klassen bilden seine Apostel und Jünger, denn zu dieser sagt er eigens: Wer euch aufnimmt, nimmt mich auf, und wer mich aufnimmt, nimmt den auf, der mich gesandt hat. Die zweite Klasse bilden sodann die Armen unter den Menschen, welche der Heiland die Geringsten nennt, und über die er ausspricht: Was ihr immer dem Geringsten aus euch thun werdet, das habt ihr mir gethan. Endlich die dritte Klasse bilden die Kinder, denn Christus Jesus liebte sie selbst überaus, versicherte, daß ihrer das Himmelreich sei, und rief vor seinen Jüngern aus: Wahrlich, wer immer ein solches Kind in meinem Namen aufnimmt, nimmt mich auf. Und nun sehet, m. Ge., hiemit sind wir bei unserm eigentlichen Gegenstande angekommen: Wer immer ein solches Kind in meinem Namen aufnimmt, nimmt Jesum selbst auf; in diesen Kindern vereinigt sich zugleich die Kindheit und die Armuth; Jesum haben wir nicht mehr sichtbar unter uns; aber diese Armen haben wir wirklich allzeit bei uns; also an ihnen können und sollen wir die Liebe zu Jesu zeigen.

O wunderbarer Geist zur Wiederherstellung der Menschheit; wenn du doch schon alle Menschen durchdrungen hättest! wie schön wäre wieder die Erde! wie paradiesisch wieder das menschliche Leben! Alle Menschen — Kinder Gottes; alle Menschen — unter einander Brüder und Schwestern, und gerade die ärmsten und verlassensten — die Geliebtesten. Welch' herrliche Idee!

Die Liebe zu seines Gleichen ist zwar dem Menschen von Natur aus eingepflanzt, wie die Liebe zu sich selbst; es ist dieselbe eine der natürlichsten, anfänglichsten und edelsten Gaben Gottes

für seine vernünftigen Geschöpfe. Allein durch die Sünde ist die anfängliche, gute Natur so verschlimmert und geschwächt worden, daß auch die ursprüngliche Liebeskraft gewaltig darunter zu leiden begann, und das Gegentheil nur zu bald in einem scheuslichen Brudermord hervorbrach. Der Gedanke und das Gefühl, daß der Nebenmensch ein Wesen gleicher Gattung mit uns sei, daß er dieselbe Abstammung mit uns habe, daß er unter denselben Geschicken, wie wir, seufze und leide, war bald nicht mehr mächtig genug, um ihn zu lieben, wie uns selbst, um ihm wohl zu thun, und Weh von ihm abzuwenden, wie wir es auch für uns selbst wünschen; immer entfremdeter wurden die Menschen einander, immer breitere und tiefere Risse und Spalten zogen sich zwischen verschiedene Nationen, Stämme, und selbst Familien, der Kreis, innerhalb welchem man Liebe zu spenden sich verpflichtet hielt, ward immer enger und beschränkter, und zuletzt kam es dahin, Alles von diesem Kreise auszuschließen, was nicht im engsten Sinne Freund war; was aussen war, hieß Barbar, und wurde, wenn nur möglich der Sklaverei oder der Ausrottung geopfert. Es war nämlich das ursprüngliche Bewußtsein einer allgemeinen, gegenseitigen Brüderschaft unter Gott, dem schaffenden und erhaltenden Vater, immer mehr verdunkelt worden, unter den Heiden besonders ging es zuletzt fast gänzlich verloren. Da bedurfte es wohl eines ernsten Heilverfahrens, und kräftiger Arzneimittel, sollte die Menschheit nicht nachgerade Wolfs-Natur annehmen, und sich gegenseitig auffressen. Ein bloßer Zuruf, eine bloße Erinnerung an das, was ursprünglich und von Natur aus war, schien nicht mehr zu genügen, und selbst das auserwählte Volk Israel, sonst vor allen andern Nationen noch am empfänglichsten, ward durch derartige Mahnungen nicht mehr zurückgeführt, sondern eher trotz aller Predigten und Bußreden der Propheten immer mehr entfernt. Da ward das neue Heilmittel gegeben und geoffenbart, nämlich, daß alle Menschen durch die Erlösung wieder Kinder Gottes und unter sich Geschwisterte seien, und überdieß noch die erhabenste aller Wahrheiten für die Pflicht der Nächstenliebe, daß nämlich jeder Mitmensch, besonders der Arme, die Stelle Gottes, die Stelle Jesu Christi vor uns vertrete. Und vielleicht wäre auch selbst diese mündliche Offenbarung praktisch unzureichend geblieben, in-

dem sich die felsige Härte und frostige Eisrinde am Herzen der Menschheit dadurch nicht hätte durchbrechen lassen, — Gott fügte nun dazu auch noch ein sichtbares Beispiel; und das Sprichwort sagt: Worte bewegen, aber Beispiele reißen mit fort. Ein zweifaches Beispiel aber gab uns der göttliche Heiland, denn erstens übte er selbst während seines ganzen irdischen Wandels in der wunderbarsten Weise die Liebe zu allen Mitmenschen, absonderlich zu allen Hilfsbedürftigen, Armen, Verlassenen; er erschien auch noch in jenen Gestalten, die des Mitleids am meisten bedürfen, und die nach der verkehrten Weltanschauung eben darum nur der Verachtung preisgegeben waren. Da, wo das Elend am größten, war seine Hilfe am nächsten; da, wo man eine Liebe am wenigsten mehr gewohnt, zeigte er sich selbst, die Gestalt dieser Verachtetsten annehmend und dadurch lehrend, daß er in diesen Aermsten am unmittelbarsten geliebt werde.

Oder was war in alter Zeit verachteter, wer wurde der Liebe weniger werth gehalten, als ein Jude, ein Glied jener von Griechen und Römern nur mit Spott und Hohn behandelten Nation, die bereits nichts mehr war, als ein Haufe von Empörern, niedergehalten von der eisernen Zuchtruthe und mit dem bloßen Schwerte der Eroberer? Wer war damals weggeworfener, als ein armer Zimmermannssohn, wie der Heiland zu sein schien, nicht einmal in einem ordentlichen Hause geboren, sondern in einem Stalle, und dann herumgeschleppt auf der Flucht von einem Lande zum andern? Wer war damals gehaßter, als ein Mensch, auf den eine unruhige Nation Hoffnungen baute, ein Mensch, der überall herum ging in Begleitung von Jüngern, und predigte mit einer Macht, so daß ihm Tausende, auf Speise und Trank vergessend, bis in die Wüste nachliefen? Wer war damals gefürchteter, als ein Mann, an dessen Wunderkraft und Prophetengabe bereits Unzählige glaubten, und den man wiederholt zum Könige machen will, ihn sogar schon als König begrüßt? Wer war damals Verstoßener, mehr als ein Auswurf der Menschheit betrachtet, als einer, der so wenig Besitzthum hatte, daß er nicht einmal wußte, wohin er sein Haupt legen sollte, der zuletzt sogar gefänglich eingezogen und abgeurtheilt, zwischen zwei Uebelthätern am schmählichen Kreuze den schimpflichsten Tod sterben mußte? Und

gerade dieses wählte der göttliche Heiland, gerade in diesen Lagen erschien er, und zeigte dadurch, daß gerade das Verachtetste, das Kleinste vor den Augen der Welt von nun an das Geliebteste vor Gott sein werde, weil ja auch der Erlöser in dieser Gestalt erschienen. So ist die Welt, die verkehrt worden, wieder umgekehrt worden, durch Lehre und Beispiel Jesu.

In eine eigenthümlich traurige Lage waren bei der verkehrten Welt die Kinder gekommen; eine wahre Liebe zu denselben bestand fast nicht mehr, was wohl zunächst veranlaßte, daß auch umgekehrt die Kinder keine wahre Liebe mehr hatten zu ihren Eltern und Erziehern, und sogar Gott selbst schon so frühzeitig in der mosaischen Gesetzgebnng dieses Gebot der kindlichen Liebe zu den Eltern allen andern Geboten für das gegenseitige menschliche Leben voransetzte. Ich unterscheide aber dreierlei Klassen von Kindern; nämlich erstens Kinder der Reichen und Vornehmen; dann zweitens Kinder von armen Eltern oder auch Sklaven, und endlich drittens Kinder ohne Eltern, also Waisen. Genossen auch die Kinder der ersten Klasse noch einige Liebe, so war selbst diese schon keine wahre mehr. Selbst unter den Juden erscheinen uns der Beispiele genug, daß sogar Kinder vornehmer und reicher Eltern fast gänzlich vernachlässigt wurden, und die Propheten klagen häufig in den bittersten Vorwürfen. Bei Griechen und Römern übergab man die Kinder von ihrer Geburt an bis zur Volljährigkeit in der Regel den Sklaven; wuchsen sie auf, wie immer, das kümmerte die Eltern wenig. Bei unsern heidnischen Stammvätern, den alten Germanen und wohl auch Kelten ließ man neugeborne Kinder eine grausame Probe für ihre Lebenskraft bestehen, indem man sie in eiskaltes Wasser stieß, und diejenigen, die diese Probe nicht bestanden und starben, kaum einer Trauer werth hielt. Noch weit trauriger war das Loos der Kinder zweiter Klasse. Kinder armer Eltern galten häufig als leibeigen für die Herren der Eltern, und die Kinder von Sklaven waren wieder Sklaven; die Herren verfuhren damit nach Willkühr, handelten damit, wie mit Waaren und von einer Erziehung, wie sie dem Menschen gebührt, war kaum die Rede; die eigenen Eltern setzten die Kinder massenhaft aus, boten sie zum Verkaufe aus und opferten sie der Sklaverei; viele wurden getödtet, vor der Geburt, und auch nachher. Wie muß

es nun erst jenen Kindern ergangen sein, die auch nicht einmal solche Eltern hatten? Wahrlich, die armen Waisen waren gänzlich verstossen, und kaum achtete man sie dem unvernünftigen Vieh gleich; besaßen sie etwa noch gar auch einiges Vermögen von ihren Eltern her, so waren sie sicher, daß dieses ein Gegenstand unausgesetzter Habsucht ungerechter Vormünder und Richter blieb, bis es und damit die armen Kinder selbst gleichsam von jenen raubgierigen Wölfen verschlungen worden. Wie eindringlich mahnen da nicht wieder die Propheten des alten Bundes, und welch furchtbare Strafen müssen sie solchen Ungerechtigkeiten gegenüber androhen?

Da erschien endlich der Retter und Heiland Jesus Christus auf Erden, und, o Wunder seiner Weisheit, seiner Liebe und seines Erbarmens, selbst als ein Kind. Er selbst wollte das schreckliche Elend der Kinder zuerst erfahren, und ihr Kreuz auf sich nehmen, und dadurch sie erlösen und heilen. Zu Bethlehem wies man seine Mutter Maria, und Joseph den armen Gemahl derselben aus allen Häusern hinaus, und gönnte ihnen nicht einmal eine Nachtherberge in der eigenen Vaterstadt. Maria und Joseph wandelten geduldig und voll Demuth einem Stalle vor der Stadt zu, und dort nahmen sie Platz unter dem mitleidigeren Vieh. Es ward zwölf Uhr Mitternachts, und in Windeln eingewickelt, lag in einer elenden Krippe der neugeborne Heiland Jesus da, das ärmste unter allen Menschenkindern. Aber ist es nicht, als spräche das Jesuskind sogleich zu uns? Ist es nicht, als rief es uns die Worte zu: Verachtet von nun an die Kinder nicht mehr, denn sehet, ich bin selbst das ärmste Kind! Was ihr immer dem ärmsten der Kinder thut, das habt ihr mir gethan! Es gehen acht Tage vorüber, das Kind Jesu muß nach dem Gesetze beschnitten werden und Blut vergießen, und wieder geht eine Zeit um, und das Kind Jesu muß bis nach Egypten geflüchtet werden, damit es nicht unter den Streichen des blutdürstigen Herodes und seiner Diener erliege; neuerdings redet es zu uns: Liebet von nun an arme leidende, kranke, verwundete Kinder, nehmt euch an um verfolgte Kinder! seht ich leide und blute selbst, ich entgehe selbst kaum der Nachstellung und Ermordung, ich bin selbst auf der Flucht; wahrlich, was ihr immer irgend einem Menschenkinde, das in

solcher beweinenswerther Lage ist, wie ich, thut, das habt ihr ja mir gethan!

Das Jesuskind ist im gewissen Sinne sogar auch ein Waisenkind worden; denn nach göttlicher Anordnung und nach dem, wie es für seine Würde geziemend und nothwendig war, hatte es nur eine Mutter; Joseph war ja bloß dessen Nährvater. Als dieser die Zustände seiner Verlobten Maria schon vor der Geburt des Kindes bemerkte, wollte er sie heimlich verlassen. Ach, in welche traurige Lage wäre das göttliche Kind mit seiner Mutter erst in diesem Falle, wenn ihn Gott hätte eintreten lassen, versetzt worden? Maria wäre aller Schande preis gegeben worden, und als vermeintliche Uebelthäterin sogar der vom Gesetze angedrohten Todesstrafe der Steinigung verfallen; oder sie wäre jedenfalls ohne Schutz auf ihrer Reise nach Bethlehem und zurück, ohne Schutz auf ihrer Flucht gewesen; sie hätte Niemanden gehabt, der sie unterstützt in der Ernährung ihrer selbst und des Kindes, und der Satan wäre wüthend geworden gegen Mutter und Kind, indem er bemerkt hätte, es sei sein Besieger, der von einer Jungfrau Geborene, gekommen. Gottes Liebe zu seinem Sohne und zu uns Menschen verhinderte, daß Joseph Maria verließ, und ein Engel klärte ihn darüber auf, was geschehen, und hieß ihn, Maria zu sich zu nehmen. Aber auch jetzt war das Jesuskind noch immer ein Waisenkind, es hatte ja nur seine Mutter, und darüber hinaus fast nichts mehr, keine Reichthümer, keine Bequemlichkeiten, keine Ruhe, nicht einmal eine rechte Heimath, von der es hätte sagen können: das ist mein Haus, das ist mein Eigenthum. Darum sprach Jesus noch später sich darüber so aus: die Füchse haben ihre Höhlen, und die Vögel ihre Nester, aber des Menschen Sohn hat nicht so viel, wohin er sein Haupt legen könnte. Mit welchem Mitleide, mit welchem Erbarmen werden oftmal, ja täglich und stündlich Maria und Joseph das Jesuskind betrachtet haben, und darüber zum Seufzen und zum Ausrufe gedrungen worden sein: Armes Kind, armer Waisenknabe, du hast nur eine Mutter, und neben ihr blos einen pflegenden, nährenden Vater, o welch einer Liebe bist du würdig! Aber das Jesuskind wird jederzeit durch sein Beispiel geantwortet haben: Seht, man hat bisher nichts so sehr verachtet, als die armen Waisenkinder; nun bin ich selbst ein

solches worden, der Welt zu zeigen wie lieb diese verlassenen Kindlein mir und meinem Vater seien! darum, was man immer einem Waisenkinde thut, hat man mir gethan! Mich werden die Menschenkinder nicht allzeit bei sich haben, allein die armen Waisen werden sie immer haben!

O Kinder, namentlich ihr, Waisenkinder! was hat doch das Jesuskind aus euch gemacht! Würde die Welt Jesum nicht kennen, man hätte euch längst bei Seite geworfen, wie eine lästige, unnütze Sache, man würde euch vielleicht ausgesetzt, den wilden Thieren vorgeworfen, oder gemordet haben, wie es noch bei vielen Heiden geschieht, die Christum den Herrn nicht kennen; und nun seid ihr durch Jesum so hoch erhoben, daß Jedermann sich beeilt, euch Gutes anzuthun, weil er weiß, daß auch der Heiland einst ein so armes Kind gewesen, und daß er gelehrt hat: was man euch Gutes thue, das sei dem Heilande selbst gethan! So hoch hat euch Jesus in seinem Geiste erhoben, daß ihr die Stelle seiner armen Kindheit einnehmet und vertretet! Welches Glück für euch, welch schöne Gelegenheit für uns, dem armen Jesuskinde Wohlthaten zu erweisen! Welch ein Geist in dieser ganzen Wahrheit selbst, indem er die Welt und alles Leben umgestaltet!

Reichen und vornehmen Eltern wird ein Kind geboren, da eilen die Verwandten, das Kind würdig zu beschenken, und kostbare Gaben werden herbeigebracht von allen Seiten. Es wird in Europa einem Fürsten, einem Kaiser oder Könige ein Kind, etwa das erste, der künftige Thronerbe geboren; Kanonenschüsse künden durch's ganze Land hin das freudenreiche Ereigniß an, man hält Feste mit überaus großem Jubel und Frohlocken, und auf allen Seiten regt und bewegt man sich, um dem neugebornen Kinde würdige Geschenke zu bringen; die Pathen, etwa zwei auswärtige Fürsten, senden vielleicht, der erste eine goldene Wiege, der andere eine kostbare Krone voll von Edelsteinen; andere verehren überaus werthvollen Schmuck, goldenen und silbernen Spielzeug, oder hohe Ordens-Auszeichnungen und Würden vom ersten Range; das ganze Land bietet eine bedeutende jährliche Summe Geldes an; einzelne Stände, dann Städte, Märkte oder Gegenden bringen dieß und jenes, immer nur Ausgezeichnetes, Kostbares, Würdiges; und die meisten jubeln noch dazu, und freuen

sich der Ehre, daß sie dem neugebornen fürstlichen Kinde etwas geben durften; und doch ist es nur ein bloßes Menschenkind. Freunde! hier sind Christuskinder! hier sind uns Jesuskinder geboren worden! diese da vertreten Gottes Stelle! diese da stehen oder liegen vor uns an der Stelle des Jesuskindes, des Herrn Himmels und der Erde, des Königs aller Könige, unseres Herrn und Heilandes! Und diese da bedürfen keiner Freudenschüsse aus Kanonen, keiner goldenen Wiegen, keiner Kronen und Diademe, keiner Edelsteine und Perlen, keiner Orden und Würden, keiner so kostbaren und eitlen Dinge, — sie bitten blos um ein Stückchen Brod zur Nahrung, um ein Fleckchen Zeug zur Kleidung, um ein arm Häuschen zur Wohnung, auf so lange, bis sie größer sind, und das Alles selbst verdienen können. Was wird nun leichter sein, jenen Menschenkindern zu geben, oder diesen Christkindern? Was wird verdienstlicher sein, ein Fürstenkind mit einer goldenen Wiege zu beschenken, oder das Jesuskind in einem armen Waisenkinde zu speisen?

Und nun erst auch noch eine weitere Bedeutsamkeit der Wohlthaten, die wir für die armen Waisenkinder spenden. Ihr wißt, m. Th., wie unsere Waisenanstalten den Anfang genommen; jedoch ich will es kurz hier öffentlich erzählen. Vor etlichen Jahren fraß die wüthende Seuche der Cholera mitten unter uns eine Menge Eltern weg, und darunter sehr viele, um die nun arme verlassene Kinder weinten und jammerten. Das waren auch meist Eltern, die noch nicht lange im Lande sich befanden, die manchmal erst vor einigen Tagen hier angekommen, die noch keine Heimath sich begründet, keine Hütte sich erbaut, keine Freunde sich erworben hatten. Nur den Priester allein hatten sie auf ihrem Sterbebette kennen gelernt, und zu diesem riefen sie ihr letztes Wort: Meine Kinder! Herr, meine Kinder! — Ihr wißt, diese traurigen Fälle, diese herzergreifenden Scenen haben sich seither wiederholt, und es vergeht kein Jahr, da wir Priester nicht dieselben erschütternden Rufe wegen der Kinder aus dem Munde sterbender Eltern hören. Wessen Herz nun vermochte dieses am früheſten nicht mehr ruhig anzusehen, und wessen Sinn dachte zuerst an eine allgemeine, ausreichende Hilfe für diese beweinenswerthen armen hinterlassenen Kinder? Wer übersah zuerst das ganze Elend der

Waisen in seiner vollen Ausdehnung, unter den Verhältnissen dieses Landes, wo die Kinder vielleicht bald weggenommen und untergebracht sein werden, aber von habsüchtigen, speculirenden Familien, die sich dadurch zeitlichen Nutzen verschaffen, die Kinder aber an der Seele geradezu zu Grunde richten? Wer war also dieser Mann mit einem solchen Herzen, einem solchen Sinne, einer solchen Umsicht? Wer wurde dieser Vater der Waisen? — Leider ist mir für eine Antwort nicht mehr gegönnt, als bloß zu deuten und leise zu sagen: Dort sitzt er auf dem erhabenen Stuhle seiner Würde; es ist unser hochwürdigster, innigst geliebter Herr Bischof. Mehr zu sagen verbieten mir gewisse Rücksichten.

Allein dieser unser geliebter Oberhirt selbst will, ich solle auch derer gedenken, die treu und edelmüthig bis zur Stunde zu diesem edlen Werke der Gründung und Erhaltung der Waisen-Anstalt mitgeholfen. Es stehen hiebei obenan mehrere Priester dieser Stadt und auch vom Lande, namentlich ein Priester, dem es möglich war, und der auch das schöne Werk ausführte, bei seinem Tode ein bedeutendes Legat für die beiden Waisenhäuser zu machen. Da das Waisenhaus der Knaben besonders den deutschen Katholiken zur Versorgung und Verwaltung anvertraut ist, und dabei die Pfarrer dieser Marienkirche einen bedeutenden Antheil zu nehmen haben, so haben sich darin besonders auch meine beiden Vorfahrer schöne Verdienste erworben. Was wären aber wir alle ohne euch, m. Th., insbesonders ohne die geliebte Mariengemeinde. Es kann nicht übersehen werden, daß nahezu an fünfzig Waisenknaben seit Jahren her unentgeldlich die hiesige Schule besuchen, und daß die Gemeinde dafür, weil deßhalb ein zweiter Hilfslehrer nöthig ist, ein bedeutendes Opfer bringt. Ich habe es zu berechnen gesucht, was die hiesige Gemeinde seit sechs Jahren für das Waisenhaus gethan, und gefunden, daß es die bedeutende Summe von vielen Tausend Dollars betrage; ich will sie aus gewissen Gründen nicht näher bezeichnen, aber ein großartiges Denkmal der Liebe und Wohlthätigkeit wird es bleiben vor Gott und aller Welt. Es sind Männer hier in dieser Stadt, katholische Männer aus dem Laienstande, die mit einer Liebe, einem Eifer, mit einer Hinopferung von Zeit Mühe und Geld an den vielen Sorgen für das Waisenhaus Antheil genommen haben, so daß sie großartige

Denkmäler verdienten. Ihre Bescheidenheit, welche sie mit den übrigen Tugenden verbinden, und in welcher sie alle ihre Wohlthaten spenden, verhindert mich, mehr davon zu sagen.

Aber noch einmal, was bedeutet denn eine Wohlthat für die armen Waisen? Ich habe vorher schon hingewiesen darauf, was aus diesen Waisenkindern muthmaßlich werden, ja zum Theil werden müßte ohne unsere Waisen-Anstalten. Es handelt sich hiebei nicht so sehr oder am Ende um den Leib, um die Bedürfnisse des Leibes, um Nahrung, Kleidung und Obdach, sondern es handelt sich um die Seele, um die für das Blut Jesu Christi erkaufte Seele, um den Herrn und Heiland Jesum Christum selbst, den wir in diesen armen Kindern lieben sollen. Um für dieses letztere zu sorgen, ist die Sorge für das Erstere, für den Leib, bloß ein Mittel dazu. Was sagt ihr aber selbst dazu, wenn wir Seelen auf die Straße werfen, und den gottlosen Hunden dieses Landes preis geben würden? Was sagt ihr selbst dazu, wenn wir das kostbare Blut Jesu, das an den Seelen dieser Kleinen klebt, auf die Gassen hinaus schütten, und mit Füssen treten lassen würden? Was sagt ihr dazu, wenn wir das Jesuskind in seiner Armuth, Verlassenheit, Elternlosigkeit, Blöße, in seinem Hunger und seiner Obdachlosigkeit vergeblich an unsere Thüren klopfen, vergeblich vor unsern Häusern weinen lassen, und es dem Untergang überliefern würden? Könnte solches ein wahres Christenherz thun? Kann man an solches ohne Entsetzen und Schauder auch nur denken?

Und wenn wir denn nun die Kinder unserer verstorbenen Brüder und Schwestern nehmen, denkend, daß man dasselbe ja auch für seine eigenen Kinder wünschte, falls man heut oder morgen vom Tode dahin gerafft würde; wenn wir diese armen Kinder in ein eigenes Haus bringen, und ihnen da geben, um Gottes willen, was ihr Leib und zeitliches Leben nöthig haben; wenn wir endlich diese Kinder lieben, wie das Jesuskind selbst, und demnach sie erziehen zu allem Guten, zu jeglicher Tugend, zur Treue im wahren Glauben, zur Liebe für Jesus, so daß sie später glücklich auf Erden und selig im Himmel werden, und hienieden und dort oben immer bitten und beten werden für ihre Wohlthäter, — meine Geliebten! kann es denn ein edleres Werk, eine schönere Wohlthat, eine verdienstlichere Tugend geben? Wahrlich ich sage

nicht zu viel, wenn ich dieß geradezu einen Gottesdienst nenne, denn schon der Apostel Jakobus spricht dasselbe aus, in den Worten: Ein reiner und unbefleckter Gottesdienst vor Gott und dem Vater ist dieser, Waisen und Wittwen in ihrer Trübsal besuchen, und sich unbefleckt vor dieser Welt bewahren.

So laßt denn diese Welt, besonders die Welt dieses Landes ihrem erträumten Gott, ihrem Götzen nachrennen, so lange wir es nicht anders machen können! Laßt sie diese Mamonsdiener, Selbstsüchtler, Wort-Gläubigen, und modernen Heiden! laßt sie, da sie nur lieben, so lange die Liebe zeitlichen Vortheil bringt, und so lange der geliebte Gegenstand Niemand anderer ist, als eben sie selbst; — wir sind katholische Christen, und daran soll und muß man uns und unsere heilige Kirche erkennen, daß da wahre christliche Liebe herrsche, eine Liebe, in der man gerade im Aermsten, im Verachtetsten, in diesen armen verlassenen Waisen das Jesuskind liebt. Mich habet ihr nicht immer sichtbar bei euch; seht diese hilflosen Menschenkinder, die meine Stelle vertreten, thut denen das Gute, das ihr mir selbst thun würdet.

Und so flehe ich denn zu den Herzen von euch Allen: Verlaßt das arme Jesuskind auch in diesem Jahre nicht! ich flehe zu dem hl. Hieronymus Aemilianus: Sei auch für kommendes Jahr ein Patron, ein Fürbitter dieser Kinder! Ich flehe zu Maria, ich flehe zu Jesus, zu Gott selbst: Himmlischer Segen und Wachsthum komme herab, auf die Anstalt, auf die armen Kinder! auf ihre Wohlthäter! auf uns Alle! Amen.

Predigt

für die Feierlichkeit der Profeßablegung mehrerer Schulschwestern im Mutter-Kloster zu Milwaukee im Staate Wiskonsin.

Am Schutzengelfeste, 2. Oktober 1854.

Christlicher Unterricht und Erziehung.

Vorspr: „Sehet zu, daß ihr keines von diesen Kleinen verachtet, denn ich sage euch: Ihre Engel im Himmel schauen immerfort das Angesicht meines Vaters, der im Himmel ist." Matth. XVIII. 10.

Ein heiliges Schauspiel für Engel und Menschen, für Himmel und Erde! Welch' schönes erhabenes Bild, welch' eine Fülle und Tiefe der Bedeutung und des Sinnes! Und Alles schweigt, in Ergriffenheit und Andacht; nur ich allein, der Letzte aus Allen soll reden! Hier sitzt der Bischof, der geliebte Oberhirt der Diözese auf seinem erhabenen Thron, — aber er schweigt; hier herum sind Priester, meine theuren Mitbrüder, — auch sie schweigen; da steht ihr, geliebte, gottgeweihte Schwestern; — auch ihr schweiget; ich allein soll reden, und soll verkünden, was der Geist den Gemeinden sagt. Vor mir sehe ich eine Reihe von Jungfrauen, — was wollen diese? Ihre Haltung drückt Bereitschaft aus für den Gottesdienst, auf ihren Gesichtern glüht Andacht und Hinopferung für das Höchste, an ihren Augen bemerke ich das Glanzen einzelner Thränen der Rührung und Sehnsucht nach dem Besten, was ihnen der Himmel für dieses Leben zu schenken vermag. Und dieser euer weißer Schleier als Kopfputz, den ihr

heute mit einem schwarzen vertauschen wollet! er ist wohl die Blüthe eines Baumes im Frühling; diese muß abfallen, der Baum muß Früchte bringen, paradiesische Früchte der Heiligkeit und der Liebe im Wirken für Gottes Ehre, eurer und aller Menschen Seelenheil. Wer sollte dieses Bild nicht anziehend und schön finden? Wer von diesem Schauspiele nicht ergriffen, gerührt und beseligt werden? Dort zurück hat sich das Kirchlein mit Menschen ganz angefüllt, man will theilnehmen an der Freude, man will mittragen an der Hoffnung auf eure Früchte. Eltern, Verwandte, Bekannte von euch gottgewidmeten Jungfrauen befinden sich unter dieser Menge, ich erkenne sie an der Tiefe ihrer Rührung, an dem Reichthume ihrer Zähren; es thut dem natürlichen Gemüthe weh, ein gutes Herz scheiden zu sehen, aber größer als der Schmerz der Trennung ist die Seligkeit des Bewußtseins, daß durch jenes für Gott eine schöne Seele gewonnen sei.

Und was werden die heiligen Engel an diesem ihren und zugleich auch euerem Tage dazu sagen? Werden sie nicht jubeln, diese himmlischen Herrschaaren, die zu den Menschen niederschweben, jubeln, da sie sehen, es steigen Menschen mit ihnen zu Gott empor? Jubeln, da sie schauen, wie fromme Jungfrauen sich an den Diensten der Engel betheiligen, und gemeinsam mit ihnen Schutzgeister jener Wesen werden, von denen der liebevolle Heiland gesagt: Laßt sie zu mir kommen, denn ihrer ist das Himmelreich. Ich habe es gesprochen, es ist gesagt: Schwestern in Christo, eure Aufgabe ist dieselbe, wie die der Engel, euer Dienst gleicht dem der Engel: die Seelen der Kleinen zum Himmel zu führen. Ich irre mich nicht; das ist die Idee, die den seligen Gründern eurer Gesellschaft im Geiste vorgeschwebt, und die sie wie eine Seele euren ehrwürdigen Statuten und Regeln eingehaucht; das ist die Idee, in der eure Schwestern schon Jahre lang im alten Vaterlande, namentlich im geliebten Bayern so segensvoll wirken, und die sie euch wie ein heiliges Andenken mitgaben, da sie euch wie einen Zweig vom Baume abnahmen und hieher in diese fremde Erde verpflanzten; das ist die Idee, um deren willen euch dieser geliebte geistliche Vater hier zuerst unter allen Bischöfen Amerika's rief, und in der ihr, uns in dem Werke der Verbreitung des hl. Glaubens unterstützend, fortan wirken sollet. Seid Engel den

Kleinen, leitet, führet sie, ihrer ist das Himmelreich! Als Mittel habet ihr dazu die Schule, und in der Schule den Unterricht und die Erziehung.

Gerade das ist aber nun auch der Gegenstand, den ich hier in dieser ehrwürdigen Versammlung noch etwas näher besprechen will. Gottes heil. Geist regiere meine Zunge! Die Engel des Himmels mögen über uns allen schweben!

Die gesammte Menschheit ist um den kostbaren Preis des Blutes Jesu Christi erlöst und erkauft aus der Sklaverei der Sünde, der Hölle und des Satans, und seitdem gehört sie dem Herrn; sie ist im eigentlichsten, strengsten Sinne des Wortes sein Eigenthum, jedoch nicht wie das von Sklaven, sondern das von Freien und Kindern. Aus dieser Grundwahrheit geht hervor, daß das Ziel der Menschen nicht erst erfunden zu werden hat, als wäre es noch nicht vorhanden, sondern es ist bereits gesteckt, und wir alle sind aus Gottes unendlicher Liebe und im unbegreiflichen Erbarmen in die Richtung, auf die Bahn nach diesem Ziele gestellt. Wer nun sofort an der Menschheit den ewigen Planen Gottes gemäß, den anbetungswürdigen Absichten des göttlichen Heilandes gemäß wirken will, der muß offenbar nur darnach trachten, jenes Ziel der freien Kindschaft Gottes auch in der That immer mehr zu erreichen, und die erhabene Idee der Vereinigung mit Gott stets vollkommener zu verwirklichen. Die Menschheit aber für sich selbst, ist, wenn auch nicht ohne guten Willen, doch bei ihrer Schwachheit, bei ihrer bösen Neigung wie eine zähe, träge Masse, die da dem Zuge göttlicher Gnade zum bestimmten Ziele hin nur hart und schwer und langsam folgt, oft sogar nicht nachgiebt, wenn sie nicht noch besonders gezogen und getrieben wird, und manchmal selbst dann noch nicht Folge leistet, mißbrauchend ihre noch immer bewahrte freie Selbstbestimmung, in der sie das Gegentheil von dem thut, was sie sollte.

Beschauet m. Gel. diese Wahrheit von unserm Ziele, von unserer Aufgabe, von unserm Zustande und Verhalten, dann stellt sich auch etwa folgendes Bild vor Augen: Eine ewige Heimath, ein seliges Vaterland ist uns bereitet, wir aber weilen noch in der Fremde; der Ruf ist bereits ergangen: Brechet auf, wandert heim, das Himmelreich ist offen und nahe! Und wir stehen nun da, in

verschiedener Verfassung der Einzelnen, denn die ersteren haben augenblicklich sich erhoben, sie sind reisefertig, sie schreiten schon muthig einher; die zweiten sind zwar auch aufgestanden, aber sie haben noch Verschiedenes zu besorgen, zu ordnen, und zögern daher; endlich die Dritten hängen fest, sie liegen da, wie Kranke, wie Gebrechliche, wie Lahme, wie Kinder, die noch nicht gehen können; was muß geschehen? was soll geschehen, wenn gegenseitige Liebe unter all den Reisenden ist, wenn man das Glück und die Seligkeit der Heimath nicht blos für sich selbst, sondern auch für alle seine Genossen, für alle seine Mitmenschen wünscht? Was anders, als daß der Muthige den Zaghaften ermuntert, der Starke den Schwachen erfaßt, der Gesunde den Kranken trägt, der Feststehende den Wankenden aufrecht hält, der Erwachsene das Kind auf die Arme hebt. Dazu ist auch die Verschiedenheit im Maße göttlicher Gaben; die einen erhalten mehr Gnaden, mehr Kräfte, mehr Muth, mehr Ausdauer, Andere weniger; die einen sind zu Führern und Leitern berufen, die andern bloß dazu, daß sie geführt, getragen werden; die Einen sind Engel, von denen gesagt ist: Der Herr hat seinen Engeln befohlen, daß sie dich auf den Händen tragen und auf allen Wegen beschützen sollen: die Andern sind die Kleinen, an denen der Heiland zeigt, was an ihnen geschehen soll, denn er nahm sie auf seinen Schoos, liebkosete und segnete sie. Und nun ist es eben unsere besondere Aufgabe, gel. Brüder im Amte, daß wir diese muthigern, kräftigern Führer seien, daß wir mahnen, und rufen, und drängen, und ziehen und tragen: aber wie könnten wir ohne weitere Unterstützung Alles thun? Schwestern kommt, helfet uns, nehmt diese Kinder da auf die Arme, traget sie zum Himmel!

Eure Arme, gel. Schwestern, seien die Schule, der eine Arm der Unterricht, der andere die Erziehung, doch beide sind im Grunde eins, weil eine und dieselbe Kraft in ihnen wirkt. Soll ich denn nun die Nothwendigkeit der Schule noch näher darthun? Wohl wäre es für euch, th. Schwestern, nicht nöthig, aber dort unter meinen Zuhörern mögen Schwache sein, die der Stärkung in der Ueberzeugung gar sehr bedürfen, und ausser diesen friedlichen Mauern geht im ganzen Lande ein böser Geist um, der lieber heute noch als morgen alle wahren, ächten christlichen Schulen

zerstören möchte; einige Worte muß ich daher doch aussprechen. Es ist ein unerklärlicher, aber zugleich entsetzlicher, schrecklicher Irrthum, bei welchem eine Menge meint, im Menschen sei vom Anfange der Geburt her, mehr als bloße Anlagen und Fähigkeiten, und im Verlaufe der Zeit entwickele sich gleichsam von selbst, was da werden soll. Ich sage unerklärlich sei dieser Irrthum, denn welchen noch so unscheinbaren Grund des Denkens hat man dafür? Welches noch so entfernte Analogon, oder Beispiel hat man aus der gesammten Natur-Welt? Indeß sieht man der Sache genau in das Innere, so meinen es die Irrenden gerade nicht ganz so, sondern sie bilden sich ein, das Aufwachsen des Kindes unter andern Menschen, aber fern von einer Schule, reiche schon hin, der Einfluß der Welt auf die Kinder ersetze die Schule, und so entwickele sich immerhin, was da werden soll. Was da werden soll! Nun ja, soll also nichts anderes aus dem Menschen werden, als ein elender Erdenwurm, der eine Spanne weit kriecht, dann den Kopf erhebt, und hierauf von einem Vorübergehenden zertreten wird? Nichts anderes, als ein blinder Maulwurf, der eine Zeit lang in der Erde gräbt, Käfern und Wurzeln zur Nahrung aufsucht, und indem er einige aufgeworfene Erdhaufen zum Zeichen seines Daseins hinterläßt, in seiner Finsterniß stirbt und verfault? Es ist wahr, dieses Wühlen in der Erde, dieses Suchen nach Nahrung, dieses Scharren nach Schätzen, nach Geld und Gut, diese Künste zur Befriedigung elender Leidenschaften, dieses hündische Kriechen, Laufen, Springen, Spielen, Fressen und Saufen, — verzeiht mir diese Ausdrücke, denn nur sie passen, — das Alles lehrt die Welt selbst, dazu bedarf es keiner Schule; ein noch elenderes Hinfallen im Tode ergibt sich dann als Zugabe von selbst.

Mein Gott, du weißt, ich fürchte nichts so sehr, als den Geistes-Stolz; aber deßungeachtet diesen meinen Geist für eine Hundeseele halten, diese Seele hier in meiner Brust für einen vergänglichen blauen Dunst ansehen, dieses Bewußtsein für die erbärmlichste Täuschung hinnehmen, meinen Glauben an dich für eine Thorheit, meine Hoffnung auf dich und ein ewiges Leben für mich als eine Träumerei, meine Liebe zu dir und zu einer einstigen Vereinigung mit dir, als eine narrenhafte Phantasterei verwerfen,

— das kann ich nicht, das will ich nicht, meine Natur sträubt sich dagegen. So gewiß ich diesen Boden als Fundament unter meinen Füssen fühle, so gewiß finde ich auch eine ewige Bestimmung als Fundament für das Leben meiner Seele. Und da dieß so ist, und kein vernünftiger Mensch widerstreitet, so muß in jedem Menschen auch ein Leben für die Ewigkeit, auch ein übernatürliches Leben für Gott entwickelt werden. Das kann aber nie das gewöhnliche Leben draußen in der Welt, sondern nur die christliche Schule vermag es.

Aber es ist noch eine andere Ansicht im Umlauf und von ihr sind in diesem Lande Tausende von Eltern eingenommen und beherrscht; auf den ersten Anblick ist sie minder grell als jene erste, und sie verbreitet sogar einen Schein um sich, so daß sich selbst viele bessere Leute täuschen lassen. Man meint nämlich, einem Kinde soll man noch nicht von Gott und Religion, überhaupt von seiner ewigen Bestimmung sagen, denn es sei dieß so subtil und hoch, daß ein Beweisen unmöglich sei; demnach solle man damit zuwarten bis zur Reife des Verstandes. — Ach, wenn doch solche Meinungen von der Art und Beschaffenheit wären, daß nicht augenblicklich Widerspruch, Sinnlosigkeit und Thorheit daraus hervorblickten, dann könnte sich oft selbst ein schärfer sehender Geist täuschen und betrügen lassen. Also Kinder soll man nicht, wird gesagt, mit Dingen beschäftigen, die sie nicht verstehen und begreifen! Dann müßte man allen Kindern auch sogleich nach der Geburt den Hals zuschnüren, denn sie begreifen noch nicht, was das Athmen bedeutet. Aus demselben Grunde darf man in diesem Falle die Kinder auch nicht essen, trinken, gehen, laufen, spielen lassen, man darf sie nicht einmal sprechen lehren, nicht das Wort Vater und Mutter lalen lassen, man darf dem Kinde nicht sagen, daß es lebe, u. s. f. Indeß im praktischen Leben macht man das Maß der Widersprüche erst ganz voll; Schelten, Fluchen, Schimpfen, Streiten u. s. w. darf das Kind schon lernen, obgleich es auch noch nicht begreift, was es thut. Wie oft hört man die kleinsten englischen Kinder auf den Strassen rufen: „Pfaff, Pfaff! Was dieses Wort heißt und bedeutet, wissen wenige Deutsche, geschweige die Engländer und noch mehr geschweige ihre kleinen Kinder. Jedoch laßen wir endlich die Unsinnigkeiten der Weltmenschen und betrachten wir unsere eigene Aufgabe.

Ewige wie zeitliche Bestimmung, welch letztere eben nur das Mittel und der Weg zu der erstern sind, sind dem Kinde vom ersten Augenblick seines Daseins an wie eine Signatur aufgedrückt, das Kind ist gleichsam in seiner natürlichen Stellung hingerichtet und hingewiesen auf die rechte Bahn, die zum Leben führt. Aber all jenes ruht noch im Kinde, es fehlt noch eine Erkenntniß der Bestimmung, und es fehlt auch die erste Bewegung auf dem Wege zu dem bestimmten Ziele. Beides gibt die wahre Schule; der Unterricht verhilft zur Erkenntniß, die Erziehung zur Bewegung. Wie die Tageshelle mit einem einzigen matten Lichtstrahl am östlichen Horizont beginnt, und diesem dann ein zweiter und ein dritter und immer mehr sich anschließen, bis endlich der ganze östliche Himmel sich aufhellt, während die Dunkelheit mehr und mehr weicht, zuletzt aber die Sonne selbst majestätisch herauf steigt, so muß auch im jugendlichen Geiste sich Strahl an Strahl fügen; endlich bricht die Sonne der vollen Erkenntniß durch. Aehnlich verhält es sich auch mit der Bewegung. Ein Vögelchen setzt sich auf die Spitze eines mit Schnee bedeckten Berges, und unter seinen Füßchen wird ein einzelner Schneeflocken los, der nun abrollt; er nimmt einen zweiten mit, beide reißen einen dritten und vierten los, dann wird es ein Ballen, zuletzt eine Lawine; mit größter Geschwindigkeit stürmt diese herab an den Wänden des Berges, reißt Bäume und Felsstücke mit fort, donnert schrecklich und keine menschliche Gewalt hält sie mehr auf. Laßt ebenso das Kind sich bewegen, anfangs in der Befolgung des einfachsten, leichtesten Gebotes, dann in einem schwerern, und so fort, bald wird es seine Bahn dahin laufen wie ein Riese, und alle Hindernisse müssen weichen.

. Führt mir all die großen Geister und Helden der Welt vor, alle jene Denker und Weisen, die wie Adler in der Sonnennähe schwebten und in einem Glanze, welcher andere blendet, sich wohl befanden, und die Gesetze der Welt erschauten, und den Sternen ihre Bahnen abmaßen; all jene Riesen, die auf ihren Zügen ganze Länder eroberten, Völker unterjochten, und mit den Füßen mächtige Fürsten zertraten; führt sie vor, ich beweise euch an einem jeden, daß sie frühzeitig in irgend einer Schule zu denken und zu können, zu verstehen und sich zu bewegen gelernt haben. Wir

bedürfen der Beispiele aus einer Thierwelt nicht, es überzeugt uns schon die Menschen-Geschichte auf jedem ihrer Blätter von der Wahrheit meiner Behauptung.

Verlangt das Große der Welt schon eine Schule, und zwar den möglichst frühen Beginn in Unterricht und Erziehung, wie viel mehr erst das Große vor Gott? Die Welt ist voll von Reiz für das Ihrige, und gerne gibt sich die menschliche Natur ihm hin, weil sie dafür geneigt ist; wo wir unsere Sinne öffnen, wohin wir Auge und Ohr richten, überall kommen uns die lockenden Bilder entgegen, und umgaukeln und umgarnen uns, um uns mit fortzureißen; nicht aber so das Göttliche, das Himmlische, welches nur unsichtbar und geheimnißvoll auf uns wirkt, wobei ihm ein schwaches Fleisch gegenüber steht, und eine Art Doppelwesen in uns, von dem der Völkerlehrer redet, und sagt: das Gute, ich will es zwar, aber ich thue es nicht. Dieses Göttliche und Ewige ist auch in der Offenbarung noch unklar und dunkel, und es bedarf daher eines eigenen himmlischen Lichtes, das uns von frühester Kindheit an ein Wegweiser voranzutragen hat, bis wir endlich kräftig genug werden, um es zum Theil selbst in die Hand zu nehmen. Die Bahn zum Himmel geht aufwärts wie auf einen heiligen Berg; da hinauf läuft unser Lebenswagen nicht von selbst, er hat eine besondere Kraft nöthig, die ihn voranbewegt, und um so mehr, je näher er noch immer dem Anfange sich befindet.

Erst durch die christliche Schule, durch christlichen Unterricht und Erziehung erhält der Mensch seine wahre Würde, seinen wahren Adel; ohne göttliche Weisheit sind alle weltlichen Kenntnisse bloß ein blendendes Flitterwerk, und ohne himmlische Kraft ist die Stärke der Menschen nur eine elende Eitelkeit. Werfen wir einen Blick besonders auf das weibliche Geschlecht, für welches die Schule dieses Hauses zunächst bestimmt ist. Was ist das Mädchen ohne christliche Kenntniß und Kraft, ohne göttlichen Glauben und Liebe. Ach, mein Gott! ich sehe sie alltäglich laufen auf den Straßen, diese Geschöpfe von 6 bis zu 18 und 20 Jahren, und möchte weinen über sie. Ihre Kenntnisse bestehen bloß darin, daß sie sich selbst und so auch andere als Schaalen sehen, einen Kern finden sie nie; sie wachsen auf, und blühen und verwelken; das ist die

Lebensgeschichte einer jeden; Menschen und Thiere gehen herum, und zertreten sie. Ein Inneres fehlt ihnen, und darum sind sie nur Eitelkeit; sie werden gepflückt, gleichsam in's Knopfloch des Rockes oder in das Band des Hutes gesteckt, und am Tage darnach als verdorrt und stinkend weggeworfen. Ihr Auge glänzt in der Jugend, aber es spiegelt sich darin nur eine erbärmliche Welt; später sprühen Flammen furiöser Leidenschaften daraus hervor, und Jedermann fürchtet den Umgang mit ihnen. Es gibt oft merkwürdige Zeichen, und eines derselben ist: Erst unlängst wollte ein Mann dahier seine verstorbene Frau verbrennen statt beerdigen, und sie selbst soll es früher so verlangt haben; das ist ein charakteristischer Ausgang für ein Weib, das ohne Gott und Religion gelebt und gestorben. Man phantasirt in gewissen modern gewordenen Redeweisen von einer Würde des Frauengeschlechtes, man sagt, sie wären die Blumen, die das Leben verschönern, die Gewürze, welche das Leben wohlriechend machen, und dieses unser Land thut es in dieser niedrigen Schmeichelei, in dieser dummen Frauenvergötterung dem ehemaligen Mutterlande England nicht blos gleich, sondern bereits zuvor. Wie erbarmungswürdig, daß man Menschen, unsterbliche Seelen, Kinder Gottes zu Blumen, zu Schooßhündchen, zu Spiel- und Tändel-Sachen herabwürdigt! jedoch dem gemäß, was unsere gewöhnlichen Schulen aus den Mädchen machen, gebührt denselben auch nicht mehr; sie sind ja nur Figuren, schön gekleidete Puppen, die stundenlang im Schaukelstuhl sich schwingen, dann Visiten machen oder annehmen, auf eleganten Wägelchen oder auf zierlichen Pferden herumjagen, und dabei nur von einer Art mechanischer Kraft bewegt werden. Ein Mädchen, 20 Jahre alt, nennt man allgemein, wie mich letzthin ein junger, galanter Mann versicherte, eine alte Schachtel, und das ist nun ein zweites charakteristisches Zeichen, das ganz gut zu jenem ersten paßt.

In welch einer Würde steht aber das christliche Mädchen, die christliche Frau da! nicht daß man ihr das Diplom erst in die Hand geben müßte, nicht daß sie erst durch äussere Umstände, durch Reichthum, Adel, durch Körper-Schönheit auf eine hohe Stufe gehoben wäre, sondern sie trägt die Würde in ihrem Innern, in ihrem Wesen, in dem, was sie selbst ist, und was sie durch die

Schule geworden ist. Durch den Glauben steht ihr Geist in Verbindung selbst mit dem Himmel, und während sie die Weisheit des Ueberirdischen kennen gelernt, hat sie dadurch auch das Verständniß erlangt, das Irdische zu durchschauen. In der christlichen Hoffnung strebt ihr Sinn und ihre Seele nach Gott, und ihrem Heiland, erst um Gotteswillen auch für den Menschen, in welchem sie aber nicht das letzte Ziel erblickt. So hebt sie sich über das Gemein-Menschliche sogar empor, und wird in Gott mehr, als ein blos sich selbst überlassenes Naturgeschöpf; in ihr lebt Gottes Gnade, und die Früchte dieser, nämlich Gottesfurcht, heilige Frömmigkeit, die reinste Unschuld und Jungfräulichkeit, die edelste, himmlische Mütterlichkeit. Mit dem Apostel Paulus kann sie sagen: in Gott, der mich stärkt, kann ich Alles; vor ihr lösen sich die Räthsel der Welt, und sie wird, wie wir das an frommen Frauen schon so oft sahen, zur weisesten Rathgeberin in den größten und wichtigsten Angelegenheiten; sie bemeistert alle Schicksale, und es erhebt sie eben so wenig das Glück zum Stolze, als sie das Unglück zur Verzweiflung niederbeugt. Ihre Schönheit und körperlichen Vorzüge sind nicht ein glänzender Eiskrystall, hinter dem nur Frost, Starrheit und Tod sind, sondern sie gleichen einem durchsichtigen Seidenflor, durch den eine himmlische, engelschöne Seele herausblickt. Sie genießt auch die Freuden des Lebens, aber sie verschlingt dieselben nicht mit einer Art Raubgier und Heißhunger, blos um den leeren Magen vollzustopfen, sondern sie nimmt dieselben hin mit Mäßigkeit, unter Gebet vorher und nachher, unter stetem Aufblick und Dank zu Gott, der da will, daß der Mensch sich erfreue, aber im Herrn. Die Wahl ihres künftigen Standes macht sie vom Berufe abhängig, die Wahl eines Mannes von höherer Leitung, und diese beiden kommen von Gott; mag sie als christliche Jungfrau ihre Pflicht erfüllen, oder als christliche Braut einem Bräutigam am Altare die Hand reichen, oder als Hausfrau und Mutter gebieten, überall ist der Anfang und das Ende, der Grund und das Ziel ihres Thuns und Lassens — Gottes Liebe; sie dient gleichmäßig in der Bereitung der Speisen, in der Leitung ihrer untergebenen Dienstboten, in der Liebe und Sorge für ihren Mann und in dem Unterrichte und der Erziehung ihrer Kinder — nur Gott, dem ewigen Heile. Seht da, welch eine Würde!

welch ein Adel! welch ein Werth! Aber wie soll ich eine Wissenschaft pflegen, wenn ich sie nicht kennen gelernt? wie eine Kunst üben, von der ich nichts weiß und verstehe? Und wo in der Welt wird diese heilige Wissenschaft und Kunst gelehrt? Etwa in jenen Anstalten, in denen durch eine künstliche Treibhaus-Wärme die Pflanzen nur schnell entwickelt, dabei aber verweichlicht und überspannt werden; oder wo man einen Tropfen Seifenwasser zur glänzenden Luftblase aufbläst, und so in die Luft hinaus wirft! Da in der Nähe steht ein palastartiges Gebäude, da kann man sie sehen, diese Treibhauspflanzen und Seifenblasen, und Thoren binden ihr Leben mit allem Glück und Unglück an diese Eitelkeiten. Die christliche Vernunft jedoch wendet sich nicht ohne Schreck und Mitleid davon ab, und richtet das Auge nach einem andern Gebäude, ein paar hundert Schritte weiter entfernt, blickt nach diesen stillen, heiligen Mauern, in denen wir heute versammelt und erwartet hier Besseres, Dauerhafteres, Werthvolleres.

Und in der That, Schwestern, wenn ihr insgesammt wohl verstehet — und wer möchte das bezweifeln? — wohl verstehet und begreifet, was Gott und die Kirche von euch fordert, was selbst die bessere Welt und der vernünftige Mensch von euch erwartet, und was ihr namentlich diesem in so sonderbaren Verhältnissen sich befindenden Lande schuldig seid, — dann werdet ihr auch in Bezug auf eure Schul-, Unterrichts- und Erziehungsplane nicht im Ungewissen sein. Reißt das Kind von der Welt los! Emancipiret es aus dem schmachvollen Sklaven-Stande, hebt es von der schmutzigen Erdscholle empor, erlöst es aus den schändlichen Fesseln der Eitelkeit, Leidenschaft, Leerheit und Thorheit! Streift ihm das Gift der Sünde aus, wie man von giftigen Schlangen sagt, daß man auf sie treten, und sie unter dem Fuße durchziehen soll, um sie giftfrei zu machen. Ueber diesem aber seiet ihnen dann wahre Engel! bringet Licht vom Himmel, das Licht des Glaubens, der hl. Lehre, der göttlichen Weisheit, und zeiget die Schönheit, Reinheit und Milde desselben. Die Natur gibt auch Fingerzeige; denn welches Kind liebt nicht schon das natürliche Licht? welches Kind freut sich nicht der Lichtlein am Weihnachtsbaume? Um wie viel mehr wird es erst das übernatürliche Licht lieben, wenn ihr ihm

dasselbe nur fleißig vorhaltet, und dafür die Augen der Kleinen öffnet. Ein frommer, vom Geiste Gottes beseelter Dichter sah in den Schönheiten der Natur nur die Liebe Gottes zu den Menschen glänzen, so am funkelnden Sterne, an der goldenen Morgenröthe, an dem Schmelz der Blumen und Gräser, an dem Glanze des Krystalls, an dem Schimmer des Thautropfens am Morgen; lernt euren Kindern ebenfalls diese Liebe Gottes schauen und erkennen. Der wahrhaft christliche Historiker sieht in der Geschichte nur den Finger Gottes, der in Weisheit die Thatsachen und Ereignisse wie Buchstaben ordnet, und wie eine heilige Schrift in das Weltbuch einträgt; lehret euren Kindern diese Hand Gottes schauen, und in diesem Geiste Alles betrachten, was da ist, war und sein wird. Faltet dem Kinde die Hände, hebet sie empor, und richtet auch dessen Augen zum Himmel hinauf, und dann werft euch mit dem Kinde auf die Knie nieder, sprechend: Gott, Du bist mein Vater, und ich Dein Kind! und dieß sei das erste Wort zum Unterrichte, das A in der Buchstaben-Reihe alles Lernens der Weisheit. Führt das Kind zu einem Altare, zu den Bildern des Gekreuzigten und seiner Mutter hin, unterweiset es, daß jede Tugend ein Dienst zur Ehre dieses göttlichen Erlösers,und jede Sünde eine Beleidigung an seiner Liebe und an seinem Erbarmen sei, daß alles Gute diese Mutter aller Gläubigen erfreue und alles Böse sie betrübe, lehret das Kind danken vor Gott für alle Gnaden, und weinen und schluchzen vor Gott wegen jeder Sünde; — dieß sei der Kern, die Seele alles Unterrichtes. Präget ihm ein, diesem Kinde, daß es alles nur zur Ehre Gottes anfange, fortsetze und vollende, daß es täglich für Gott lebe, um täglich für Gott auch sterben zu können, und daß es täglich sterbe, um ewig mit Gott leben zu können; — dieß sei das einzige Ziel aller Lehre. Und darüber wird es im himmlischen Lichte immer heller und heller, die Finsternisse schwinden, die Nebel und Schatten zerfließen, die Nachtungeheuer ziehen sich zurück; eine heilige Klarheit verbreitet sich über das Leben, und wir erkennen sowohl die Wegzeichen auf der Straße, die uns himmelwärts weisen, als auch die Abwege, die uns irre führen, und die Steine des Anstoßes, die uns verletzen würden. Bilder in einem reinen Spiegel sind zauberischer, malerischer, sanfter, als in der Natur selbst. Lehrt, gel. Schwestern,

lehrt die Kinder alle Bilder der Welt nur im Spiegel Gottes schauen, haltet ihnen dazu den Spiegel selbst hin, und auch das leuchtende Licht! Welch' ein Glanz strahlt dann in die schöne, unschuldige Seele des Kindes zurück! sie wird zum anderen Brennpunkte im eliptischen Kreise, wo ein zweites Sonnenbild entsteht.

Neben dem Lichte göttlicher Weisheit und Wahrheit zur Erleuchtung im Glauben und Erkennen bringet dann den Kindern auch die himmlische Kraft der wirksamen Gnade, damit sie dieselbe erfassen, und darin Früchte bringen; müßt ihr durch das Licht im Unterrichte sie erleuchten, so habt ihr durch die Gnadenkraft in der Erziehung sie zu bewegen. Man muß dem Pflänzlein nicht blos Licht geben, sondern man hat es auch zu pflegen, zu reinigen, zu befestigen, an seinen Zweigen schön auszubreiten, und so ihm gleichsam nachzuhelfen, daß es aufwachse. Wahrlich, aufwachsen! Laßt eure Mädchen, eure Kinder wie edle Weinreben sein, die hoch und schlank emportreiben, aber für sich allein zu stehen zu schwach sind; schlängelt sie daher an jenem starken, allen Stürmen Trotz bietenden Baum, der Christus Jesus ist, daß dieser sie gleichsam trage, ziehe und beschütze. Nur ein ekelhafter Stolz kann einem Weibe den Wunsch einflößen, selbst ein Baum zu sein, und blos die Blindheit hängt die Rebe an einen morschen Zaunpfahl der Welt; Schwestern, windet eure jungen Reben um den Baum Christi. Bringt ihnen die Triebkraft göttlicher Liebe, so daß sie wachsen aus Liebe zu Gott, weil auch Gott aus Liebe zu ihnen das Gedeihen gibt. Jedes Blatt, das sie hervortreiben, besonders aber jede Frucht, die sie ansetzen, sei ein Beweis ihrer Liebe. Die Beweggründe der Welt, um ehrlich und tugendhaft zu handeln, reichen nicht lange aus, und wenn auch, aller Wachsthum, alle Blätter, Blüthen und Früchte würden nur wilde sein und bleiben. Blos die Gotteskraft reicht zu Allem hin, und ihre Früchte sind immer edel. Auch Heiden haben ehrlich gelebt, auch Philosophen haben sogenannte Tugenden geübt, sie haben gefastet, Almosen gegeben, sich verdemüthiget, die Leidenschaften gezügelt, die Laster gehaßt, die Wahrheit und Gerechtigkeit geliebt, und sich nicht selten mit dem Leben für menschliche Zwecke und irdisches Heil geopfert; doch das muß dem Christen und seiner Würde zu wenig sein; denn er muß glauben und lieben, wirken und streiten, dulden und

leiden, leben und sterben aus Liebe zu dem, der uns zuerst geliebt hat, und der gesprochen: Wer mein Jünger sein will, der verläugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach. Ist einmal der erste Schritt auf dem Wege dieser himmlischen Tugend geschehen, dann folgt ihm leichter der zweite, und wieder leichter der dritte; es tritt die Uebung dazu, und bildet die Gewohnheit aus, und die Gewohnheit wird zur zweiten Natur. Laßt nur einmal die Bewegung beginnen! Schwestern! ziehet selbst am Wagen! ziehet, dränget, eilet! Gehet voran, wie der Engel dem israelitischen Volke durch die Wüste, wie der Engel dem Petrus aus dem Kerker! Steigt wie Engel nieder zum Teich Bethsaida, und beweget das Wasser, damit die kranken Kleinen gesund werden, und führet sie dann an der Hand aufwärts zu den Höhen der Tugend. Wehret ihnen, wenn sie rechts und links blicken wollen nach den nichtsnutzigen Eitelkeiten der Welt, wenn sie stille stehen und lauschen wollen auf den verführerischen Sirenengesang; ziehet, reißet sie mit fort, täglich werden ihre Füße mehr erstarken, ihre Glieder mehr sich festigen, die Aussicht von der Höhe Gottes wird immer schöner und entzückender, bald können sie selbst gehen! Stellet sie aber zu allererst auf die Schwelle der Demuth, ohne welche jede Tugendleiter keinen Standpunkt hätte; dann ziehet sie empor durch fortdauernde Uebung und Gewöhnung zu einem kindlichen Gehorsame, hierauf zu wahrer Genügsamkeit und Zufriedenheit, wieder eine Stufe höher zur Arbeitsamkeit, Thätigkeit und Fleiß, hernach zu Sanftmuth und Geduld, sofort zu Liebe und Mitleid für jeden Mitmenschen, besonders den Armen, weiters noch zur treuen Erfüllung aller allgemeinen und besondern Pflichten, und endlich sei die letzte Stufe, das Leben und Sterben in der Liebe zu Gott und unsern Herrn Jesu Christi. Und seht ihr, theure Schwestern, eure lieben Kinder so emporsteigen von Tugend zu Tugend, seht ihr sie so zunehmen wie an Alter, so auch an Weisheit und Gnade vor Gott und den Menschen, unter eurem von Gott gesegneten Bemühen, unter eurem Unterrichte und eurer Erziehung — dann seid wieder die Engel Gottes, ja jene Engel, die an der Jakobsleiter auf- und abstiegen; herabstiegen, um die Menschenkinder mit ihren guten Werken, mit ihrem Gebete auf die Arme zu nehmen, und hinaufstiegen, um sie vor Gottes Thron

als Opfer niederzulegen. Und was ich zu dem Allen noch zu fügen habe? Wenig mehr, und eigentlich Nichts, was ihr, geliebte Schwestern nicht schon voraus wisset, oder jetzt noch ausführlich gehört habet. Nur das vergesset nie, daß ihr Engel den Kindern sein sollet, und dieses euer Kirchlein, der Mutter zu den Engeln geweiht, rufe es euch mit jedem Glocken-Schlage in den Sinn und in das Herz! Ihr wißt aber, was der Engel ist, und was er nicht ist; ihr wißt ferner, daß die Engel nur Gott und der Kirche dienen, im Schutze, in der Leitung der unsterblichen Seelen. Und welches Land bedarf dieser Dienste der Engel mehr, als dieses hier, schon darum, weil es hierin noch so arm und verlassen, und deßwegen so viele Seelen schon von Jugend auf so verirrt sind. Gott der Herr hat Erbarmen gehabt mit diesem armen Lande, und nachdem er schon vorher uns gesendet, hat er, weil er unsere Kräfte nicht ausreichend für Alles fand, auch noch euch uns zu Hilfe geschickt. Erlebt eure allgemeine, würdige Mutter in München die Freude, ihre edle Gesellschaft, ihren heil. Orden überhaupt so weit verbreitet zu sehen nach so kurzer Zeit des Bestehens, so ist das gewiß nicht der kleinste Theil der Freude, daß sie euch sogar jenseits eines Weltmeeres so segensreich wirken, so schön sogar am Missionswerke Theil nehmen sieht. Mein Gott! es ist mir, als sehe ich die gute, fromme Frau, die ich nun schon so viele Jahre persönlich kenne, vor mir stehen und weinen vor Freude, aus Dankgefühl über eure Wirksamkeit und über diesen Tag, an dem eure Zahl sich wieder vermehret! Ihr habt sie zwar nicht hier, diese gute Mutter, und nur ein Paar aus euch haben sie jemals von Angesicht zu Angesicht gesehen; aber sie hat euch in Weisheit eine Stellvertreterin für sich gegeben, welche euch gewiß möglichst entschädigt. Ich sah sie und kannte sie schon, diese eure ehrwürdige hiesige Mutter, als sie auch noch, wie ihr geliebte Jungfrauen und Kandidatinnen hier, im weißen Schleier blühte, ich wirkte an dem Orte, wo sie ihre Wirksamkeit begann, ich lebte hernach in der Stadt, wo sie früher erzogen, und ihren guten, frommen Onkel kann ich sogar meinen Freund nennen. Seht solchen Antheil muß ich schon darum an euch nehmen; euch hat dasselbe Land hieher verpflanzt, das auch mich gesendet. Und dabei bleibt immer das mein sehnlichster Wunsch, meine innerste Herzens-Angelegenheit,

daß ihr auch in diesem Geiste Gottes fortwirket, fortwirket als Dienerinnen Gottes, als Töchter der Kirche, als unsere Gehilfinnen, und als schützende Hand für diese Kleinen da. Eure geistliche Mutter kennt ihr; aber Schwestern! ihr habt auch einen geistlichen Vater, und müßt einen solchen haben; hier ist er! es ist unser Hochwürdigster Herr Bischof! Möchte ich den Tag nie erleben, da sich mir eine Erscheinung zu zeigen anfinge, die früher hie und da ans Tageslicht trat, aber gewiß nie zum Heile und Segen. Schwestern, hier ist euer unmittelbarer, rechtmäßiger geistlicher Vater, und während er es sein muß und sein will, müßt auch ihr seine geistlichen Töchter sein wollen; dadurch seid ihr dann auch unsere Schwestern, und wir eure Brüder. Nehmt diese Worte zu Herzen, denn ihr verstehet mich ja, und vertrauet mir auch, vielleicht mehr, als irgend einem Andern.

Ihr aber, christliche Jungfrauen und Kandidatinnen, wartet schon mit heiligem Verlangen, zum Altare zu treten, und eure feierlichen Gelübde abzulegen; ihr habt die Worte schon vom Herzen auf die Zunge herausgelegt; — gut, ich will euch nimmer länger aufhalten. Sagt mit Freudenthränen Lebewohl der Welt, sie ist, wenn ihr wahre Töchter Gottes und der Kirche werdet, — ja, die Welt ist eurer nicht werth. Steigt auf den Berg eines frommen Lebens im Orden, von da aus mögt ihr die Welt überschauen, nicht, daß ihr euch in den Sümpfen und Morästen derselben abmühet und vielleicht zu Grunde gehet. Sagt mit Freudenthränen euren Eltern, Geschwisterten, Verwandten und Bekannten Lebewohl! ihr geht nicht für sie verloren, sondern ihr werdet vielmehr für sie gewonnen, ihr sollt ein Licht auf dem Leuchter, eine Hilfe vor Gott, ein im Himmel angelegter Schatz für sie werden, sie werden auch zuletzt nachsagen: Die haben wie Maria im Evangelium den besten Theil erwählt. Und dann tretet denn hin vor eure gute, fromme Mutter, versprechet und gelobet das, was ihr sein und werden sollet, und fangt an, das zu sein, was ihr versprechet und gelobet, sie wird ohne Zweifel die beste Mutter für euch sein; werdet ihr die besten Töchter und Kinder für sie. Kniet zuletzt dann auch vor den geliebten Oberhirten, euren geistlichen Vater hin, und empfanget von ihm Segen und Weihe für euren neuen, heiligen Stand; seid seine Kinder, er bedarf eurer, seid Engel an

seiner Hand unter seiner Leitung, denn er ist der Kirchen-Obere. Helft uns allen die Last tragen, und leichter die schwere Rechenschaft ablegen vor dem Gerichte Gottes über die Seelen, die uns anvertraut sind.

Und zuletzt leget dann ab euren weißen Schleier, über dem ihr am Tage eurer Einkleidung eine Krone aus Rosen getragen, nehmt dafür den schwarzen und darauf die Dornenkrone; die Blüthezeit des Frühlings ist vorbei, der Sommer bricht an, ihr sollt Gott und dem Himmel Früchte bringen. Ihr werdet hier an diesem Boden liegen, man wird das Todtenbuch über euch ausbreiten, Todtenleuchter mit brennenden Kerzen über euch aufstellen, die Sterbglocke läuten, und den ergreifenden Gesang anstimmen: Sie sind gestorben! in Wahrheit! sterbet der Welt ab, und steht mit Christo auf, damit ihr ewig lebet.

Zuletzt betet für Alle, für eure gute Mutter und Oberin hier, und auch die in Deutschland, für alle eure Mitschwestern, die es schon sind, und noch werden, und für die lieben kleinen Kinder, die euch werden anvertraut werden! Betet dann besonders auch für das allgemeine Oberhaupt der Kirche, den heiligen Vater in Rom, für diesen unsern hochwürdigsten Herrn Bischof, und für uns Priester alle, darunter auch für mich, der ich nun zu euch geredet. Gott sei mit euch und uns Allen! Amen.

Predigt

auf die Primizfeier des Hochwürd. Herrn Bergmann, in der St. Marien-Pfarrkirche zu Milwaukee,

gehalten am Passionssonntag, den 25. April 1855.

Vorspr.: Wer mir nachfolgen will, verläugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach.
Matth. XVI, 24.

Das priesterliche Leben — ein Passion.

Vor dreizehn Jahren, am Passions-Sonntage, wohnte ich zu München, der Hauptstadt Bayerns, in der dortigen großartigen Domkirche der ergreifenden Feierlichkeit der Consekration des hochwürdigsten Herrn Bischofes, Valentin von Regensburg, meines innig verehrten Lehrers und Gönners, bei. Ein paar Tage vorher hatte der liebevolle, demuthreiche, geistliche Vater mich zu diesem seinem hohen Feste eigens eingeladen; und als ich nun dabei ganz leise auf den Passionssonntag als auf den für seine Consekration ausgewählten Tag hindeutete, sagte er mir mit einer eigenthümlichen, halb ernst gestimmten, halb lächelnden Miene: „Es fängt eben schon passionsmäßig an, und es wird die ganze Zukunft auch ein Passion für mich sein. Ein prophetischer Blick des frommen Mannes hat seine Zukunft erschaut, und vorausgesehen, welch' eine Reihe von großen Mühen, Leiden und Aufopferungen ihn erwarte.

Heute, wieder an einem Passionstage, stehe ich ebenfalls in

einem Tempel Gottes, vor einem Altare des Allerhöchsten; zwar sehe ich nicht auch wieder die große Feierlichkeit der Consekration eines Bischofes, sondern nur eine von niederem Grade, jedoch immerhin höchst bedeutungsvolle, nämlich die der Darbringung des ersten heil. Meßopfers durch einen neugeweihten Priester. Unter Freude und Ernst zugleich haben wir uns zu diesem schönen Feste versammelt; mit euch, ihr gläubiges Volk, sind unser eine Reihe Priester an der Seite des geliebten Mitbruders, und selbst der hochwürdigste Herr Bischof, unser innig verehrter Vater, hat sich herabgelassen, in dieser Stunde mitten unter uns zu sein. — Ob aber auch mit diesem Primizfeste der Passions-Sonntag in einer mehr als blos äusserlichen, zufälligen Verbindnng stehe, nämlich zugleich in einer innern, bedeutungsvollen, geheimnißreichen? Ob auch ein Priester, oder überhaupt jeder Priester bei dem Eintritte in seinen Stand und beim Beginne seines Amtes sagen könne: es fängt eben schon passionsmäßig an, und ich glaube, mein zukünftiges Leben wird ein lauterer Passion sein? darf ich dieß bejahen? kann ich es behaupten? — Ja, ich unternehme es.

Eines jedoch muß ich im Voraus bemerken, und zwar zu dem Zwecke, um Mißverständnisse zu verhindern. Es sei ferne von mir, an diesem Festtage eine Predigt zu halten, die nur Schmerz und Trauer hervorruft; es sei ferne von mir, in dieser Predigt zu behaupten, in dem Priesterstande sei sonst nichts als nur Passion, nur Leiden, nur Kreuz, und keine Freude, kein Glück; es sei ferne von mir, den neugeweihten Mitbruder durch diese Predigt an seinem Ehrentage erschrecken, muthlos und zaghaft machen zu wollen. Was ich zeigen werde, ist vielmehr nur die eine Seite, oder mehr das Aeussere des priesterlichen Lebens; es ist dieß mehr die bittere, rauhe und harte Schaale um einen innern, süßen Kern; mehr das Dornen-Gestrüpp, hinter dem ein wohlriechendes Veilchen blüht. Allein wer zum Innern will, muß zuvor das Aeussere durchdringen, so auch der Priester, in einem Passionsleben; und wie auf einem Kreuzwege schreitet er einher, und gelangt nur dadurch zu seiner Verherrlichung. — Ich komme nun dazu, euch dieses auseinander zu legen, und klar zu machen; Gottes heiliger Geist leite mich und euch, und ich beginne im Namen Jesu, des Gekreuzigten.

Die Wahrheit, nach welcher das priesterliche Leben ein Passion, ein Leiden ist, zeigt sich alsbald als eine religiöse, als eine göttliche, so wie man nur bedenkt, daß das Priesterthum eben auch eine göttliche Würde sei, eine Würde, deren Quelle Gott selbst ist, eine Würde, die zuerst und in der höchsten Vollkommenheit, unser Herr und Heiland Jesus Christus in sich faßte, eine Würde, die ewig fortdauert, und deren sichtbare Träger, anstatt des unsichtbar gewordenen Christus, nun die sämmtlichen katholischen Priester der ganzen Welt sind. Demnach ist unser Priesterthum eigentlich und wahrhaft immer noch das nämliche Priesterthum, das einst in der Person Jesu Christi ruhte, es ist von diesem letztern nur eine zeitliche Fortsetzung, eine räumliche Ausdehnung; wir Priester haben als solche Antheil an der priesterlichen Würde Christi, und unser priesterliches Leben und Wirken ist eben nur die Nachfolge Jesu Christi, der der ewige hohe Priester nach Ordnung Melchisedeks ist.

Ist es denn aber nun noch unklar, welchen Charakter dieses priesterliche Leben hat und haben muß, da wir wissen, wo seine Quelle ist, und wo es zum Erstenmale zum Ausflusse gelangte? da wir wissen, wie es schon in dem ersten, eigentlichen und ewigen Hohenpriester Jesus Christus erschien? da wir wissen, daß unser gegenwärtig erscheinendes Priesterthum noch immer das nämliche ist, wie das in dem göttlichen Heilande?

Indeß nur diese zwei Dinge möget ihr, meine Geliebte, wohl von einander unterscheiden, und nicht verwechseln: Das Priesterthum an und für sich, d. h. als Gnade, Gabe, Macht, Würde, Amt, überhaupt gleichsam als Wesen Gottes, und dann das Priesterthum als eine angewandte und ausgeübte Kraft im Leben und Wirken unter den Menschen auf dieser Welt. Nach dem Erstern ist das Priesterthum etwas rein Göttliches, und als solches höchst heilig, glückselig, süß und angenehm; nach dem Zweiten aber muß das Priesterthum im Leben und Wirken sich mit der Welt verbinden, und dadurch wird es von der Welt her mit allen Bitterkeiten, Leiden und Martern erfüllt. Soll ich mich eines Gleichnisses bedienen, so muß ich sagen: Das Priesterthum fließt aus einer Quelle im Himmel selbst, und ist bei seinem ersten Ausströmen ein unendlich süßes, wohlschmeckendes, erfrischendes, heil-

bringendes, beseligendes Wasser; aber alsbald fließt dieses Wasser seiner Bestimmung nach auf die Welt herab, durch die ganze Erde hindurch, um sein Ziel zu erreichen: auf diesem Laufe nun begegnet ihm Verschiedenes: Bald muß es über Abgründe stürzen, bald harte Felsen durchbrechen; jetzt stehen ihm gewaltige Steine oder Baumwurzeln entgegen, und zwingen es zum Sausen, Brausen und Ziſchen; dann miſcht ſich ihm Schlamm bei, und sucht es trüb zu machen; endlich löst sich am Boden oder an den Seiten des Rinnsales Salz, Bittererde und andere herbe Stoffe auf, und theilen sich dem Wasser mit. Immer zwar ist das Wasser dasselbe himmlische heilsame Wasser, aber es wird damit während seines Laufes eine Masse von Bitterkeit vereinigt.

Zwei andere Gleichnisse führt uns die heilige Schrift, das Wort Gottes selbst vor Augen. Christus der Herr läßt sowohl sich selbst durch seinen Lieblingsjünger Johannes ein Licht, das Licht der Welt nennen, welches in die Welt kam, jeden Menschen zu erleuchten, als auch nennt er seine Jünger das Licht der Welt, welches auf einen Leuchter gestellt sein soll, damit es alle sehen. Wie schön, wie wohlthätig, wie kostbar ist nun das Licht nicht? Aber wo es eben ist, gerade an seiner Stelle, da brennt es auch, da verzehrt es auch, da verletzt es auch. So nennt Christus der Herr seine Jünger auch das Salz der Erde. Welch' ein blendend weißer, reiner, heilsamer und nutzbarer Körper ist das Salz nicht? Aber an gewissen Stellen, z. B. auf einer offenen Wunde beißt, frißt es, und zersetzt und verzehrt gleichsam sich selbst. Das ist das Prieſterthum.

Am klarsten und deutlichsten seht ihr jedoch, m. Th., dieses Doppel-Verhältniß des Prieſterthums in dem ewigen Hohenprieſter Jesus Christus selbst. Seine Aufgabe, die er sich selbst und freiwillig für diese Erde gesetzt, und an deren Lösung er 33 Jahre gearbeitet, ist vor Allem, ja man kann sagen, einzig eine prieſterliche, denn er ist gekommen, um als Prieſter des Allerhöchsten sich selbst seinem himmlischen Vater als Opfer für die sündige Welt darzubringen, und, nachdem dieses Opfer am Kreuze auf Golgatha vollbracht, wieder zum Vater in den Himmel zurückzukehren. An seiner göttlichen Person erschien nun nichts Anderes als lautere Gnade, Milde, Liebe und Barmherzigkeit; nichts An-

deres, als blos das brennendste Verlangen, Alles zu suchen und selig zu machen, was verloren war; nichts Anderes, als stete Hinopferung zu den erdenklichsten Mühen, Leiden und Martern. Hätte es nun ein solches Priesterthum nicht tausendfach verdient, daß es schon bei seinem ersten Erscheinen von der ganzen Welt mit endlosem Jubel begrüßt, daß es und der Träger desselben, der göttliche Heiland, fortan von einem Ende der Erde bis zum andern hoch und laut gepriesen, und daß unser Erlöser Jesus von einer durch ihn so sehr beseligten dankbaren Menschheit, wegen seiner Liebe und Gnade wie auf den Händen getragen oder auf den kostbarsten Thron gesetzt worden wäre? Ja, freilich wäre es nur so gerecht gewesen; aber was ist in Wirklichkeit dem ersten Priester, dem ewigen Priester, dem göttlichen Hohenpriester geschehen? Für die Stunden, da er in diese Welt kam, hat man ihm kaum einen Stall bei Bethlehem als Geburtsstätte, und kaum eine elende Krippe als Liegeplatz gegönnt. Bald darauf hat man ihn mit dem Kindermord verfolgt, und ihn zur Flucht nach Aegypten genöthigt. Später hat man ihn von Stadt zu Stadt getrieben, öfters steinigen wollen, dann gefangen vor Landpfleger und Richter geschleppt, und ihn mit Verrath, Verhöhnung und Faustschlägen, mißhandelt. Zuletzt hat man ihn an ein schimpfliches Kreuz geschlagen, und verspottend ihn da unter unsäglichen Schmerzen, unter schrecklichem Blutverluste, bei der brennendsten Mittagssonne zwischen Himmel und Erde sterben lassen. Das ist das gedrängte Bild des Lebens unsers ersten Hohenpriesters, unsers Vorbildes, und damit wir, seine unwürdigen Nachfolger etwa nicht irre werden, und uns für das priesterliche Leben auf der Welt etwas Anderes erwarten, so hat er selbst, unser göttlicher Meister im prophetischen Geiste, uns voraus verkündet: Haben sie mich verfolgt, so werden sie auch euch verfolgen; der Knecht ist nicht größer als der Herr, und der Jünger nicht mehr als der Meister, ist das an dem grünen Holze geschehen, was wird erst aus dem dürren werden! Ich habe euch von der Welt auserwählt, und darum haßt euch die Welt.

Die Passion für das Priesterthum hat aber nicht mit dem Tode, und der Auferstehung Jesu geendet, denn sie bezieht sich nicht so sehr auf eine Person, sondern auf die Würde, auf das Amt

selbst, und diese dauern fort bis an's Ende der Welt. Darum treten die Apostel und Jünger des Herrn kaum ihre Würde an, von der ihnen der Herr gesagt: Wie mich der Vater gesendet hat, so sende ich auch euch; gehet hin in alle Welt! und zu welcher Würde sie am zehnten Tage nach der Himmelfahrt Christi durch den heil. Geist sind eingeweiht worden, — so fing auch schon der Passion ihres priesterlichen, apostolischen Lebens und Wirkens an. Man führte sie von Richter zu Richter, warf sie bald in dieses, bald in ein anderes Gefängniß, legte sie in Ketten, geißelte sie, steinigte den Stephanus, enthauptete den Jakobus, marterte zuletzt alle, ließ den Petrus und Andreas an Kreuzen sterben, den Paulus enthaupten, und fuhr nur im römischen Reiche allein 300 Jahre mit diesen Martern fort; in andern Ländern fanden später Martern statt, und wieder in andern haben sie bis zur Stunde noch nicht aufgehört. An einigen Orten martert man die Priester zwar nicht mehr auf blutige Weise, aber es gibt auch einen unblutigen Passion, und unter ihm dulden alle Priester der Welt.

Es ist oft sehr nützlich für Erlangung von wahrer Weisheit die Verkehrtheiten, die bösen Neigungen, die gräßlichen Undankbarkeiten der Welt zu erforschen und zu betrachten, und ich muß gestehen, ich habe dafür kaum irgend ein anderes Gebiet so geeignet gefunden, als das des priesterlichen Lebens, und das des Passion's, den die Welt darüber ausgießt. Laßt mich dann darüber ein Gemälde entwerfen, und es euch vor das Gesicht stellen; ihr könnt viel, sehr viel daraus lernen. Zuerst gehe ich zur alten Welt zurück, und dann will ich hier diese neue Welt durchwandern.

Was hat denn in der alten Welt, oder nehmen wir zunächst nur Europa, dabei vorzüglich wieder unser Deutschland, — was hat denn dort das katholische Priesterthum seit 1800 Jahren her gethan und geleistet? — Ich will die Macht der Phantasie nicht anrufen, mir für diese Antwort beizustehen; ich will auch nicht nach großartigem Ausdrucke und glänzenden Worten sinnen, um jene Fragen zu lösen; nicht einmal mein Herz, meine Gefühle will ich ausgießen, man könnte sonst in meiner Rede Uebertreibung und Schwärmerei zu erblicken versucht werden, obwohl dieß fast un-

möglich ist; aber das will ich sagen, was die ganze Welt, die gesammte Menschheit sagt, oder doch mindest eingesteht: Weitaus auf erster oder höchster Stufe von Civilisation und Cultur, von Bildung und Ordnung stehen unter allen Völkern der Erde die europäischen, und die von diesen unmittelbar abstammenden Nationen; die Mutter dieser Auszeichnungen aber ist einzig das Christenthum. Wer brachte denn aber und verbreitete das Christenthum? wer führte die Völker in dasselbe ein, und erzog sie zu dem, was sie sind! Hat das nicht das katholische Priesterthum gethan? und nur dieses allein? Unsere Stammväter in Europa waren Heiden, und beteten Gestirne, Thiere und Baumstämme an; sie waren Barbaren, Krieg, Rache, Mord, Jagd, Trunk und Trägheit machten ihr Leben aus; sie waren Nomaden, wanderten in einem fort, wohnten in gedeckten Wagen oder Zelten, und hausten in Wäldern, zwischen Sümpfen und Morästen; wer sind sie jetzt? wie ist ihr Land jetzo? Europa, dieser kleinste der Erdtheile ist der erste geworden: und seine Völker beherrschen die ganze Welt. Ist das nicht die Frucht des vom Priesterthum eingeführten und verbreiteten Christenthumes? Die Kirchen und Klöster, die hohen und niederen Schulen, die Wohlthätigkeits-Anstalten, Krankenhäuser, Spitäler, Findelhäuser, Besserungs-Anstalten, — ich darf bald fragen, wer kann sie denn zählen? Hat nicht das Christenthum durch seine Diener, die Priester, diese alle mittelbar erbaut, gestiftet und gepflegt? Der Reichthum aller jener Völker, so unermeßlich er fast ist, dient wohl in seiner Hälfte christlich religiösen, christlich menschenfreundlichen, oder damit enge zusammenhängenden Zwecken; wer anders als die Priester, die mit ihren fleißigen Händen den Samen christlicher Tugenden ausstreuten, und die daraus aufkeimenden Saaten pflegten, hat diese wunderbare Erscheinung einer Dienstbarkeit so vieler Reichthümer für edle, verdienstliche, heilige Ziele zu Stande gebracht? Und das sind jene Priester, welche für sich selbst der Welt entsagen, welche getrennt von Eltern, Geschwisterten und Verwandten leben, welche auf die Ehe verzichten, ohne Weiber und Kinder dastehen, und Gott und den Menschen dienen, welche für sich blos ein tägliches Brod verbrauchen, und das Uebrige, oft den letzten Heller für das Wohl der Mitmenschen opfern; welche an ihrer Spitze Bischöfe, und an

der Spitze dieser den höchsten Priester auf Erden, der Papst zu Rom haben, und so in einer geschlossenen Ordnung nun schon 1800 Jahre zur Ehre Gottes und zum Heile der Menschheit wirken.

Man möchte vielleicht sagen: das Aufblühen Europas lag in der Zeit, und wäre auch ohne das Christenthum und katholische Priesterthum gekommen. Allerdings, man kann das sagen, aber man kann, wenn man um einen Unterschied zwischen Wahrheit und Lüge sich nicht kümmert, auch noch Vieles Andere sagen, was grundfalsch ist. So wenig sich ein wilder Baum aus sich selbst mit der Zeit in einen edlen verwandelt, eben so wenig geht ein barbarisches Volk aus sich selbst, ohne höhere Beihilfe in ein civilisirtes über. Man brachte den Chinesen im äußersten Osten Asiens und den Türken im äussersten Westen Asiens schon vor 1000 Jahren eine Art neuer Religion, die jedoch nur ein Stück von einer höheren Religion ist; was geschah? Nur zu einem kleinen Stücke erschien mit der Zeit eine Civilisation und Cultur, in der Hauptsache blieb die alte Barbarei. Doch das nächste Beispiel habt ihr hier, in diesem Welttheile. Diese unsere Indianer, diese armen Rothhäute wohnen mindest gegen 2000 Jahre hier in Amerika, aber abgeschlossen von der übrigen Welt, bis vor etwas mehr als 300 Jahren; hat die Zeit sie civilisirt? Sind sie bei der Unkenntniß des Christenthumes und christkatholischer Priester nicht ohne Zweifel noch dieselben, vielleicht noch tiefer versunkene Barbaren, als vor 2000 Jahren? und werden sie nicht auf der Stelle ordentliche gesittete Menschen, sobald das Christenthum unter sie eingeführt ist? Das, was diese Indianer sind, wären auch noch die europäischen Völker ohne Christenthum und Priesterthum. Man messe dem Menschen selbst, seinem Geiste, und der Zeit nicht viel selbstständige Entwicklungskraft zu; ein Kind das nicht sprechen hört, lernt selbst das Sprechen nicht; und eine Nation, zu der Gott nicht spricht, lernt Gott nicht kennen, und gelangt zu keiner höhern, edleren Bildung. Gott spricht aber in der Regel nur mittelbar, durch auserwählte Diener und Priester zu den Völkern. Bestehen doch auch selbst hierin noch Gränzen, welche die Wirkung des göttlichen Einflußes auf die Lebenskraft der Völker nicht überschreitet. So gebildet der Grieche und der

Römer war, so, daß man meinen möchte, unter der Hilfe des Christenthumes hätten diese beiden Völker nun erst um so leichter die Weltherrschaft erringen können; allein beide Nationen waren alt, und das Christenthum und Priesterthum konnten ihnen nur mehr gut sterben lernen. Um wie viel weniger hätten sich die Barbaren im Norden und Westen Europas ohne Christenthum zur Weltherrschaft zu erschwingen gewußt!

Nun, womit hat denn sofort Enropa diese seine größten Wohlthäter, diese seine katholischen Priester, die Träger des Christenthumes für solche unendliche Gutthaten belohnt? — Mit einem unblutigen Passion immer, mit einem blutigen sehr oft. Gebt ihr das für die älteren Zeiten, für die Jahre der Christenverfolgungen, der arianischen Ketzereien, der Völkerwanderung, für die Tage eines hl. Bonifacius, des Apostels der Deutschen, zu, und traget ihr etwa nur Bedenken in Bezug auf die neuere Zeit? Nun, dann führe ich euch bloß einfach zur Zeit der sogenannten Reformation zurück; ich geleite euch dann nach England, Schottland und Irland unter Königin Elisabeth; ich wandle mit euch nach Frankreich während seiner Revolution von 60 Jahren; ich weise auf Deutschland in den Tagen der Säkularisation, und ihr mögt dann auch nach Schweden, nach Rußland, und in die europäische Türkei euch beigeben; zuletzt können wir auch noch die Revolutionszeit vor 7 Jahren ansehen; welche Dankbarkeit, welchen Lohn haben die katholischen Priester? Etwas anderes, als einen Passion? In England hat die sogenannte jungfräuliche Königin ein ganz besonderes Wohlgefallen daran gefunden, daß sie treuen katholischen Priestern und Christen den Bauch aufschlitzen und die Gedärme herausreißen ließ; und in Frankreich ermüdete zur Revolutionszeit selbst das Messer der Guillotine im Hinrichten von Priestern, darum versenkte man ganze Schiffe voll in der Seine. Eine Masse von Menschen lebt in diesen Tagen in Europa, und katholische Priester sind ihnen ein Dorn im Auge, ein Gegenstand immerwährender Angriffe, unablässigen Spottes und Hohnes; man wünscht mit Sehnsucht den Tag herbei, an dem man den letzten erwürgen könnte. Und das sind die nämlichen Priester, die allen Freuden und Genüssen der Welt entsagen, die sich selbst Solches noch verbieten, was andern überall erlaubt ist, die ihr

Leben damit zubringen, in Kirchen und Schulen, auf der Kanzel, im Beichtstuhle, bei den Kindern, am Krankenbette, bei den Armen immerfort Wohlthaten auszuspenden und in der Regel ein so mühseliges Leben führen, daß dieß allein schon ein Passion ist, vor dem die Welt erschrickt, aber eben deßwegen noch ein zweites Maß von Passion darauf schüttet.

So in der alten Welt, und dem entsprechend auch in der neuen, denn beide gehören eben zu einer und derselben Welt.

Kaum war dieser amerikanische Erdtheil entdeckt, so stiegen unter den ersten Europäern auch schon europäische, katholische Priester ans Land; während die eigentlichen Entdecker nichts Eiligeres zu thun wußten, als im Namen europäischer Souveräne von Land und Leuten Besitz zu ergreifen, einzelne arme Urbewohner zu fangen, um sie nach Europa zurückzubringen, und dort zu zeigen, wie seltene, wilde Thiere in Käfigen, dann partienweise herumzuziehen, und die erträumten Goldberge zu suchen; pflanzten die katholischen Missionäre auf Anhöhen Kreuze auf, die Zeichen der Erlösung und des Heiles, bauten unter ihnen Altäre, und riefen die armen Rothhäute zusammen, um ihnen zum erstenmale das tröstliche Wort zu verkünden: Auch ihr seid Kinder Gottes, glaubet, und lasset euch taufen, damit ihr selig werdet; kommt, die ihr mühselig und beladen seid, Christus Jesus will euch erquicken und ihr werdet Ruhe finden für eure Seelen. Man wollte in Europa glauben machen, die Indianer seien nur redende Thiere und ging deßwegen daran, sie alle mit Hunden zu hetzen, wie ein Wild, sie in's Sklavenjoch zu spannen oder auszurotten; man hat Tausende von ihnen in Städte und Dörfer zusammengesperrt, um diese her dann Holz aufgeschichtet, und so Alles verbrannt; da war es der edelmüthige, weit über die schrecklichen Vorurtheile seiner Zeit hinansragende Erzbischof Las Casas, der sich dieser Armen annahm wie seiner Kinder, der drei oder viermal den Ocean durchschiffte zurück nach Europa, um dort von Spanien aus günstigere Maßregeln für diese bejammernswerthen Mitmenschen zu erflehen; der sein Leben für diese seine, wenn auch noch immer rohen, aber doch auch um des theueren Blutes Jesu erkauften Kinder opferte. Später kamen andere Priester, Dominikaner, Franziskaner, Lazaristen, dann die Jesuiten, und dazu

natürlich auch viele Weltpriester; was thaten sie? während Haufen von Soldaten mit ihren habsüchtigen Führern überall herumzogen, um Schätze zu suchen, zu rauben, zu plündern, zu morden und einen Strich Landes um den andern zu erobern, vertheilten sich jene Missionäre einzeln oder paarweise in die Urwälder, suchten mit dem Kreuze in der Hand Indianerhaufen auf, und liefen ihnen, wie Johannes der Apostel jenem zum Räuberhauptmann gewordenen Jüngling so lange nach, bis sie stille standen, und Bekehrung versprachen; dann wurden diese Wilden gesammelt, unterrichtet, getauft und angewöhnt an ein Leben des Friedens und der Frömmigkeit, woraus die so berühmten Reduktionen entstanden. So hat die Welt nur ein Schwert gegen die Indianer zu bringen gewußt, das diese armen Geschöpfe längst ausgerottet hätte, wenn nicht katholische Priester ihre schützende Hand über die dem Tode Geweihten ausgestreckt und gerufen hätten: Vor diesen müßt ihr zuerst uns tödten. Unter der Leitung des Schwarzrockes wurden dann bald ganze Schaaren von rothen Männern die besten Menschen, wahre Kinder, wie ihr sie heut zu Tage noch in unserer Nähe sehen könnt; Civilisation zog ein, die Cultur des Bodens hob sich, in den hölzernen Kapellen hingen an den Wänden die früher gebrauchten mörderischen Waffen, der rothe Mann aber arbeitete auf dem Felde, sein Weib besorgte das Hauswesen, und seine Kinder lernten in der Schule. Ein gelehrter ehrwürdiger Mann, der noch lebt, verfaßte eine ausführliche Geschichte unseres Staates, und sagt darin: der Anfang und die erste Begründung von Civilisation und Cultur nicht blos in diesem Staate, sondern fast in dem ganzen Gebiete der Union von einem Weltmeere bis zum andern verdankt man nicht den Waffen, sondern der Religion, nicht den Eroberern und Soldaten, sondern den Priestern und Verkündern des Evangeliums, vorab den Vätern der Gesellschaft Jesu. Dabei blieb es nicht, sondern das ausgesäte Senfkörnlein wuchs bereits zu einem weitausgebreiteten Baum auf, und ihr wißt selbst, was wir dermalen sind und haben; es stehen mehr als 40 Bisthümer, bei 2000 Priester, noch mehr Kirchen, eine Menge Klöster, Schulen, Spitäler, Waisenhäuser u. dgl. vor euren Augen, und das Alles schuf das Priesterthum.

Indeß ist es nicht einmal denkbar, daß dieß Alles zu Stande

gebracht werden konnte, und erhalten zu werden vermag ohne unaufhörliche Bemühungen, Anstrengungen, Aufopferungen und Leiden aller Art; solche heilsame Gewächse, solche himmlische Pflanzen wachsen nur unter dem Kreuzes-Stamm, um den her zugleich Stürme brausen, und Donner rollen und Blitze zucken. Viele von den ältern Missionären starben hier in diesem Lande den Martyrertod, andere opferten und opfern noch einen guten Theil ihrer Lebenszeit wegen der erschöpfendsten aufreibendsten Arbeiten und Mühen; wir gaben nicht bloß das alte Vaterland mit seinen Bequemlichkeiten, seinen geordneten gesellschaftlichen Verhältnissen, seinen ehrenvollen Stellen, die es uns Priestern anbot, und seinen ständigen Bezügen, die wir genießen konnten, auf, wir verließen nicht bloß Eltern, Geschwisterte, Verwandte, Freunde und eine lange Reihe anderer Vortheile, sondern wir tauschten dafür wissentlich und freiwillig dieses arme Missionär-Leben ein, diese vor den Augen der Welt gewiß so beneidungslose Existenz ohne Sicherheit eines Einkommens, der Lebensmittel und aller nothwendigen Bedürfnisse, ohne die geringste Bürgschaft für einen Unterhalt in unseren alten Tagen; wir wählten hier einen Wirkungskreis, in dem jeder so viel Lasten auf seinen Schultern trägt, wie im alten Vaterlande vielleicht fünf oder 6 Priester zusammen, indem wir 20 und 30, ja manchmal sogar bei 100 Meilen weit bei Tag und Nacht, während schrecklicher Hitze oder Kälte oft auf fast bodenlosen Wegen zu Kranken und Sterbenden eilen, indem wir meist in den elendesten Hütten übernachten oder sogar ständig wohnen, und oft an Allem den bittersten Mangel leiden, an Nahrung, an Kleidern, an Arzneien, und andern Dingen, vor deren Entbehrung Manchem schon von vorneherein bange werden muß. Das ist ein Passion, ein fortwährender Passion, eine ununterbrochene Kette von Entbehrungen, von Mühen, von Noth und Elend, von Gefahren; und wir sollen unter diesem Passion nicht etwa blos stille dulden, sondern auch noch wirken, Tausende von Seelen retten, Gottesdienste halten, predigen, Beichten hören, Kranke besuchen, Kinder unterrichten, Kirchen bauen, Schulen stiften, Pfarreien errichten und ordnen, und immer selbst das Meiste, oft Alles thun.

Wie lohnt uns nun diese neue Welt unsere Bemühungen

und unsere Werke? Was trägt sie denn bei, um etwa unsern Passion zu erleichtern, um das Gallen- und Essiggetränk im Leidenskelche einigermassen zu versüßen? Ich weiß wohl, m. Gel., daß unter euch treuen Gläubigen eine Anerkennung für uns besteht, daß ihr uns edel unterstützet, und mit vielem Troste erfreuet; aber ich frage nur darum, wie uns die Welt selbst, wie uns die Hauptmasse der Bevölkerung in diesem Lande behandelt, und behandelt hat. Mit einer unerhörten Barbarei hat man schon im vorigen Jahrhunderte die herrlichen, von katholischen Priestern errichteten Pflanzstätten christkatholischer Bildung unter weisser, rother und schwarzer Bevölkerung verwüstet, und die Missionäre verbannt oder in Kerker geworfen; hat in diesem Lande der Freiheit Kirchen verbrannt, Klöster demolirt und Priester, Mönche und Nonnen bis zum Tode geängstigt und gepeinigt; man fährt in solchen verabscheuungswürdigen Unmenschlichkeiten noch bis zu dieser Stunde fort; man höhnt und spottet uns auf allen Strassen; man greift uns überall an, und wir sind oft des Lebens wegen zur Nothwehr gezwungen; man hält uns wie Geächtete die sich nirgends sehen lassen dürfen; man schreit und heult in Reden und Schriften: an's Kreuz mit ihnen! ans Kreuz mit ihnen! und das thuen uns nicht etwa bloß einzelne Entartete, sondern dafür haben sich weitverzweigte, zusammengeschworne Gesellschaften gebildet, und diese errichten Schulen, in denen sie die Kinder systematisch zum Katholikenhaß und zum Priestermord unterrichten, damit, wenn der jetzigen Generation unsere Austilgung nicht gelänge, diese Vernichtung durch das kommende Geschlecht bewerkstelligt werde. Das ist unser Passion, nnd mit solchem Passion ist unser priesterliches Leben und Wirken dahier ausgeschmückt. Oft kommen mir jene bekannten Worte des großen Völker-Apostels Paulus in den Sinn, womit er in so ergreifender Weise seine Leiden aufzählt und schildert, und ich würde sie öffentlich und öfter anführen, wenn wir arme Priester nur würdiger wären, auch unsern Personen nach wahre Nachfolger jenes ersten Missionärs unter den Heiden zu sein.

Ich habe schon Anfangs gesagt, daß dieser Passion des Priesterthums allerdings nur die äussere, bittere, harte Schaale sei, und das sage ich nun wiederholt auch zum Schluße. Wovon

lebten wir denn sonst, als eben von diesem Kerne? Wir sterben ja täglich, um täglich neu aufzuerstehen; wir geben immer unser Leben dahin, um es jeden Augenblick wieder zu gewinnen; wir halten den Passion, und feiern schon in Gedanken die Auferstehung. Dieß kommt aber daher, weil Christus, der ewige Hohepriester, unser Geist, unser Leben, unser Sieg ist, und Christus ist jenes Lamm, das der Apostel Johannes in seinen apokalyptischen Verzückungen im Himmel sah, jenes Lamm, das dem Anscheine nach wie geschlachtet und todt war, in Wirklichkeit aber lebt, und alle Macht im Himmel und auf Erden hat. Der christkatholische Priester muß nun ebenfalls auf solche Weise von der Welt geschlachtet und todt scheinen, und in Wahrheit dann doch leben.

Du aber, neugeweihter Priester, mein theurer Schüler, nun mein lieber Mitbruder und Freund! Du trittst nun ebenfalls in unsere Reihe ein, bedenke es wohl! in die Reihe von Passionisten, die hier in dieser Welt und in ihrem äussern Leben und Wirken nur einen fortwährenden Passion feiern. Beginne ihn selbst schon heute damit, daß Du auf den Altar steigst, und da den Passion, nämlich das Leiden und Sterben Jesu im allerheiligsten Meßopfer feierst. Und wenn dann der Passion auch von aussen her anfängt, heute noch, oder morgen, oder nach einigen Tagen, dann zittere nicht vor ihm, denn du weißt es voraus, und ich, dein Lehrer, dein Freund habe es Dir in dieser Stunde an dem größten Festtage deines Lebens vorausgesagt. Trete ihn nur an, diesen kostbaren Passion, umfasse es, dieses heilbringende Kreuz, leide im Leben und lebe im Leiden, und sei darin glücklich und selig!

Du stehst mit uns hier, bei 6000 Meilen fern von Deiner und unserer Heimath, ferne in diesem neuen Welttheile, den ein Ocean von den alten Erdtheilen scheidet; und da herüben ist dir das Glück bereitet, ein Priester des Allerhöchsten zu werden! Da herüben sollst Du Deinen schönsten Lebenstag, den Primiztag feiern! — Ich errathe wohl, was Dir die Thränen in die Augen treibt! Du hast wohl auch noch Dein so weit entferntes Vaterland lieb, und es liegt Dir tief im Herzen; aber du bringst es ja für einen höheren Zweck zum Opfer! Du gedenkest Deiner lieben Heimat, Deines elterlichen Häuschens, des stillen Friedens, der dort im braven Schwabenlande herrscht, und der jugendlichen

Freuden, die an Dir vorübergingen; trage das Alles zum Altar hinauf und bringe es dem Herrn dar, Du wirst hundertfältig dafür belohnt werden! Es stehen vor Deinem Geiste Dein Vater, Deine Mutter, Deine Geschwisterte, Deine Verwandten, und Du stehst vor ihnen; aber Deine Hand reicht nicht hinüber so weit, und die der Andern nicht herüber; was thun? Gib alle diese Theuren dem lieben Gott, bete für sie, und opfere ihre Seelen auf, Dein ist dann, weil Du sie alle, um Jesu Christi willen verlassest, das Himmelreich!

Statt Deines natürlichen, leiblichen Vaters, ist Dir hier ein anderer, geistlicher Vater gegeben, und, sei versichert, dieser liebt Dich nicht weniger, darum wohnt er auch so voll von Liebe und Freude diesem Deinem Feste bei! Statt Mutter und Geschwisterten hast Du uns, wir sind Deine Mitbrüder, und sei gewiß, daß jeder Dich ehret, schätzet und liebet. Statt Deiner Verwandten hast Du hier dieses gläubige Volk, und besonders jenes, welches Dir wird eigens zugewiesen werden; es erwartet Dich schon mit Sehnsucht, wie die Armen den Wohlthäter, damit er ihnen das Brod breche und austheile! —

So sei denn nun diese Predigt in demselben allerheiligsten Namen, in dem sie begonnen, auch geschlossen. Gnade und Segen von Jesus Christus unserm Herrn, dir zuerst, neugeweihter Priester; Heil und Segen von Jesus Christus, euch, gel. Zuhörer, theure Theilnehmer an diesem Feste; Heil, Gnade, Segen und Frieden von Christo Jesu uns Allen, jetzt und immer!

Und Sie, hochwürdigster Herr Bischof, geliebter Oberpriester und Oberhirte, haben die Gnade, uns zusammen zum Schluße Ihren heiligen bischöflichen Segen zu ertheilen. Amen.

Predigt

für die feierliche Grundsteinlegung der deutschen Stadtpfarrkirche St. Joseph in Milwaukee, im Staate Wiskonsin.

Am Pfingstsonntage, Nachmittags, 11. Mai 1856.

(Gelegenheits-Predigt.)

Mein Gruß: Geliebte in Christo Jesu dem Herrn! — wird von euch Versammelten verschieden aufgenommen werden; denn so bringt es eure Gemischtheit von hunderterlei Glauben, Meinungen und Ansichten über Gott und Religion mit sich, eine Gemischtheit, von der ich gestehen muß, daß ich als Prediger von der Kanzel aus noch niemals in der Zuhörerschaft eine solche gesehen. Den einen wird der Name Jesus Christus ein süsses, trostreiches beseligendes Wort sein, vor dem sich in Ehrfurcht alle Häupter entblössen, und in Anbetung alle Kniee beugen; andern wird er wie eine Donnerstimme sein, die das Gewissen aufschreckt, das sündhafte Innere erzittern macht, und ein einstiges Gericht ankündet; endlich noch andern wird er ein Schall zum Aergerniße sein, der in ihnen die bittere Galle ausbrechen macht, und Spott, Haß und ungläubige Wuth erregt. Seht da, den handgreiflichsten Beweis, daß dieser Name weitaus kein leerer, ohnmächtiger Klang sei, sondern eine lebendige Kraft, ausgehend aus der Quelle des Lebens, hervörtretend aus dem Munde des göttlichen Heilandes

selbst, als ein zweischneidiges Schwert, um die Menschen von Menschen zu scheiden, den Vater von seinen Kindern, das Weib von ihrem Manne, den Bruder vom Bruder, den Freund vom Freunde, nicht aber, als wenn es aus sich selbst ein Schwert der Trennung und Feindschaft wäre, denn es führt zum Frieden diejenigen, die eines guten Willens sind; sondern weil es diese theilt, die im freien Willen glauben und anbeten, von denen, welche in Bosheit nicht glauben und fluchen.

Warum aber nun dennoch diese Menge von Tausenden und wieder Tausenden versammelt um mich hier, um einen Prediger im Namen Jesu Christo? Warum neben und unter meinen katholisch Gläubigen auch so viele Andersgläubige, auch so viele solche, die sich selbst in einer Art Stolz Ungläubige und Freigeister nennen? Führt denn ein Geist des traurigsten Irrthumes und der zügellosesten Willkühr auch dahin, wo der allerheiligste Name Jesu Christi verkündet wird? Oder seid ihr bloß aus Neugierde gekommen, um bisher Ungehörtes zu hören, und bisher Ungesehenes zu schauen? Männer, ihr täuscht euch? was wir katholische Priester predigen ist nichts weniger als neu, ihr müßtet denn auch selbst das neu nennen, was seit mehr als achtzehn hundert Jahren auf der ganzen Welt verkündet wird. Oder ein Schauspiel zu sehen? Wohlan, Männer! das könnet ihr; und es ist hier noch mehr als ein bloßes Schauspiel; diese glänzende Stadt hier, im fernen Westen hat noch nie seit ihrem Bestehen ein solches Schauspiel erblickt; seht es nur an! Wir Katholiken sind heute, an diesem schönen Nachmittage nicht mehr eingeschlossen innerhalb der vier Mauern unserer Kirchen, sondern wir sind herausgetreten in das Freie, wie die Apostel des Herrn am ersten christlichen Pfingstfeste; wir stehen hier unter diesem wolkenlosen blauen Himmel, und auf diesem offenen Platze der Stadt; wir zeigen euch uns in all unserer kirchlichen Ausstattung, in all dem Glanze und der Würde unseres Amtes. Erhebet nur eure Blicke! dort sitzt der Bischof, der Oberhirt dieser Diöcese, ein rechtmässiger Nachfolger der Apostel, in den schimmernden Zeichen seiner Würde! Da herum sitzet eine Reihe von Priestern, von Gesandten Gottes und Hirten der Gläubigen! und hier steht vor euch derjenige,

der sich für den unwürdigsten, für den letzten hält! Wahrlich ein Schauspiel und mehr als ein gewöhnliches! Kein weltliches, irdisches in seiner Eitelkeit, Sinnlosigkeit und Thorheit, sondern ein himmlisches, göttliches in all seiner Hoheit, Weihe und Kraft. Und dieses führte euch hieher? Wohl, dann begreift ihr ja, daß es gleichsam ein Magnet sei, der die menschlichen Herzen wie Eisen an sich zieht; daß es eine Lebenskraft in sich berge, welche die Menschen wie Nerven bewegt; daß eine Idee in ihm liege, welche Geister regiert. Laßt mich es nennen bei dem rechten Namen; Es ist der Geist Gottes selbst, der heute ausgegossen worden über die Apostel, über alle wahrhaft Gläubigen, über die einzige, katholische Kirche; es ist jener Geist Gottes, der gegeben ist von Gott dem Vater durch seinen Sohn unsern Herrn Jesum Christum, und bei uns bleiben wird bis an's Ende der Welt; es ist jener Geist Gottes, der da weht, wo er will, und jeden selig zu machen sucht, damit Niemand, der da glaube, verloren gehe; es ist jener Geist Gottes, der oftmals den Menschen anhaucht gerade zu einer Zeit, da dieser es am wenigsten vermuthet, der den Verirrten auf den rechten Weg, den im Glauben Schiffbrüchigen zum ruhigen Hafen der Glaubenswahrheit, und den armen, unglücklichen Sünder zur Bekehrung, Buße und zum Heile führt.

Freilich setzt diese meine bisherige Rede voraus, daß es eine Wahrheit, einen göttlichen Geist, und einen persönlichen, unendlichen Gott gebe. Ist das so? Dort draussen an den äussersten Gränzen des Kreises meiner Zuhörerschaft werden wohl Mehrere sein, die gerne rufen möchten: All das ist Täuschung, ist Humbug. Nun mit euch habe ich ein Wörtchen zu sprechen. Wisset! wenn es keine Wahrheit und keinen Gott gibt, dann werden wir in keinem Falle mehr sein, als redende Thiere, und auch nicht weiter kommen, als an die dunkle Grube des Todes, in der wir zwischen vier Brettern mit Leib und Seele verfaulen; vernehmet nur noch, daß wir dort jedenfalls uns treffen werden, ich will indeß meinen eigenen Weg gehen, ein Mensch sein, an die Unsterblichkeit meiner Seele glauben, an die göttliche Wahrheit mich halten, und Gott fürchtend und liebend zugleich, ein ewiges Heil erwarten. Täusche ich mich, ist Alles Humbug, wie ihr sagt,

dann verliere ich ja nichts; und wir kommen noch schon zusammen im Grabe.

Warum aber ich bei meinen Glauben an Gott und bei der Liebe zu ihm bleibe, das will ich zeigen. Ich könnte zu Dir hinaufrufen, Sonne, majestätisches Gestirn dort oben am blauen Himmelsgezelt, und zu den Millionen glänzenden Sternen in heiterer Mitternacht, und euch fragen, wer euch todte Welten schon Tausende von Jahren regelmässig eure Bahnen führt; ich könnte euch Wolken dort unten, im Osten über dem lieblichen Spiegel des See's zur Antwort auffordern, wer euch Segler der Lüfte aufsteigen heißt aus dem Schooße der Gewässer und Lande und wieder niedersinken als wohlthätiger Thau und Regen; auch euch Bäume und Sträucher da ausserhalb unserer Stadt, grüne Saaten und Wiesen ringsum, könnte ich aufrufen, wer euch unvernünftigen Wesen befiehlt und lehrt, jeden Frühling euch neu schmücken mit dem frischesten Grün, um jedes Menschen Auge, jedes Sterblichen Herz zu erfreuen; — allein euch todte Zeugen, euch leblose Monumente des Daseyns eines Gottes will ich heute nicht; sondern ich wende mich an den Menschen, an das Wesen der Vernunft, aber auch wieder nicht an Dich, frommer Gläubiger, der mit der Muttermilch die Ueberzeugung eingesaugt, daß ein Gott über die wacht, nein, an Dich nicht, Du könntest vielen Leuten als von Vorurtheilen befangen erscheinen; — Dich, der Du groß damit thuest, Dich einen Freigeist, einen Ungläubigen zu nennen, ja Dich nehme ich, Dich ersuche ich nur um das Eine: Neige auf einen Augenblick Dein ungläubiges Haupt, senke auf ein paar Momente Deine Augen zur Erde, ja zu dieser Erde, in welche Du als modernder Staub bald zurückkehren wirst, und nun halte Deine Hand auf die Brust, — an den Herzpuls, — schlägt er? — schlägt es noch das Herz? — das Herz, von dem Dein Bewußtsein Dir sagt: es hat nicht immer gedacht, geredet, gehandelt, wie es sein sollte; schlägt es noch dieses sündhafte schuldbeladene Herz? — Was sagen seine Schläge? Horch! — Gott — ist! — Gott — ist! — Gott — ist! — und — der — wird — mit — mir — in's — Gericht — gehn!

Hast Du es jetzt nicht so schlagen gehört? Hörtest Du es ein paar Augenblicke vor Verübung eines Verbrechens? oder einige

Minuten nach der begangenen Todsünde? Oder sogleich nach dem Erwachen aus einem schrecklichen Traume, in dem Du Deine Verdammung geschaut? Hast Du es nur einmal vernommen, und waren nicht gerade diese Momente die Deiner Nüchternheit? Also Du hast es aus dir selbst gehört: Es ist ein Gott!—

Aber Gott ist etwa ein unendliches, unbegreifliches Wesen, er ist vielleicht weit von uns, über dem Sternengezelt, zwar ein Schöpfer der Welt, aber ohne Theilnahme an dem Schicksale, an dem Elende derselben; ein Herr der Erde zwar, aber ohne Liebe zu uns Menschen, also unbesorgt und gleichgültig selbst bei dem Anblicke unserer Noth; — und wir sind demnach Geschöpfe, preisgegeben diesen launenhaften Spielereien des Zufalles, dieser maßlosen Ungerechtigkeit der Welt, dieser Tyranei der Glückskinder. Nun, mein Gott, wenn Du das bist, wenn blos Du allein Dich in Deiner Seligkeit wiegst, und über unser Elend lachest, wenn Du ein solcher Gott bist, — wahrlich, dann will ich selbst, Dein bisheriger Diener und Prediger, Dich nicht mehr; fort mit Dir! Indeß, Deine unfehlbaren Offenbarungen in Geschichte und Natur einerseits, und die Ergebniße meiner betrachtenden Vernunft andererseits lassen mich Dich unzweifelhaft als einen Gott der Vorsehung und Fürsorge, des Mitleides und Erbarmens erkennen; ich finde von Dir, o unendlicher Gott, daß Du für die Welt ein weiser Regierer, ein gütiger Lenker, und für uns Menschen ein liebevoller Vater bist, der um jeden Preis unser zeitliches Glück und unser ewiges Heil will. Warum soll ich mich also, auch wenn der Vernunft die Wahl zwischen einem fernestehenden, unbekümmerten Gott, und einem gütigen, liebevollen Vater als Gott vollkommen frei stünde, an den erstern anschließen, der mir bloß eine morsche Krücke am Rande der Verzweiflung sein kann, und nicht an den Zweiten, der mich als sein Kind an der starken Hand führt, und mir Kraft und Trost verleiht? Die Vernunft sollte in ihrer Entwicklung eine Leuchte für den Menschen auf seinem Lebenswege sein; aber leider wird sie in einer Verwicklung nur zum Irrlicht, das in den Abgrund leitet. Anders bei denen, deren Vernunft noch unschuldig ist, oder anfängt, von Schulden sich wieder zu befreien. Betrachtet den vertrauensvollen Blick eines betenden Kindes; oder das thränenbefeuchtete Auge der

Mutter mit dem hungernden Säugling; oder das ehrwürdig fromme Antlitz eines Greises; oder das in Demuth sich beugende Haupt des neubekehrten Indianers, oder endlich das von Reue und Schmerz zerrissene Gemüth des Sünder; es lehrt diese Stimme, dieses Stammeln, Flehen, Seufzen und Beten aus deren Munde nicht das: Gott, du kennst mich nicht! sondern: Mein Gott, Du bist mein Vater! erbarme Dich meiner! in Dir leben wir, in Dir bewegen wir uns! sei uns armen Sündern gnädig! — Es macht mich Niemand irre; ich stelle mich lieber und unbedenklich auf die Seite dieser, die zu Gott als zu ihrem Vater kindlich beten, und daraus Erleuchtung in der Finsterniß der Erde, Kräftigung in den Schwächen des Lebens, und Trost in den schrecklichen Momenten des Todes schöpfen, als ich zur Partei jener übertrete, die auf ihre verworrene Vernunft und ihren Unglauben pochen, und damit ein Spielball der Leidenschaften, ein Folterwerkzeug zur Selbstpeinigung und ein stinkender Pfuhl voll von Ingrimm Haß, Bosheit und Verzweiflung werden, andern zum Schrecken und Abscheu, sich selbst aber zur Qual und Hölle.

Ist es mir doch, als hörte ich murmeln über meine Rede, die den Glauben an Gott als einen liebevollen Vater verkündet, murmeln darüber, weil die sogenannten Uebel der Welt unvereinbarlich seien mit jener Vater-Güte. Was antworte ich darauf? Wahrlich, ich muß es gestehen, diese Uebel wären unvereinbarlich mit Gottes Vater-Güte, wenn der Mensch ein unvernünftiges Thier wäre; allein da der Mensch ein freies, vernünftiges Wesen ist, so kann er bei seiner Freiheit selbst die Uebel schaffen, so wie ich mit einem Gifte heute heilen, und morgen tödten könnte; und daß der Mensch im Mißbrauche seiner Freiheit durch die Sünde die daraus hervorgehenden Uebel für sich selbst geschaffen und gesetzt hat, ist das nicht bewiesen durch die Uebereinstimmung aller Völker und Zeiten? Ich will in diesem Augenblicke absehen von unsern heiligen Altären des Christenthumes, auf denen wir durch ein göttliches Opfer Sünde, Schuld, Strafe und Elend der Menschen abzuwenden suchen; ich will um einiger Zuhörer willen lieber auf das hindeuten, was die „rothen Männer" diese rohe, wilde Menschenklasse, hier auf diesen Hügeln noch vor 30, ja noch vor 20 Jahren thaten; ihr wißt es, und da sind Männer, die es

mit eigenen Augen sahen: sie opferten dem Kije Manito, dem großen Geiste, hie und da sogar Menschenopfer, in dem Sinne, daß durch das Erbarmen des großen Geistes das selbst verschuldete Elend des Menschen weggenommen werden möchte, denn es sagt ein tiefes, unauslöschliches und deutliches Bewußtsein im Menschen, ein Bewußtsein, getragen von einer allgemeinen Ueberlieferung der Nationen und ihrer Jahrtausende eben so gut und rein, wie von dem Gefühle Einzelner, daß wir alle einst in den Stammeltern aus eigener Schuld gesündigt und die Strafe bereitet haben. Und da dieses so ist, so muß man nur noch das Eine verstehen nnd bedenken, nämlich, daß das Uebel der Strafe zwar für den gänzlich Schuldlosen eine Ungerechtigkeit wäre, aber daß es für den Schuldigen eine Wohlthat und eine Gnade sei. Denn was würdest Du sagen, wenn Du Deine Schuld hier nicht einmal mehr büssen könntest, und schon im Voraus verdammt wärest? Ist es demnach nicht ein glänzender Beweis göttlicher Vater-Güte, ein Zeichen von unendlicher Liebe, daß Gott, dessen Gerechtigkeit nicht gänzlich straflos Dich entlassen kann, in seinem Erbarmen Dir zur Sühnung ein zeitliches Uebel auflegt, welches Du nur als ein leichtes Kreuz auf Dich nehmen, und es Christo Jesu Deinem Heilande nachtragen darfst, um nun durch dieses göttliche Erlösung und ewiges Heil zu erhalten?

Woher aber jetzt solche Lehren? Sind sie etwa blos mein Werk? Das Raisonnement meiner Vernunft? Mit nichten; Freunde! ich habe zu viel Respekt vor euch, als daß ich euch hier in Gefahr setzen könnte, getäuscht zu werden, und dieß wäre der Fall wenn ich aus mir selbst redete, denn ich bin auch ein Mensch, und kann irren. Diese Lehre hat eine ganz andere, höhere Autorität, nämlich die einer Kirche, und wieder nicht etwa bloß einer Kirche, die wie von gestern ist, und aus einer Hand voll Anhängern besteht, sondern einer Kirche, die von Christus Jesus selbst gestiftet wurde, vom hl. Geiste selbst mit allen göttlichen Gaben ausgestattet ist, von den Aposteln des Herrn zuerst ausgebreitet worden, schon über achtzehn hundert Jahre immer frisch und lebensvoll besteht, Millionen auf dem ganzen Erdkreise zu ihren Bekennern zählt und ihren irdischen Mittelpunkt in der ewigen Stadt Rom hat. Diese Kirche, die sich nennt „Eine heilige

katholische und apostolische Kirche," ist es, die mit ihrer vollen, erhabenen und göttlichen Autorität für die Wahrheit meiner Lehren einsteht, und auf sie, wie auf eine unfehlbare Lehrmeisterin hinblickend rufe ich das berühmte Wort aus, welches schon vor 1400 Jahren Augustinus, einer der größten und gelehrtesten Christen der Welt ausgesprochen: „Ich würde den Evangelien nicht glauben, wenn mich nicht die Autorität der Kirche dazu bewegte." Selbst den Evangelien nicht glauben, — ich wiederhole dieses merkwürdige Wort, — wenn nicht die Autorität der Kirche dafür bürgte; natürlich, denn ich, du, er allein, selbst der Gelehrteste weiß ja gar nicht aus sich, ob die Evangelien ächt, ob sie nicht verfälscht, ob wir sie recht auslegen und verstehen.

Wie, wenn jetzt plötzlich ein donnerartiges Getöse in unsere Ohren dringen würde; was würden wir davon halten? Die Tauben und Harthörigen würden sagen: Es war nichts, denn wir haben nichts gehört; Andere: Es war ein Rollen von Fässern auf dem Boden eines der Häuser dort; die dritte Parthei: Es war ein Erdbeben, der Boden zitterte; die vierte Parthei: Es war ein Donner in den Lüften; haben nun alle zugleich recht geurtheilt? Aber es ist sehr leicht möglich, daß die letzte Parthei unter sich wieder sich spaltet über die Frage, was der Donner bei heiterem Himmel bedeute. Ein Theil nämlich behauptet: das Donnergetöse sei von einem böswilligen, neckenden Menschen hervorgebracht; der zweite Theil: der Donner kam von einem Dämon, der uns auseinander jagen will: dritter Theil: dieser Donner war hervorgebracht von der Weltseele, die sich uns als Gott ankündet; vierter Theil: der Donner war die Stimme Gottes, lautend: esset und und trinket und freut euch des Lebens! fünfter Theil: der Donner wollte sagen: verzweifelt ihr Menschen, ihr seid verdammt! — Sind nun alle diese Meinungen zugleich wahr und richtig? oder muß, ja muß es nur eine einzige sein? Und doch ward die Stimme des sich offenbarenden Gottes öfters nicht bloß mit dem Donner verglichen, sondern auch als Donner dargestellt. Wie kann denn aber unter solchen Umständen jene vielgenannte freie Bibelforschung, nach der ein Jeder nicht blos befugt, sondern sogar angewiesen ist, sich selbst das dunkle Wort Gottes auszulegen, zu einem Ziele der Einheit führen? Ist denn das nicht recht

albern? Das Wort der göttlichen Offenbarung ist mit einer Hieroglyphen-Schrift zu vergleichen, und es ist überhaupt merkwürdig, daß die alten Völker gerade die erhabensten, geheimnißvollsten, himmlischen Wahrheiten in solche räthselhafte Hieroglyphen verbargen, und darin aufbewahrt haben. Nun sucht die berühmtesten Sprachenkenner der Welt zusammen, und gebt ihnen die Aufgabe, diese Schrift, z. B. nur die auf einen Obelisk in Aegypten zu erklären! Von hundert Gelehrten werden vielleicht fünfzig gestehen, daß sie die Schrift nicht zu deuten vermögen, und die übrigen fünfzig werden fünfzig verschiedene Meinungen aufstellen, von denen am Ende keine die richtige ist. Ihr Männer, die ihr zwar Christum kennet, und an das Evangelium glaubet, aber unsere katholische Kirche nicht anerkennet, ihr Andersgläubige also, die ihr selbst schon so oft mir geklagt habet, daß unter euch immer und immer wieder neue Sekten fast bis zur Zahllosigkeit aufstehen, — in dem, was ich eben vorher gesagt, habet ihr den Grund und die Veranlassung dazu: Eine unerklärliche Donnerstimme, eine räthselhafte Hieroglyphenschrift, und diese soll und will sich nun jeder selbst nach eigenem Gutdünken erklären! Eine Bibel in hebräischer, chaldäischer, griechischer Ursprache, in syrischer, arabischer, persischer, griechischer, lateinischer, gothischer alter Uebersetzung, in der Redeweise und den Bildern des Orients vor 1800 bis 3300 Jahren, bei einem so vieldeutigem Sinne, bei einer so großen Ungewißheit, ob nicht Alles oder Vieles unächt, unterschoben, verfälscht und entstellt ist, — eine solche Bibel will ein jeder Farmer, Handwerker, Geschäftsmann, Schreiber und Buchhalter richtig auslegen können, und darnach sein Leben einrichten, und darauf seine Seligkeit für Zeit und Ewigkeit bauen? — Nein, das ist für einen gesunden Menschen-Verstand zu viel verlangt. Wißt, was ich thun würde, wenn ich einer aus euch wäre? Ich würde die Bibel auch nach meinem Verstand und Geschmack auslegen, und auch eine neue Sekte stiften; oder noch eher, — ich wenigstens würde gar nicht an die Bibel glauben.

Ihr, die ihr euch gerne die Evangelischen nennt, sagt mir vielleicht: Ach, das was vorher gesagt wurde, bezieht sich nur auf Nebensachen, in der Hauptsache sind wir doch eins. Was antworte ich darauf? Ihr nehmet, wie ihr vergebet, eure Beweise

von der Bibel her; wo aber in der Bibel ist denn ein Unterschied zwischen Haupt- und Nebensachen ausgesprochen? Nein, ich muß weniger sagen: nur merklich angedeutet? Ich mindestens halte alles das, was Gott geoffenbaret, für eine Hauptsache. Ja, in der Hauptsache wollt ihr die Bibel gleich verstehen, und einig sein? In den Sakramenten nehmen die einen von euch fünf, andere drei, wieder andere zwei, noch andere eines, und endlich noch andere keines an; sind die Sakramente keine Hauptsache? In der allerheiligsten Dreieinigkeit Gottes nahmen die einen nur ein Wesen und Eine Person, wieder andere drei Wesen und drei Personen, u. s. w. an, ist das auch keine Hauptsache? In der Person Christi erblicken einige nur Eine Natur, Andere nur einen Willen, die Dritten nur einen Scheinleib, die Vierten bloß einen von Gott geweihten Menschen, u. s. w. ist das auch keine Hauptsache? Waren Arius, Basilides, Eutyches, Sabellius, Manes u. s. f. in der Hauptsache einig? Waren Waldenser, Albingenser, Katherer einig? Waren Wiklef, Huß, Luther, Zwingli, Calvin, Beza, Heinrich von England, und die neuern Strauß, Feuerbach, Bauer, u. s. w. einig?

Ist denn hier eine Einigkeit unter euch, unter euch Alt- und Neu-Lutheranern, Reformirten, Anglikanern, Episkopalen, Presbyterianern, Congregationalisten, Irvingianern, Methodisten, Mormonen u. s. w.? Seht nur selbst in die unpartheiische Geschichte, ich will euch nichts gegen euere Ueberzeugung aufdringen; bloß einen Fingerzeig wollte ich euch geben.

Katholischer Prediger, werden Mehrere aus euch sagen wollen, du magst recht haben, aber in diesem Falle ist ja die Bibel, das Buch der Offenbarungen Gottes umsonst da, oder bloß, um Uneinigkeit zu stiften? Wahrlich, ich sage euch, die Bibel wäre wirklich unnütz und sogar eher schädlich, wenn nicht derselbe gütige Gott, der ihren Inhalt uns gegeben, auch zugleich eine immer unter uns bleibende Autorität aufgestellt hätte, welche mit göttlichem Ansehen, und mit vollkommener Unfehlbarkeit die gegebenen Offenbarungen in der Bibel erklärte. Was würdet ihr denn von einem Gesetzgeber halten, der ein von ihm verfaßtes, aber unklares Gesetzbuch einem Volke hingäbe, mit den Worten: Da nehmt und leget es euch aus wie ihr wollt, ich kümmere mich nicht

mehr darum! Wird nicht ein auf das Wohl des Volkes bedachter Gesetzgeber sagen: da habt ihr das Gesetzbuch; in streitigen zweifelhaften Fällen wird ein von mir eingesetztes Collegium von Gesetzeskundigen, welches immer fortdauern soll, entscheiden. Und Gott wäre nicht so weise, nicht so gütig? Das Collegium, das Gott, das Christus zur Bewahrung, zur Erklärung der Offenbarungen in der Bibel eingesetzt hat, ist das Collegium der Apostel und ihrer Nachfolger, der sämmtlichen Bischöfe; und ihr leset das ja in der Bibel! das ist also die Autorität der Kirche, und darin allein besteht unsere Sicherheit in dem Glauben.

Einige sind sonst sogleich zur Hand, um auf die katholische Kirche, auf den Lehrkörper in ihr, auf das von Christus selbst eingesetzte und immer fortdauernde Collegium der Bischöfe als Nachfolger der Apostel mit dem obersten Bischofe, dem Papste zu Rom als Nachfolger des Apostels Petrus zu schmähen; aber wissen sie denn, was sie thun, und warum sie schmähen. Wenn aber ein sonst verständiger Mensch etwas thut, wovon er selbst nicht weiß, warum, und wie, so sollte er nach allgemeiner Menschensitte so schamroth werden, als hätte man ihm Blut in's Gesicht geschüttet. Oder warum denn die Autorität der Kirche, der Bischöfe schmähen? Hat dieses von Gott angeordnete Collegium seine Pflicht nicht gethan, oder seinen Zweck nicht erreicht? Sind nicht Hunderte, ja Tausende von allgemeinen und besonderen Concilien gehalten worden, um Zweifel und Streitfragen durch das Wort Gottes zu entscheiden? Ist nicht dadurch die vollendetste Einheit und Uebereinstimmung aller katholischen Gläubigen der ganzen Welt, vom Nordpol bis zum Südpol, und rings um die Erde durch Asien, Afrika, Europa, Amerika und Australien erhalten? Und wenn keine Einigkeit zwischen uns Katholiken und euch Nicht-Katholiken ist, wessen Schuld ist es denn? Warum unterwerfet ihr denn nicht euer Privat-Urtheil dem Ausspruche dieses göttlichen, apostolischen, katholischen Collegiums der Bischöfe zur Erklärung der hl. Schrift? Warum will denn jeder Schuhmacher, Kleidermacher, Fuhrmann, Viehhändler, ja sogar jedes Waschweib und jede Stalldirne gescheider sein? Ehre für jeden Menschen, er sei, wer er will, aber keiner soll aus sich mehr machen wollen, als

er ist. Unser Vater Washington, dieser edelste Mann, hat uns dieses schöne Land erobert, und die goldene Freiheit erkämpft; hat denn darnach dieser gute Mann, dieser große Wohlthäter gesagt: Jetzt nehme sich ein jeder die Freiheit, und lege sich dieselbe aus, wie es ihm gut dünkt? Hat er denn nicht durch den Congreß die Freiheit erklären und bestimmen lassen in einer glorreichen Constitution, und dann ein Richter-Collegium einsetzen lassen, welches alle entstehenden Streitfragen und Zweifel über die Constitution entscheiden soll? Und dem hat sich Vater Washington selbst unterworfen, und wir alle unterwerfen uns; aber Gott dem Herrn Himmels und der Erde, dem göttlichen Heilande, unserem Befreier von Sünde, Tod und Hölle, der von ihm angeordneten Autorität in der katholischen Kirche, unterwerfet ihr euch nicht! Könnt ihr diesen Vorwurf, dem ihr keinen Grund mehr entgegen zu setzen vermöget, sondern höchstens blos: ich will einmal nicht! was aber den Menschen schändet, — könnt ihr diesen Vorwurf ertragen, und mit nach Hause nehmen, und ruhig darüber schlafen?

Zeigt mir auf Erden eine höhere Autorität, ein göttlicheres Ansehen, als das der katholischen Kirche, und ich gebe euch mein Ehrenwort, ich trete dann zu derselben über; und halte ich mein Wort nicht, so hängt mich an jenen Baum dort, und laßt mich todt zappeln. Ich lade alle eure nicht katholischen Lehrer, Professoren, alle eure Weisen und Gelehrten ein, sie sollen nur freundlich kommen und mich eines bessern belehren, wenn sie können; ich sage nicht, wie viele aus euch: ich will nicht! sondern ich werde zeigen, warum ich nicht kann, nämlich daß ich bei der Wahrheit sei, und ihr im Irrthume. Kommet nur, ich bin schon da! Wir werden sogleich mit der Einigkeit, diesem sichersten Kennzeichen beginnen; wollt ihr mir dann etwa die grauenhafte Zerstückelung des Heidenthums, oder die beweinenswerthe Zertrümmerung des Judenthums, oder die gänzliche Auflösung des Muhamedanismus, oder die tausendköpfige Spaltung eurer nicht-katholischen Sekten vor's Gesicht halten? Oder welche Einigkeit sonst? Kurz, ich bin schon da! Zeigt mir nur einen Fels, der fester ist, als der, auf dem die katholische Kirche steht! Letzthin sprach ein gebildeter tüchtiger Mann, der euch angehört, zu mir: „Herr, es wird eine Zeit kommen, und man wird über alles Be-

stehende Meister werden, man wird alle jetzigen politischen und socialen Ordnungen umstoßen, aber — aber die katholische Kirche werden wir wohl nicht bezwingen können, sie wird uns überdauern." —

Prediger, wollt ihr vielleicht sagen, du sprichst in großem Eifer! — Freund, wenn ich dich auf der Strasse gehen sehe, und höre dich laut mit dir reden: Zwei mal zwei sind drei! dann denke ich mir, geh zu, es wird dir nicht schaden. Wenn ich dich aber auf dem Marktplatze da drunten Getreide in Säcken verkaufen sehen würde, und hörte dich deine Säcke zählend zum Käufer sagen: zweimal zwei Säcke sind drei Säcke! und ich hörte das öfter und deutlich, und bemerkte, daß du dich und deine Familie täuschest und betrügst, dann würdest du mich erbarmen, du armer fleißiger Mann, und ich würde hingehen, und dir sagen: Irre dich nicht, denn zwei mal zwei Säcke sind vier Säcke. So ist es mit deinem Glauben: du erbarmst mich, weil ich sehe, du irrest dich, und ich muß es aus Menschenliebe dir sagen.

O weh, sagst du zuletzt, da geht es am Ende darauf hinaus, daß wir katholisch werden müssen; und doch sind unsere Eltern und Großeltern nicht katholisch gestorben; wo werden diese sein? Freund, deinen verstorbenen Eltern und Großeltern die ewige Ruhe im Jenseits, denn wir hoffen, daß sie schuldlos gestorben seien, weil sie es nicht anders wußten, den Schuldlosen verurtheilt aber Gott niemals; also eine ewige Ruhe ihnen! aber du hörst es jetzt anders, kennst es jetzt besser. — Vor einigen Wochen war ein Mann bei mir, der in der Unkenntniß und Unachtsamkeit 50 preußische Thalerstücke für ebenso viele amerikanische Dollarsstücke eingenommen, also um mehr als 17 amerikanische Dollars sich betrogen hatte. Wird dieser Mann nun dabei bleiben, und etwa gar in der Zukunft auch noch preußische Thaler statt amerikanischer Dollars annehmen? Nein, er war so klug, und trug auf mein Zureden hin das empfangene preußische Geld sogleich zum Ausgeber zurück, und ließ sich dafür amerikanische Dollars geben, er schämte sich nicht dazu. Ein anderer Mann reist zu Fuß nach unserer Hauptstadt Madison, verirrt sich aber in der Nacht, und weiß nicht mehr, wo er ist, da erblickt er im Urwalde das Licht hinter dem Fenster einer Hütte: soll er so stolz sein,

um sich den Weg weisen zu lassen, und in die Gefahr des Unterganges sich stürzen." — Die Anwendung dieser Beispiele ist euch wohl klar!

Die kostbarsten Sachen werden oft am meisten mißkannt, und am öftesten mißbraucht; aber der Frevel ist dadurch nur um so größer und schmachvoller. Wenn man einem Gimpel das Wort Freiheit pfeifen lehren würde, so verstünde er darunter nichts, und weil nichts, auch Alles, und weil Alles, auch nichts. So schreien Einige aus vollem Halse: Freiheit! und verstehen darunter so viel, daß es keine Freiheit mehr ist. Namentlich will damit auch immer die Freiheit von Kirche, von Glauben, von Religion, von Gott selbst angedeutet werden. Mein Gott! alle amerikanischen Bürger, ja auch alle Kinder der großen amerikanischen Union wissen doch, daß Washingthon uns diese Freiheit erkämpft, und daß sie an dem ewig denkwürdigen 4. Juli vor der ganzen Welt ist promulgirt worden; aber war denn das auch eine Freiheits-Erklärung und Erkämpfung der Kirche, dem Glauben, Gott gegenüber? Hat denn Washington auch gegen Gott selbst Krieg geführt, wie gegen die Engländer? Warum finde ich denn dann in so vielen Häusern das Bild dieses edlen Washington, wie er auf dem Felde vor heißer Schlacht auf dem rauhen Boden kniet, die Hände ringt, die Augen zum Himmel wendet, und aus tiefstem Herzen zu Gott fleht um Sieg und Heil? Dort über den See'n liegt Canada, es gehört noch zur Krone Englands, wie ehemals auch diese Länder unserer Union; ist denn dort drüben ein Zwang, eine äussere Nöthigung zum Glauben? Jeder weiß, daß man dort so frei ist in dieser Beziehung, wie hier.

Nun aber, was ist denn diese hochgepriesene Freiheit derer, die auch von Religion und Glaube, Kirche und Gott nichts mehr wissen wollen; worin besteht denn diese Freiheit der Freigeister? So viel ich täglich sehe, sind sie deßungeachtet nicht frei von bösen Leuten, von Anfeindungen und Gehässigkeit; nicht frei von Verlursten, von Schäden und Unglücken; nicht frei von Hauskreuz, Familien-Unfällen, von Noth und Elend, von Krankheiten, Schmerzen und dem Tod. Sie machten sich frei von einem Kirchenbesuch, und verpflichteten sich zu maßlosen Ausschweifungen in Wirthshäusern; sie machten sich frei von aller Achtung gegen

Gottesdienste, und lassen sich den Zwang auflegen, für herumziehende Hanswursten schwere Geldopfer zu bringen; sie machten sich frei von aller Achtung gegen die katholische Kirche und deren Diener, und müssen sclavisch nachbeten, was ihnen die Freimaurerloge diktirt; sie machten sich frei von einem Glauben und einer Religion von Gott, und lassen sich Daumschrauben, Halsringe, Fußschellen und Fesseln anlegen von den Obern ihrer Bündnisse; kurz, sie sagen: wir sind frei! und sie sind ihrer eigenen wie den Leidenschaften und Tyranneien Andrer verfallen. Ach miserable Verblendung! du schreist: ich bin frei von Gott! Siehst du, verspürst du denn nicht, daß der schreckliche Gerichtsdiener Gottes, der Tod, schon anfängt, dir den Hals zuzuschnüren, und dich vor das ewige Tribunal zu schleppen, wo über Seligkeit und Verdammniß, über Himmel und Hölle entschieden wird? Einem solchen Zustand den Namen Freiheit geben, ist allein schon ein Wahnsinn und ein Verbrechen.

Oder meint ihr: wir seien Sclaven? Nein, nichts weniger als das; ein Sclave getraut sich nicht, hieher zu treten, und so zu reden. Wollt ihr das Bekenntniß meiner Ueberzeugung von wahrer Freiheit haben? Da habt es: Bei klarem Selbstbewußtsein, bei unumschränkter Selbstbestimmung und bei unabhängiger Selbstentschließung habe ich mich, gerufen, geleitet und gekräftigt von Gottes Gnade auf den Standpunkt gestellt, daß ich völlig frei meinem Gott und Vater, meinem Heilande Jesus Christus, und der einen, heiligen, katholischen und apostolischen Kirche meiner Mutter und Lehrmeisterin treu im Glauben anhänge, und treu in der Liebe diene, und daß ich eben um Gottes und Christi willen eben so frei jeden meiner Mitmenschen, wie mich selbst in der liebreichsten Gesinnung umfasse, und ihm Gutes zu thun trachte, wann und wo ich kann, und sei er, wer er wolle, ob mein Freund oder Feind; — das ist meine Freiheit, mit der ich unter alle Menschen trete, und Niemanden fürchte, mit der ich mich allen gerechten Gesetzen unterwerfe, und mit der ich unter einem blutdürstigen Kaiser Nero eben so treu dienen würde, als unter dem milden Kreuze eines Papst Pius IX; im Angesichte eurer barbarischen Lynchgerichte eben so ergeben, wie unter der freundlichen Aegyde unserer schönen Constitution.

Wundert euch nicht mehr, warum ich einzelner, schwacher Mensch mir getraue, hier zu stehen auf dieser Tribüne, in meiner priesterlichen Kleidung, vor euch Tausenden, unter diesem schönen, blauen Himmel, und im Angesichte dieser wunderbar aufblühenden Stadt; hier zu stehen ohne Furcht, ohne Zagen, mit keiner Waffe versehen; — doch ja, dieses Bild des Gekreuzigten da ist meine Waffe, aber es schlägt keine Wunden, sondern es heilt dieselben; wundert euch nicht mehr, mich heute hier im Freien zu finden, zu sehen und zu hören, dieß kommt, weil ich frei bin, aber nicht, wie die es träumen, und es nicht sind, sondern ich bin wahrhaft frei, aber in Gott, in Christo, in der Kirche, im Glauben und in der Liebe. Genügt euch mein Wort allein nicht, dann werden alle diese meine Mitbrüder, und unser geliebter Oberhirt an der Spitze auf diese Stätte treten, und dasselbe erklären, und genügt euch auch das noch nicht, so werden auch noch einige Tausend katholische Männer aus dem Laienstande euch dasselbe sagen.

Es ist unerhört, wird man rufen, daß heute die Katholiken die kirchliche Feierlichkeit der Grundsteinlegung zu einer neuen katholischen Kirche im Freien begehen, die Stadt staunt darüber. Es war auch unerhört bis dahin, daß heute vor 1823 Jahren die vorher so furchtsamen Apostel vom Geiste Gottes erfüllt ins Freie heraustraten und predigten; die Stadt Jerusalem staunte auch darüber; — aber es war die Zeit dazu da; wenn die Saat zur Ernte für reif gehalten wird, schlägt man die Sichel an. Würde man hier einen Götzentempel bauen, wir hätten den Muth nicht, öffentlich aufzutreten, aber wir wissen, es wird ein Haus Gottes werden, eine katholische Kirche, ein Sitz der Wahrheit, eine Stätte der Gottesfurcht, der Tugend, der Liebe, und Frömmigkeit. Nein wir bauen kein bloßes Meetinghaus, keine Synagoge, keinen Methodisten-Saal, keine Turnerhalle, keine Freimaurerloge, kein Schauspielhaus. Hier wird man nicht Zotten und Possen, Gepolter und Lärmen, Heulen und Winseln hören, sondern vom Altare wird aufsteigen das ewige, göttliche Opfer des Lammes Gottes, von der Kanzel herniederfließen das himmlische Wort der Wahrheit, aus dem Beichtstuhle ausgehen eine wahre Loslassung reumüthig bekannter Sünden, und von allen Betstühlen sich er-

heben das gläubige Gebet, wie ein Weihrauch. Dort steht das Kreuz, das heilige Zeichen unserer Erlösung, seht es nur an ihr Gläubigen und auch ihr Ungläubigen, es sagt euch, was hier werden und geschehen wird.

Nun, so erhebe dich denn, Haus des allein wahren Gottes, Tempel Jesu Christi, Gebäude, geweiht besonders zur Ehre des hl. Joseph; erhebe dich allmählig über die Häuser der Gläubigen dieser Gemeinde, und nimm sie gleichsam in Schutz! Thurm erhebe dich zu den Wolken, und zeige jedem, der dich sieht, himmelwärts! Erhebe dich Kirche, und überschaue diese schöne Stadt! o möchtest du bald sehen, daß all seine Bewohner nur Eines Glaubens und einer Liebe wären, unter Einem Hirten und als Eine Heerde!

Gott gebe es! Amen.

Predigt

für das Fest des hl. Alphons Liguorio in der St. Philomena-Kirche zu Pittsburg im Staate Pennsylvanien.

Am 3. August 1856.

Der Glaube an Christus im allerheiligsten Altars-Sakramente.

Vorspruch: Selig sind die Augen, die da sehen, was ihr sehet: Luc. X. 23.

Unter den Sinnen des Menschen ist der Gesichtssinn, die Fähigkeit zu sehen, der kostbarste. Er ist aber ein doppelter, nämlich ein körperlicher, äusserer, und ein geistiger, innerer. Das Organ für jenes körperliche Sehen und Schauen ist das Auge, das Organ für dieses geistige Sehen und Schauen aber der Verstand. Diese beiden wirken häufig zusammen: mit dem Auge sehe ich das Bild eines Gegenstandes, z. B. eines Baumes, und mit dem Verstande verstehe ich dieses Bild und den Gegenstand, z. B. daß es ein Baum sei. Manchmal sieht man ein Bild, und versteht es anfangs noch nicht, erst nach und nach kömmt das Verständniß. Der Gesichtssinn läßt sich, wenn er fehlt, schwer oder gar nicht ersetzen; der Verstand läßt sich niemals ersetzen. Wer gänzlich ohne Verstand ist, wird nie etwas verstehen; wer aber Verstand hat, jedoch kein Auge, etwa weil er von Geburt aus blind, wird zwar Einiges noch verstehen, z. B. was ihm durch das Gehör, den Geschmack, den Geruch und das Gefühl zukömmt; Anderes indeß, z. B. den Unterschied der Farben wird

er nie verstehen lernen. Ihr erkennet nun das Erste, m. Gel., daß das Höchste von diesem doppelten Gesichtssinne der geistige, daß das werthvollste der Verstand sei.

Jedoch dieses Alles gilt nur von dem natürlichen Gesichtssinne; über ihm steht ein übernatürlicher, und das Organ, das Mittel, die Fähigkeit, überirdische Dinge zu sehen, ist der Glaube, Gottes Gnade und Liebe hat dem Menschen nicht bloß ein körperliches Auge, um natürliche Bilder zu schauen, und nicht bloß einen geistigen Verstand, um natürliche Gegenstände zu verstehen, gegeben, sondern Er schenkte ihm auch noch ein geistiges Auge und einen himmlischen Verstand, um selbst übernatürliche, göttliche Bilder zu schauen und ewige, göttliche Wahrheiten zu verstehen. Ohne diese Kraft, ohne diesen Glauben bleibt der Mensch verstandeslos für die überirdische Welt und ihre Wahrheiten, er ist ein Thor vor den Augen Gottes, und spricht in seinem Herzen: „Es ist kein Gott!" denn er sieht, er versteht nicht, was Gott ist, weil er keinen Glauben hat. Ein glaubensloser Mensch ist für das Uebernatürliche gerade das nämliche, was ein verstandesloser für das Natürliche, und was ein Blinder für sinnliche Bilder ist. Der Blinde geht an den lieblichsten Naturbildern vorüber, und sieht sie nicht; der Verstandeslose gafft mit weitgeöffneten Augen die natürlichen Dinge an, und versteht sie nicht; der Glaubenslose aber schaut täglich die Wunder Gottes, hat stündlich die ewigen Wahrheiten in seinem Munde, Sinne und Verstande, sieht vielleicht Gott selbst in einer Gestalt vor sich, und versteht und erkennt Gott doch nicht. Ihr sehet, m. Th., nun auch das Zweite: das Höchste von Allem ist der übernatürliche Gesichtssinn, der Glaube.

Es können nun in Bezug auf diese drei Kräfte, oder Organe, nämlich das Auge, den Verstand und den Glauben, Fälle eintreten, in denen alle drei, oder nur die letzten zwei, oder auch bloß das letzte, der Glaube allein thätig sind, um zum Ziele der Erkenntniß Gottes und seiner ewigen Wahrheiten über unsere Bestimmung zu führen, und ich will dieses durch Beispiele zeigen und erläutern. Als die frommen Hirten aus der Nähe von Bethlehem zur Zeit der Geburt Christi in jenem armen Stall, wo der König Himmels und der Erde in demüthiger Menschen-

gestalt das Licht der Welt erblicken wollte, eintraten, und nach der hölzernen Krippe, in der sonst nur das Futter für das Vieh lag, blickten, zeigten ihnen ihre Augen das Bild eines nothleidenden Kindes, eingewickelt in einfache Windeln, und umgeben von zwei eben so armen Personen, dieß war aber erst nur ein Bild. Aber die Hirten öffneten auch das Auge ihres Geistes, und verstanden, was dieß Bild bedeute: eine Mutter, es wäre möglich, daß sie dieselbe auch erkannt, Maria von Nazareth hatte hier geboren, unter diesen bejammernswerthen Umständen der Verstoßung, der Verlassenheit, der Noth; nur ihr Gemahl, der treue Joseph ein Zimmermann ist bei ihr; vor ihnen liegt das Kindlein — aber Alles ist nur erst ein natürliches Verstehen. Doch jetzt senkt sich auch der Glaube in den Geist der Hirten nieder, und ein himmlisches Licht bricht aus der Tiefe ihrer Seelen wie aus einer Quelle hervor; schon der Engel auf dem Felde und der Gesang der himmlischen Geister hatte auf sie eingewirkt, jetzt erst erfaßt sie die Gewißheit der Erkenntniß: der neugeborne Heiland, der so lang ersehnte Friedensfürst, Jesus Christus, empfangen vom hl. Geiste, geboren aus Maria der Jungfrau, liegt vor ihnen, — und sie fallen nieder, und beten ihn an.

Ein anderes Beispiel ist der Blinde am Wege bei Jericho, dieser konnte kein sinnliches Bild in sich empfangen, er war ja blind, er konnte Jesum von Nazareth nicht mit leiblichen Augen sehen. Aber er hatte vorher gehört, daß Jesus ein großer Wohlthäter der Armen, ein Helfer für die Nothleidenden, ein Arzt für die Kranken sei, daß er schon so viele geheilt; da verstand er wohl mit seinem natürlichen Verstande, daß auch er vielleicht Hilfe finden könnte, und ein armer Blinder kann sich doch nach nichts so sehr sehnen, als daß er wieder sehen möge! Wie freute er sich also, da er hörte, Jesus werde bei ihm vorüberziehen! Aber vielleicht gerade in den Augenblicken, da sich der göttliche Heiland ihm nahte, ergriff ihn auch der göttliche Glaube, und es ging eine Helle in seinem Geiste auf, so daß er erkannte, Jesus sei nicht ein gewöhnlicher Arzt, sondern ein himmlischer, der Sohn Gottes selbst, das Heil Israels, und dieses mit dem Glauben erkennend, rief er jetzt ohne Unterlaß aus: „Jesu, Sohn Davids, erbarme dich meiner, daß ich sehend werde!" Sein Glaube hat ihm geholfen.

Ein drittes Beispiel aber liefern diejenigen, von denen der Heiland selbst vorausſagt, daß ſie nicht geſehen, und dennoch geglaubt haben, oder von denen er verkündet: Selig ſind die Armen im Geiſte, denn ihrer iſt das Himmelreich. Es ſind hier ſolche gemeint, die nicht erſt mit leiblichen Augen die Perſon Jeſu Chriſti geſchaut, die nicht erſt mit grübelndem Verſtande alle natürlichen Umſtände kritiſirt, erwogen und durchforſcht, ſondern die unmittelbar vom Strahle göttlicher Erbarmung getroffen, von der Gnade des hl. Geiſtes erfaßt, und vom Lichte des Glaubens umfloßen, ausrufen: Herr ich glaube, was willſt du, daß ich thue? Solche waren wohl viele unter jenen Tauſenden, die an dem erſten Pfingſtfeſte nach der Himmelfahrt des Heilandes faſt plötzlich glaubten und ſich taufen ließen, aber den Herrn ſelbſt nie geſehen und über ſeine Lehre und Wunder nie beſonders nachgedacht hatten. Der Glaube allein ohne alle Vorbereitung führte ſie zum Heile.

Und da es nun, m. Gel, ſo iſt, wie ich gezeigt, und ihr geſehen, daß drei Stufen zur Erkenntniß führen, Jeſus Chriſtus ſei der Sohn des lebendigen Gottes, was unſer Ziel und unſer Heil iſt; da es ferner ſo ſich verhält, daß nur die dritte Stufe des Glaubens die nothwendige iſt, die zweite des natürlichen Verſtehens aber bloß eine nützliche und endlich die erſte des ſinnlichen Schauen nichts mehr als nur etwas Angenehmes, ſomit alſo die beiden erſten Stufen für ſich allein nichts ſind, weil ſie ohne die dritte des Glaubens nicht zum Ziele führen können, dieſelben auch füglich überſprungen werden können, weil man unter Gottes Leitung auch ohne ſie zum Glauben, und durch den Glauben zur Seligkeit gelangen kann, — wozu dann noch Zweifel und Aengſtlichkeit? Wie leicht iſt es zu entbehren, daß wir mit dieſen leiblichen Augen den auf Erden wandelnden Heiland geſehen, und wie wenig nothwendig iſt es, daß wir mit dieſem bischen ſchwachen menſchlichen Verſtande all das verſtehen, was bloß irdiſch iſt, wenn wir nur glauben? denn ohne den Glauben iſt es nicht möglich, Gott zu gefallen. Wie blödſinnig ſind doch jene, die um den Glauben ſich nicht kümmern, aber Wunder ſehen, und alle Wiſſenſchaften erwerben möchten! Gebt das Entbehrliche weg, und behaltet das Nothwendige! Das Erſtere ohne

das Letztere schadet eher, als es nützt. Weh denen, die Jesum mit eigenen Augen gesehen, und doch nicht an ihn geglaubt haben! und dreimal wehe denen, die, wie die Juden, ihn mit dem natürlichen Verstande hatten näher erkennen müssen, weil sie seine Wunder, seine Heiligkeit, die Reinheit seiner Lehre sahen, aber doch nicht an ihn glaubten, ihnen wird es schlimmer vor dem Gerichte Gottes ergehen, als den Heiden, die den Herrn nie gesehen, und seine Lehre nie erforscht haben. Aber zehnmal weh unsern hiesigen Ungläubigen, die in der Regel an den Heiland Jesum Christum schon geglaubt haben, und nun nicht mehr glauben, sie kommen hinter den Heiden, die nie gesehen und nie geglaubt, und hinter den Juden, die gesehen, aber auch nie geglaubt.

Erst jetzt nach dieser Einleitung kann ich zu dem Falle gelangen, in welchem nicht gesehen, nicht verstanden und doch geglaubt wird, und euch zeigen, wie sehr diese, die in einer solchen Lage sich befinden, selig zu preisen sind. Ein Apostel Thomas will an den auferstandenen Heiland nicht glauben, aber als er dessen Nägelmale an Händen und Füßen sieht, und seine Hand in die Seitenwunde desselben legt, glaubt er, und ruft aus: Mein Herr und mein Gott! Ein Hauptmann Longinus sieht nur mehr den Leichnam Jesu am Kreuze, aber er hört das Donnern der Erde, er bemerkt die Finsterniß, das Beben und Zerspalten des Felsens, und glaubt, ausrufend: Wahrlich, dieser ist mehr als ein Mensch, er ist Gottes Sohn! Ein Justin, der Martyrer sieht zwar Jesum nicht mehr in menschlicher Gestalt, aber er forscht in allen Büchern, er untersucht alle Weisheit und Wissenschaft der Menschen, zuletzt sucht er auch das Evangelium Jesu Christi zu verstehen, wird gläubig und gibt sein Blut zum Zeugnisse hin. Indeß sind alle diese und viele andere mehr oder minder wie auf Stufen zum Glauben empor gestiegen. Was soll ich aber zuletzt dazu sagen, wenn ich einen frommen, heiligen Mann des vorigen Jahrhunderts, stundenlang, ganze Nächte lang in der Einsamkeit einer Kirche, nur beim Scheine eines matten Lampenlichtes auf dem harten steinernen Pflaster vor einem Altare, in dessen Tabernakel das allerheiligste Altarssakrament eingesetzt und verborgen ist, auf seinen Knien daliegen sehe, in ärmlicher Kleidung, mit abgehärmtem Gesichte, der ganze Körper geschwächt durch immer-

währendes Beten, Fasten, Wachen, Kasteien und Arbeiten, und wenn ich an diesem wunderbaren Manne bemerke, wie seine ganze Seele leuchtet und brennt, wie gleichsam Feuerfunken der Andacht von ihm aussprühen, wie er gläubig seine schmachtende Seele aushaucht, blos still immer lispelnd: Mein Jesu! mein Gott und Heiland! — während er nichts sieht, ja sogar seine Augen geschlossen hält, und alles menschliche Sinnen und Denken abgelegt hat; — was soll ich zu diesem heller als die Sonne beim wolkenlosen Mittagshimmel strahlenden Beispiele des Glaubens an Jesu gegenwärtig im allerheiligsten Altarssakramente sagen? Und das ist der heilige Alphons Liguori, dessen Fest wir hier feiern!

Mit Recht preisen wir diejenigen, die mit dem göttlichen Glauben auch das menschliche Verstehen und das leibliche Schauen verbinden konnten, denn, wie gesagt, zu dem Nothwendigen des Glaubens kömmt das Verstehen als ein Nützliches und Angenehmes; allein das Verdienst beruht nur auf dem Glauben und es kann um so mehr erhöht werden, je mehr es nur allein aus dem Glauben kommt. Wie schön ist die Freude und das Glück derer, die des Heilandes liebevolle menschliche Gestalt sahen, die mit ihm wandelten, mit ihm zu Tische lagen und hat Christus selbst versichert: Viele Propheten und Könige wollten sehen, was seine Jünger sahen; aber was half dieses bloße Sehen der ungläubigen Menge der Juden, da sie ihn nicht erkannte und nicht glaubte, da sie über ihm ausrief: Ans Kreuz mit ihm! sein Blut komme über uns und unsere Kinder? Der Heiland mußte sich über dieses Volk erklären: Ich rede in Gleichnissen zu ihnen, weil sie sehen, und doch nicht sehen, hören und doch nicht hören noch verstehen. Wie groß ist der Nutzen derer, die den Erlöser aus den Prophezeiungen, aus seiner Abstammung und Geburt, aus seinem Leben und Wundern erkannten, die ihn auch noch in seiner Verherrlichung schauten, wie Petrus, Jokobus und Johannes auf dem Berge Tabor, und dann alle Apostel und Jünger oftmals nach der Auferstehung, und Jesus wies ja selbst nicht so sehr auf seine Gestalt, sondern vielmehr auf seine Werke, seine Wunder und die Heiligkeit seines Lebens hin; aber was half die menschliche Erkenntniß allein ohne den wahren Glauben? was nützte den Pharisäern und Schriftgelehrten ihre Kenntniß der Gesetze und das

Anstaunen der Wunder Jesu? Was nützte es dem Pontius Pilatus, daß er vor dem Gerichte Jesum für unschuldig fand? Was nützte es dem Judas, einer von den Zwölfen zu sein, und den Heiland mehr als drei Jahre lang seinen Meister nennen zu können? Der Apostel Paulus verkündet von all diesen das ernste Wort: Nun werden sie auch keine Entschuldigung mehr haben.

Aufs deutlichste ist uns dieses Verhältniß der drei Stufen in dem erklärt, was bei der Verklärung Christi auf dem Berge Tabor und bald nachher vorfiel. Im Hinblicke auf die verklärte Erscheinung Jesu, in der seine Kleider weiß wurden wie Schnee, und sein Angesicht glänzte wie die Sonne, also wegen dieses seligen Schauers fielen die Jünger in Ehrfurcht zum Boden nieder, und Petrus rief überbeseligt aus: Herr, hier ist gut sein! Als Jesus vom Berge herab gekommen, und unter dem versammelten Volke theils Wunder gewirkt, theils himmlische Lehren verkündet, rief ein Weib über ihn aus: Selig ist der Leib, der dich getragen, und die Brüste, die du gesogen hast! darauf nun ergänzte der Heiland und sprach: Ja freilich sind selig, welche das Wort Gottes hören und dasselbe beobachten. Betrachtet nun, m. Th., diese drei Grade! Es ist, als wollte Christus der Herr sagen: Meine drei Jünger haben mich in der Verklärung geschaut, es war für sie ein großes Glück; aber ich will sie darum allein nicht selig preisen; meine Mutter hat mich in ihrem Leibe getragen und geboren, und ich habe ihre Brüste gesogen, es ist dieß für sie eine erhabene Würde; aber ich will auch selbst diese meine Mutter bloß wegen dieser Auszeichnung allein noch nicht selig preisen; sondern diejenigen sind wahrhaft selig, welche im Glauben das Wort Gottes hören, und es beobachten. Erst in diesem Sinne pries er seinen Apostel Petrus selig, weil dieser der göttlichen Offenbarung geglaubt, und ausgerufen: Du bist Christus der Sohn des lebendigen Gottes! pries er den Apostel Thomas selig, weil dieser gläubig rief: Mein Herr und Gott! pries er alle diejenigen selig, die ihm glauben, und seine Gebote halten, und nannte sie sogar seine Mutter, Brüder, Schwestern! Erst in diesem Sinne bestätigte er den Ausruf des Weibes über seine Mutter, als wollte er dabei sagen: Ja freilich ist sie selig, aber nur allein darum, weil sie geglaubt, weil sie das Wort Gottes gehört und beobachtet hat; wozu der hl. Augustin,

dieses große Licht der Kirche bemerkt: die Verwandtschaft als Mutter hätte Marien nichts genützt, wenn sie nicht das größere Glück gehabt hätte, Christum, den sie im Leibe trug, auch im Herzen zu tragen. Seliger ist also Maria, weil sie Christum im Glauben empfangen hat, als durch ihre Mutterschaft.

Das leibliche Schauen und das menschliche Verstehen sind Stufen zur obersten Stufe des Glaubens, aber, wie gesagt, sie sind unter gewissen Voraussetzungen auch entbehrlich, sie können auch überschritten, übersprungen werden. Ich will es noch schärfer zu bezeichnen suchen: dieses Sehen und Verstehen kann Mittel und Weg zum Glauben werden, aber muß es nicht. Es ist wahr; Tausende und Tausende sind zum Glauben an Jesu und seine Lehre geleitet worden, weil sie des Heilandes, seiner Apostel und seiner Heiligen Wunder sahen, aber sie sind nur darum selig geworden, weil sie geglaubt haben, und glauben kann man auch, ohne daß man Wunder sieht; glauben müßten wir auch, und wenn noch kein Wunder geschehen wäre. Es ist auch dieses wahr. Viele und Viele sind zum Glauben an Jesum und seine Wahrheiten gelangt, indem sie in guten Absichten und mit reinen Gesinnungen in den göttlichen Lehren geforscht, und durch Forschen zu einem Verständnisse gelangt sind, aber auch sie sind nur darum selig geworden, weil sie geglaubt haben, und die Gnade des Glaubens kann man auch haben ohne Forschung, ohne tieferes Verständniß, ohne wissentschaftliche Erkenntniß, ja man soll glauben, ehe man versteht und begreift. Erst aus dem Glauben muß Verstehen und Schauen entspringen, auf jenen muß sich dieses stützen, und dann mag es auch wieder zu ihm zurückführen. Was hilft dem Kinde das Gängelband an der Hand, wenn dieses nicht zugleich in der Hand der leitenden Mutter ruht? Wie eitel sind die Ausrufe von Menschen, die mit einer bloßen Augenlust und Schaubegierde wie ein Herodes Wunder sehen wollen, und versichern, dann würden sie glauben! Sie glauben auch der Wunder wegen nicht, und es gilt das evangelische Wort: Wenn sie Moses und den Propheten nicht glauben, dann werden sie auch nicht glauben, wenn einer von der Ewigkeit zurückkehren und vom Todten auferstehen würde. Wie leer und nichtig ist das unsinnige Bestreben derer, die durch menschlichen Verstand und durch irdische

Wissenschaft den Glauben finden möchten, oder die da sagen: man müsse die Kinder bis zur Vernünftigkeit ohne Religion aufwachsen lassen, dann mögen sie sich selbst einen Glauben wählen, — eine äusserst zahlreiche Menschenklasse in diesem Lande; — als wie wenn der Glaube ein Erdengewächs, ein gewisses Modekleid, ein menschliches Kunststück oder ein wissenschaftliches Resultat wäre; die Thoren, sie suchen die Sterne im Wasser zu fischen, und bellen wie Hunde das Bild des Mondes im Spiegel an.

Aber warum preist denn der Heiland seine Jünger mit den Worten: Selig sind die Augen, die das sehen, was ihr sehet? Spricht er denn hiemit nicht gerade das Sehen mit den leiblichen Augen, und damit auch das Verstehen mit menschlichem Verstande selig? Haben wir uns etwa im Laufe der Rede verirrt, und müssen nun widerrufen und umkehren, da die Worte Christi uns so geradezu zu widersprechen scheinen? Was sage ich dazu?

Wenn der göttliche Lehrer der Wahrheit in jenen seinen Worten bloß das leibliche Sehen und menschliche Verstehen seiner Person, seines Lebenswandels, seiner Wunder und Lehren meint, dann hat er nicht blos seine Jünger selig preisen müßen, sondern auch alle andern Menschen, die ihn und seine Werke gesehen und menschlich verstanden, also auch alle Pharisäer, Schriftgelehrten, auch die Hohenpriester, auch den Judas, und alles Volk. Allein dieses Letzte hat der Heiland nicht gethan, sondern er hat sogar sehr oft sich über dieses Volk beklagt, daß es mit offenen Augen doch nicht sehe, mit offenen Ohren doch nicht höre, mit dem Herzen ihn nicht verstehe, und nicht an ihn glaube. Hätte Christus der Herr in jenen Worten blos auf leibliches Sehen und menschliches Verstehen hingewiesen, dann wären von dieser Seligpreisung alle jene ausgeschlossen, die Christum in seiner menschlichen Gestalt nicht gesehen, die in andern Ländern lebten, vor seiner Geburt starben und nach seiner Himmelfahrt geboren wurden; allein diese hat der Heiland nicht ausschlossen, denn er hat anderswo ausdrücklich auch solche selig gesprochen, welche nicht gesehen und doch geglaubt haben. Rief ja doch die Frage, was unter diesem Sehen zu verstehen sei, unter den Feinden Jesu einen förmlichen Aufruhr hervor! Unser Herr und Heiland hatte einmal den Pharisäern, den Juden überhaupt gesagt: Abraham,

euer Vater hat frohlocket, daß er meinen Tag sehen werde; er sah ihn und freute sich. Auf diese Worte und eine wiederholte Bestätigung derselben erhoben sich die Juden und schrien: Was? du bist noch nicht fünfzig Jahre alt, und hast Abraham gesehen? und sie hoben dann Steine auf, um auf den Heiland zu werfen. Ist es nun nicht deutlich, daß unter diesem Sehen kein leibliches Sehen und Verstehen gedacht werden könne, sondern blos ein Schauen im Glauben? Also selig sind die Augen des Geistes, die in der Erleuchtung durch das Licht des Glaubens die Wahrheiten von mir sehen, welche auch ihr im Lichte des Glaubens schauet! So haben auch Abraham, die Patriarchen, die Propheten vor mir gesehen, selig sind ihre Augen! So sehet ihr, meine treuen Jünger jetzt, selig sind eure Augen! So werden auch noch Unzählige nach uns sehen, selig sind auch sie! diese Pharisäer aber da, diese Schriftgelehrten, dieses Volk sieht es nicht, ihre Herzen sind weit von mir, darum werden sie in ihren Sünden sterben.

Mein Gott im Himmel! welch ein Verderben von Trostlosigkeit, welch eine Verzweiflung und Verdammung doch die elende menschliche Klügelei über uns ausgießen möchte! Einmal will uns diese Weltthorheit weiß machen, als könnten wir mit bloßem sinnlichen Schauen, und mit dem bloßen gebrechlichen menschlichen Verstehen zu dir, der Quelle alles Guten, alles Heiles und aller Seligkeit gelangen; und wieder ein andermal strengt sich eine boshafte, teuflische Klügelei an, uns von dem Seliggepriesensein unbarmherzig auszuschließen, weil wir nicht zu der Zeit gelebt, als Du auf Erden wandeltest, weil diese unsere Augen nicht selbst Dich sahen, weil dieser unser menschliche Verstand nicht selbst Dich erkannte, weil wir nicht persönlich Zeugen Deiner Wunder und Thaten waren! als hättest Du nur ein leibliches Schauen und menschliches Verständniß Deiner irdischen Erscheinung selig gepriesen! Grausamer Weltgeist! Reißt man die heuchlerische Maske dir herab, so gewahrt mit Entsetzen, daß du uns, statt zu Gott und zur Wahrheit zu führen, von ihm trennst und in den Abgrund der Lüge stürzest; daß du, statt das Licht des Himmels anzuzünden, nur die Finsterniß der Hölle verbreitest, statt zu trösten, zu stärken, aufzurichten und aufwärts zum Himmel zu führen, nur in Verzweiflung versetzest, zertrittst, und in die

Hölle schleuderst! Fort mit Dir, verfluchter Geist, Du verdammest nur! —

In der That, wie unglücklich wären wir, wenn die Seligkeit von leiblichem Sehen, von menschlichem Verstehen abhängig wäre! Wir sehen nicht mehr den Heiland sichtbar herumwandeln, wir sehen nicht einmal mehr einen seiner Jünger, die ihn mit eigenen Augen geschaut, wir leben auch nicht mehr in der Zeit häufiger Wunder, und selbst das höhere Verständniß, die Gabe der Weisheit und Wissenschaft ist nur die Sache von einigen Wenigen; M. Gel., wie innig müßte ich euch bedauern, wenn ihr darum unglückselig wäret, weil eure körperlichen Augen Jesum nicht sehen, und weil euer menschlicher Verstand ihn nicht erkennt und begreift! Allein alles das ist eitel und nichtig, denn selig sind, die glauben, und das thut auch ihr; Seligkeit gibt blos der Glaube, und dieser ist auch unser Erbtheil.

Aber auch dieser Glaube selbst an Gott und Jesum Christum, seinen Sohn und unsern Heiland hat seine Stufenleiter, eine Stufenleiter der Seligkeit und des Verdienstes, welch letztere aber sicherlich in einem umgekehrten Verhältnisse zu einander stehen. Nimmt man nämlich gleiches Maß des Glaubens und der innern Glaubensgnade an, so darf man sich wohl das Gefühl der Seligkeit jener drei Jünger, die den Herrn in seiner Glorie und Verklärung auf Tabor sahen, am höchsten denken, ferner das Seligkeitsgefühl anderer Jünger, die blos des Heilandes menschliche Gestalt schauten, als weniger hoch, und unser Seligkeitsgefühl, da wir keines von beiden erblicken, am wenigsten hoch; indeß wird, vorausgesetzt nämlich das gleiche Maß des wirklichen, lebendigen Glaubens, bei uns das Verdienst des Glaubens am höchsten sein, weil wir nämlich nicht sehen, und doch glauben. Darauf spielt der hl. Thomas von Aquin, dieser Lehrer einem Engel gleich in seinem wunderschönen Gebet-Hymnus auf das allerheiligste Altarssakrament so schön an, wenn er sagt: Am Kreuze war in der Menschheit die Gottheit verborgen, aber hier in diesem hl. Geheimnisse ist Gottheit und Menschheit verborgen. Er hätte noch voraussetzen können: Auf Tabor war fast nichts mehr, selbst die Gottheit nicht mehr verborgen.

Oder wie! wenn ein Vater drei Kinder hätte; das erste hatte

er noch selbst erzogen, es hundertmal auf seinen Armen getragen und liebkost, stundenlang ihm erzählt und sich ihm in Liebe mitgetheilt; das zweite hätte er blos einmal ans väterliche Herz gedrückt; aber das letzte hätte ihn nie erblickt, ihn nie gesehen; dem ersten hätte er Alles gegeben, dem Zweiten nur Weniges und dem Dritten Nichts; und dennoch würden ihn nachher diese drei Kinder ganz gleichmässig lieben; welches Kindes Liebe müßte wohl die höchste Belohnung verdienen! Es ist unzweifelhaft und klar. Und gerade unter diesem letzten Kinde sind wir verstanden. Wirklich, mein Bruder, meine Schwester! Du bist dieses dritte Kind! nicht das erste, denn du siehst nicht deinen Heiland auf Tabor, wie seine Gottheit hervorbricht durch die Hülle der Menschheit, und darüber sein Angesicht glänzet wie die Sonne, und seine Kleider weiß werden wie Schnee, du bist also nicht so beglückt wie ein Petrus, so daß du niedersinkest und in Entzückung ausrufest: Herr, hier ist gut sein, hier wollen wir Hütten bauen! auch nicht das zweite Kind bist du, etwa eine Maria, ein Johannes oder eine Magdalena unter dem Kreuze, so daß du den leidenden und sterbenden Gottmenschen schauest, seine die Seele durchschneidenden Worte sprechen hörest, sein Blut fließen, sein Haupt sinken, seinen Geist aushauchen, seine Wunden klaffen und aus seiner Seiten-Wunde Blut und Wasser fließen siehest; du kannst nicht wie Johannes seinen heil. Leichnam tragen, wie Maria ihn auf dem Schooße halten, wie Magdalena ihn mit Thränen der Reue und Busse benetzen; Bruder, Schwester, du bist das dritte Kind, und was du siehest, das ist dort am Altare, dort in der Monstranze: da schimmert für uns kein bekümmertes sterbendes Gesicht wie vom Kreuze sichtbar hernieder, um hörbar zu rufen: Sohn sieh hier deine Mutter! Weib, sieh hier deinen Sohn! selig die Augen die Jenes gesehen, und dann geglaubt haben; allein vor unsern Augen ist nur mehr die demüthige, einfache Gestalt des Brodes, und erst in dieser verborgen Christus Jesus in Wahrheit und Wirklichkeit; darum dreimal selig unsere Augen, da wir nichts sehen als nur eine Brodes-Form, und dennoch glauben.

Gerade in der Einfalt sind die Menschen oft am blödesten, und gerade hinter ein anscheinend unschuldiges kindliches Verlangen versteckt sich häufig eine Richtung nach dem Schädlichen.

Der Geist als Herr räumt dem Leibe, seinem Knechte zu viel Freiheit ein und nun entsteht Widerspruch von Seite des Leibes, wenn der Geist, wie er soll, unmittelbar glauben will; der niedere Mensch verlangt seinen freien, selbstthätigen Antheil an diesem Akte des Glaubens, und welch andere Betheiligung kann er seiner Natur nach fordern, welche kann er leisten, als: er will mit dem natürlichen Verstande verstehen und begreifen; im höchsten Stadium will dieser niedere Mensch die Zustimmung zum Glauben sogar davon abhängig machen, daß er zuerst sehe und verstehe. Als wenn dadurch der Werth des Glaubens erhöht würde, daß zugleich die Augen sehen und der Verstand versteht! Als wie wenn nicht gerade dadurch alles Verdienst des Glaubens, ja sogar dessen Begriff und Wesen selbst zerstört würde, daß er vom Sehen und Verstehen abhängig gemacht wird; indem der Apostel Paulus, der Lehrer der Völker bereits verkündet, der Glaube beziehe sich auf Dinge, die nicht erscheinen, nicht klar sind! Oder was sagt denn dazu die Geschichte? Die Juden haben Jahre lang tagtäglich Gelegenheit gehabt, den Gottmenschen in seiner irdischen Gestalt mit sinnlichen Augen zu sehen, mit ihm zu reden und ihn mit ihren leiblichen Ohren zu hören, mit ihm zu essen, ihn sogar mit Händen zu berühren, und unzählige seiner Wunder zu schauen; haben sie darum eher, schneller und fester an ihn geglaubt, als wir arme, späte Nachkommen, die wir nur mehr diese einfache Brodesgestalt schauen, und doch anbetend auf unsern Knieen vor unserm Heilande liegen? Die Schriftgelehrten und Pharisäer bei all ihren Kenntnissen in den Prophetien des alten Testamentes, bei all ihrer hohen Bildung für jene Zeit und ihrem Verstande, sie sind doch so oftmal in die Lage gekommen, alle ihre Zweifel und Gegengründe wider den Glauben persönlich vor den Herrn selbst bringen zu können, sie wurden jedesmal belehrt und überwiesen, es wurde ihnen das rechte Verständniß aller messianischen Weissagungen mitgetheilt, jeder Beweisgrund zur Anerkennung der göttlichen Sendung Jesu vor die Augen gehalten, der erste wie der letzte Einwurf widerlegt, und noch überdieß ein Wunder ums andere, selbst mehrere Todten-Erweckungen vor das Gesicht hingelegt; — sie mußten zuletzt, menschlich genommen zugestehen,

schweigen und auseinander gehen; aber sind sie denn dadurch bereitwilliger zum Glauben geworden als wir, denen man blos das Wort Gottes verkündet, daß hier unter der Brodesgestalt der lebendige wahre Leib und unter der Weinesgestalt das wahre lebendige Blut Jesu Christi verborgen sei, worauf wir deßwegen, weil unsere geistige Mutter die katholische Kirche uns dieses verkündet und zu glauben vorstellt, auch sogleich unsere Knie vor dem allerheiligsten Sakramente beugen? Herodes ein König sah Jesum vor sich, Pontius Pilatus, ein römischer Landpfleger, führte eine Untersuchung über Jesu durch, Annas und Kaiphas, zwei Hohepriester, hielten Gericht über ihn, kamen sie denn zum Glauben? Flavius Joseph, ein gelehrter Jude und berühmter Geschichtschreiber, der in seiner Jugend vielleicht Jesum noch gesehen, Titus, ein Kaiser, der Jerusalem zerstörte, und so lange Zeit sich dort aufhielt, Plinius der Jünger, ein großer Gelehrter und Naturforscher, der schon in den ersten Zeiten so oft angeklagte Christen zu untersuchen hatte, Philo der jüdische alexandrinische Philosoph, Seneka und Tacitus, die berühmten gelehrten Römer, schwangen sie sich denn zur Höhe des Glaubens empor? Was half ihnen denn der Augenschein, der scharfe Verstand, das gelehrte Wissen, die Nähe der Zeit und des Ortes, all die vermeintlichen Hilfsmittel des Sehens und Verstehens, nach denen sich in unsern Tagen so viele einfältige Menschen sehnen, und wie unwillige Kinder schreien, als wenn sie sagen wollten: dann, sobald ich sehe, verstehe und begreife, will ich auch glauben! während wir Gotteskinder einfach vor diesem Altare liegen, und Jesu im Altarsgeheimnisse entgegen seufzen: Herr Jesu! an Dich glaube ich, dir lebe ich, dir sterbe ich!

Der Glaube ist kein Menschenwerk, sondern die Gnade desselben ist etwas von Gott Eingegossenes; um Göttliches zu erkennen, dazu bedarf es einer göttlichen Kraft, und meine Aufgabe ist blos, diese Kraft aufzunehmen, mich ihr zu unterwerfen, ihr beizustimmen, und mit ihr zu wirken, damit aus der Glaubensgnade das persönliche Glaubenswerk werde. Darin und nur darin besteht aber auch mein Verdienst. Mit meinen eigenen Kräften allein aber kann ich nie und nimmer einen wahren Glauben, ein wahres Glaubensverdienst schaffen, denn jene stehen ja offenbar in keinem

Verhältnisse, vielweniger im Gleichgewichte mit den Gegenständen des Glaubens. Oder wie will den ich winziger Erdenwurm Gott den Schöpfer Himmels und der Erde begreifen? Wie will ich denn mit meinen Zahlen die Ewigkeit berechnen, mit der Spanne meiner Hand die Unermeßlichkeit ausmessen, mit meinem sterblichen Auge das Unsichtbare und die Unsterblichkeit schauen und mit meinem schwachen Verstande eine Unendlichkeit fassen und begreifen? Leichter schöpfe ich, sagte ein Engel, am Meere sitzend, zu dem über das Geheimniß der Dreieinigkeit Gottes nachdenkenden am Ufer wandelnden Augustinus, — leichter schöpfe ich mit diesem Löffelchen das Wasser aller Meere in dieses Grübchen da, als daß du mit deinem Verstande den dreieinigen Gott begreifest. Also wozu das kinderhafte Verlangen nach Schauen, nach Verstehen, nach Raisonniren und Begreifen, da es bei menschlichen Kräften zum Ziele nicht führen kann, und könnte es solches, den Glauben unmöglich machen müßte.

Die Sterne werden vom Himmel fallen, heißt es in der Schrift, und man kann diese prophetischen Worte wohl auch auf jene großen hellleuchtenden Geister anwenden, welche als Menschen Sterne waren, aber vom Himmel fielen, weil sie mit blos irdischem Verstande sich in den dritten Himmel erheben, und dort aus menschlichen Kräften die göttlichen Wahrheiten ergründen wollten. Solche vom Himmel gefallene Sterne sind all die Häupter der Ketzereien und der Irrlehren, an ihrer Spitze, der Zeit nach, Simon Magus oder der Zauberer, dann Manes, Eutyches, Sabellius, Arius, u. Andere. Solche vom Himmel gefallene Sterne sind auch die Stifter der neuern und neuesten Sekten und ihrer Irrthümer, die Gründer mehr oder minder atheistischer Systeme, die sie Philosophie heißen, die Verbreiter des krassesten Unglaubens, für welchen besonders dieses Land so fruchtbar ist. Ach! hätten sie ihre menschlichen Kräfte der Glaubensgnade dienstbar gemacht, welch glänzende Lichter wären sie nicht? Aber so, ohne Glaube, sind sie Sklaven ihrer Träumereien, Anbeter ihrer eigenen Lügen, Verführer einer Masse von Menschen, Häupter von wilden fanatischen Horden, sich selbst und Andere in der Finsterniß gefangen haltend, und als Blinde führend die Blinden, der Grube zeitlichen und ewigen Verderbens zueilend. An den Früchten erkennet ihr, m. Th., den

Baum dieses menschlichen Stolzes und Eigensinnes, an den Werken könnt ihr diese Ungläubigen beurtheilen. Sie wandeln herum wie böse Geister, wohin sie treten, ist Friede, Ruhe, Liebe dahin; wie Todesengel erschlagen sie die Erstgebornen, und zerreißen die Bande der Familien; sie hetzen den Vater gegen die Kinder, und die Kinder gegen die Eltern, die Geschwisterte gegeneinander; sie machen den Menschen zum Verschwender, zum Wohllüstling, zum Räuber und Mörder; sie tragen die Brandfackel herum, und zünden nicht blos die Häuser der Gläubigen an, sondern auch die Tempel Gottes; sie steigen mit dem Mächtigen auf Throne und tyranniſiren unschuldige Völker bis aufs Blut und dann mischen sie sich wieder unter die Völker, um sie zu Revolution und Anarchie zu Mord und Brand zu treiben, und sie in eine Horde von wilden Thieren umzuwandeln. Sagen wir es nur offen: Alle Verbrecher und alles daraus entspringende Elend der Welt stammt zuletzt nur aus diesem Grundlaster des Stolzes und Unglaubens, wobei der Mensch eben an keinen Gott mehr glaubt, keinen Gott mehr fürchtet. Reiche und Völker sind in diesem Uebel schon untergegangen, und wenn einst die Welt auch aus Strafe in Trümmer gehen wird, der Unglaube allein mag es verantworten.

Weise kluge liebevolle Eltern reißen ihren Kindern jene Gegenstände aus den Händen, die zwar recht gebraucht nützlich wären, aber den unerfahrnen leichtsinnigen Kindern nichtsdestoweniger Schaden bringen können. Die Wunder Moyses haben des ägyptischen Pharaos Herz nur noch mehr verhärtet, und die Wunder Jesu die Juden nur mehr verstockt; seine liebevolle Person hat diese nur mehr erbittert, und weil er unter ihnen als Wohlthäter wandelte, wurden sie an ihm zu Gottesmördern. Mein Gott! es drängt mich fast, auszurufen: laß keine Wuuder mehr geschehen, denn die ungläubige Welt würde dadurch vielleicht nur noch ungläubiger! sende keine Propheten mehr, man würde sie bei der Zunahme des Unglaubens um so gewisser steinigen! Der Unglaube wird auch über einen Engel vom Himmel und über einen Verdammten aus der Hölle, wenn sie erschienen, spotten und höhnen, und wenn Jesus noch einmal in Menschengestalt unter uns wandelte, die Ungläubigen würden um so erbitterter, rasender, sie würden ihn zehnmal statt einmal kreuzigen, wenn es möglich wäre und selbst

nur um so verstockter, schuldiger und fluchbeladener werden. Wofür also noch mehr Erscheinungen und Wunder, noch mehr Verstand und Weisheit? wenn das alles nur mißbraucht und blos das Ziel erreicht würde, damit sie sehen, und doch nicht sehen, und hören und doch nicht hören noch verstehen?

Das Geschrei unserer Tage nach Erscheinungen und Aufklärung, nach Wundern und Weisheit ist eben so heuchlerisch und lügnerisch, als jenes der Schriftgelehrten und Pharisäer, welches lautete: Meister, wir möchten ein Zeichen von dir sehen! Jesus aber antwortete und sprach zu ihnen: Dieses böse und ehebrecherische Geschlecht verlangt ein Zeichen; aber es wird ihm kein Zeichen gegeben werden, als das Zeichen des Jonas des Propheten. In der That, dieses Zeichen ist den Juden noch gegeben worden; denn gleichwie Jonas drei Tage und drei Nächte in dem Bauche des Fisches gewesen, so war auch der Menschensohn drei Tage und Nächte im Herzen der Erde; es ist also dieß das Zeichen und Wunder der glorreichen Auferstehung Jesu aus dem Grabe nach einem dreitägigen Tode. Aber auch dieses bekehrte die verstockten und ungläubigen Juden nicht; darum wird auch noch die Erfüllung der weitern Vorausfagung des Herrn kommen: die Männer von Ninive werden am Gerichtstage mit diesem Geschlechte auftreten, und es verdammen; denn sie haben auf die Predigt des Jonas Busse gethan. Was hat Corozain und Bethsaida, was hat Capharnaum von den Wundern, die dort geschehen, die es gesehen hat, da es doch ungläubig geblieben ist? Hören wir den Heiland ein schreckliches Gericht verkünden: Wehe dir Corozain! wehe dir Bethsaida! denn, wenn zu Tyrus und Sydon die Wunder geschehen wären, so würden sie schon längst in Sack und in der Asche Buße gethan haben! Allein ich sage euch; Tyrus und Sidon wird es erträglicher gehen am Tage des Gerichtes, als euch. Und du, Capharnaum, wirst du wohl bis an den Himmel erhoben werden? Du wirst bis in die Hölle hinunterfahren: Denn, wenn zu Sodoma die Wunder geschehen wären, die in dir geschehen sind, so würde es vielleicht geblieben sein bis auf den heutigen Tag. Aber ich sage euch, daß es dem Lande der Sodomiter am Tage des Gerichtes erträglicher gehen wird als dir.

Haben also bei den einmal verhärteten, ungläubigen Juden

die Wunder nichts mehr genützt, hat selbst das letzte Zeichen der glorreichen Auferstehung Jesu sie nicht mehr zum Glauben geführt, sondern dieses Volk sich darüber nur mit um so mehr Schuld beladen; was sollte denn dann noch übrig bleiben? Die Wunder sind zwar nicht so verschwunden, als wenn sie nie gewesen wären, sie sind nun vergangen, aber ihre häufige, fast regelmäßige Erscheinung mußte wirklich aufhören, wie auch der hl. Paulus sagt: die Wunder werden aufhören, die Prophezeihungen werden nicht mehr geschehen. Nein, für eine Menschheit, die im Verlaufe der Zeit so verderbt wurde, daß sie nur Pharisäern und Schriftgelehrten gleich einherschreitet, und stolz auf seine vermeinte pharisäische Heiligkeit, die elende Gleißnerei ist, und auf seine dumme schriftgelehrte Aufklärerei, die eine vollendete Thorheit ist, auch Zeichen vom Herrn fordert, für eine solche Menschheit gehört kein neues Wunder, am Ende bloß zum neugierigen Schauen und Gaffen und Grübeln, für ein solches Volk gehört nicht einmal mehr eine Wiederholung des Jonaszeichens, der Auferstehung Jesu — noch weniger, aber wunderbarer Weise gerade desto mehr wurde unserer Zeit zu Theil, eine andere Erscheinung des Jonaszeichens, noch weit geheimnißvoller, als die Auferstehung Jesu aus seinem Grabe, aber eben deßhalb für den reinen göttlichen Glauben um so geeigneter, für die Verdienste des Glaubens um so fruchtbarer. Dieses Zeichen unserer Zeit aber, m. Gel., was ist es? — wo ist es? — Kennt ihr es?

Dort am Altare ist es! Wahrlich, da ist mehr als Salomon, mehr als Jonas! Da ist Christus selbst. Da ist mehr als das Grab Christi, mehr als der sichtbar erstandene Christus, da ist ein einfaches kunstloses Brod, und in demselben Christus Jesus aber nicht wie todt im Grabe, sondern lebendig wie ruhend und unsichtbar auf einem Gnadenthrone, nicht wie sich vorbereitend zu einer sichtbaren, glorreichen Auferstehung, sondern immer bereitet, um unsichtbar sich uns hinzugeben, uns sogar eine Speise zu sein, sich mit uns so innig zu vereinigen, damit auch wir seien, wo er ist. Und dieß ist nun nicht mehr so sehr ein Zeichen des Jonas, sondern ein Zeichen Jesu selbst, nicht mehr so sehr ein Zeichen des Wunders, sondern vielmehr ein Zeichen der Liebe, von dem der Apostel vorausſagt: die Liebe wird nie aufhören. Bringt

die Liebe dich nicht zum Glauben, dann sind gewiß auch alle Wunder, die je geschehen sind, umsonst für Dich. Hier hört das Schauen auf, hier hat das Verstehen ein Ende, hier fängt einfach und unmittelbar das Glauben und Lieben an. Hier hört ein sinnliches Vergnügen auf, hier endet das dem Stolze so sehr schmeichelnde Grübeln, Klügeln und Verstehen; das ganze Geheimniß in all seiner Erscheinung verkündet blos: Mensch, sieh, so weit ließ ich, dein Herr und Gott, mich zu dir herab! Mensch sei demüthig, unterwirf deinen Geist, deinen Verstand, dein Auge, glaube, liebe, genieße mich!

Großer, heiliger Gott! welch ein neues Wunder! aber kein Wunder für sinnliche Augen, für einen blos menschlichen Verstand, sondern ein Wunder für einen gläubigen Sinn und ein demüthiges Herz! Nein, es soll uns nicht der Glanz Deiner Verklärung wie auf Tabor entzückend zur Erde beugen, es soll uns auch nicht die Majestät deines auferstehenden Leibes in der Grabeshöhle wie die Wächter zu Boden stürzen; das anziehendste Bild deiner Demuth, Gnade und Liebe will uns nur zu Deinem Herzen hinziehen, und uns mit Dir vereinigen!

Ach, würden nur einmal, eine einzige Stunde lang all die Bewohner dieses Landes, auch all die Irrgläubigen und Ungläubigen — nur eine Stunde lang gläubig vor dir, o allerheiligstes Sakrament auf den Knieen liegen wie Dein ausgezeichneter Diener, der hl. Alphons fast sein halbes Leben lang vor Dir lag! Welch eine Umänderung würde sich für diese Staaten ergeben! Welch eine Gläubigkeit und Einigkeit, welch ein Segen und Wohlstand, welch Ruhe und Friede, welch wahre himmlische Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit würden von Gott, dem Vater alles Guten, zu uns herniedersteigen! Heiliger Alphons, ja Du wußtest, vor was du dich auf die Kniee werfen solltest, um Heil und Segen für deine Genossenschaft, für die gesammte Menschheit herabzuflehen. Wir, ja wenigstens doch wir, wollen Deine Nachahmer sein.

Herr Jesu in diesem allerheiligsten Sakramente, wir glauben an Dich, wir lieben Dich, wir beten Dich an! Herr Jesu stärke uns, verlaß uns nicht, mache uns selig! in Dir leben wir, in dir sterben wir! Amen.

Einige Worte über meine Erlebnisse in Amerika.

Im Jahre 1848 saß an der einfachen Mittagstafel des frommen, demüthigen Bischofes Valentin in Regensburg ein ehrwürdiger, liebreicher Gast mir gegenüber, und kaum wurde er mir als der Hochwürdigste Herr Bischof Johann Martin Henni von Milwaukee in Nordamerika bekannt, so erwachte plötzlich in mir ein seit Jahren im Innern schlummernder Drang, dem freundlichen Manne in die Missionen zu folgen; nur mit Mühe und gewisser Umstände wegen verschloß ich das hervorgebrochene Verlangen neuerdings in seinen frühern Gewahrsam.

Zwei Jahre nachher trafen meine Freunde, der rühmlich bekannte Benediktiner P. Bonifaz Wimmer, jetzt Abt des Benediktinerstiftes St. Vincent in Pennsylvanien, und der gleichfalls in weitern Kreisen bekannte Missionär Mich. Heiß, jetzt Semkar-Rektor in der Nähe von Milwaukee in Bayern auf Besuch ein, und leicht ergaben sich für mich Gelegenheiten, mich mit diesen beiden eingehend über mein geheimes Vorhaben zu besprechen, da ward der Entschluß reif, fertig und vollendet.

Für die Vorbereitungen zur Reise, welche im Mai 1851 angetreten werden sollte, wurde ich vielfach unterstützt und lebenslänglich muß und werde ich dieß dankbar anerkennen. Obenan stehen Se. Majestät, unser allgeliebter König Max allerhöchst Selbst; dann habe ich den Ludwigsmissions-Verein zu nennen, und hier war es namentlich der edle, um die Missionen so überaus verdiente Herr Hofkaplan Müller in München, mein theurer Freund,

der mir in Allem mit Rath und That an die Hand ging. Auch von Seite des Hochwürdigsten Herrn Erzbischofes von München, jetzigen Kardinals Grafen von Reisach, dann der beiden liebenswürdigen Bischöfe Georg von Oettl in Eichstätt und Valentin von Riedel in Regensburg wurde mir aufs freundlichste unter die Arme gegriffen.

Es war an einem der letzten Apriltage 1851, an dem ich von meiner Mutter und drei Geschwisterten Abschied nahm, an dem ich meine gute Mutter zum letztenmale sah, da sie während meiner Abwesenheit das Zeitliche segnete. Auch in München, meiner zweiten Heimath war das Scheiden von so vielen und zahlreichen Freunden, schwer geworden. Am 10. Mai Nachts 11 Uhr hörte man in Ingolstadt, dem lieben Orte meiner mehr als vierjährigen Prediger-Wirksamkeit rührendes, ergreifendes Lebewohl rufen, dann rollte ein Eilwagen über das Straßenpflaster hin, und eine Viertelstunde später lag die theure Stadt bereits eine Strecke hinter mir, eingehüllt in das Dunkel der Nacht.

In Pleinfeld traf ich mit dem Herrn P. Bonifaz zusammen und in Nürnberg wuchsen wir zu einer engeren Reisegesellschaft von 27 Köpfen uns aus. Und dahin flog es nun wie mit Sturmes-Eile auf den eisernen Straßen; das letzte schöne Blauweiß an der bayerischen Gränze ausserhalb Hof ließ sich nur für einen einzigen Moment erblicken, bloß einen einzigen wehmüthigen Seufzer konnten wir ihm noch eilig zum Opfer bringen. Altenburg, Leipzig, Magdeburg, Hannover und eine Menge anderer Städte rannten wie im Fluge an uns vorüber; am 13. Mai, an einem Montage Nachmittags 2 Uhr geleitete uns der brave Kaufmann und Spediteur Unkraut in Bremen von dem Bahnhofe aus in die Stadt zu einem guten Gasthofe.

Am nächsten Donnerstage Nachmittags 1 Uhr hieß es das feste Land, und damit zugleich den treuen deutschen Boden verlassen! wir bestiegen einen Weserdampfer; ein paar Stunden nachher erblickten wir unten am Eingange in die Nordsee, in der Nähe von Bremerhafen mitten in der Bai einen gewaltigen, schwarzen, wie ein Festungsthurm aussehenden Koloß, dem wir uns näherten, es war der riesenhafte Oceandampfer Washington, der bereits unser wartete, um uns aufzunehmen. Am andern Tage, — es

war eben mein Geburtstag, — rauchte der Kamin, dann begannen die Ankerketten zu rasseln, das Commandowort des Capitäns erscholl, die ungeheuren Schaufelräder drehten sich, und schlugen die grünen Fluthen zu Schaum; majestätisch schritt der Riese von einem Schiffe daher, und kurze Zeit noch, dann war jedes Fleckchen aus unsern Augen verschwunden. Erst am zweiten Tage stiegen vor uns und rechts die weißgrauen Kreidefelsen der englischen Küste herauf. Während der Nacht liefen wir durch den sturmbewegten Kanal dahin, rechts leuchteten die Leuchtthurmfeuer der englischen, links die der französischen Küste. Am nächsten Tage, es war Sonntag, liefen wir ungefähr um 1 Uhr Nachmittags im schönen Hafen von Southampton ein.

Drei Tage bedurfte der Washington, um sich für die Ocean-Reise gehörig zu rüsten; erst am 22. Vormittags 10 Uhr verließ er wiederum den bequemen Hafen, und steuerte nun, an der bekannten Insel Wight vorüber, gerade auf den weiten, wüsten Ocean zu. Seht da, hieß es am andern Morgen, als wir auf Deck traten, seht da, das Wasser schaut sich dintenschwarz, wir sind bereits weit von jeder Küste, wir sind im Ocean. Um Mittag war unsere Tafel für den ersten Platz nur mehr zur Hälfte besetzt; am Abende, an welchem eine starke Brise zu wehen, und das Meer bedeutend zu rollen begann, fanden sich von ungefähr 100 Tischgenossen nur mehr etwa 15 ein; so sehr wüthete bereits die leidige Seekrankheit. Auch P. Bonifaz klagte über Brechreiz; ich selbst, — eine äusserst seltene Ausnahme, — verspürte kaum einmal auf einige Sekunden lang, eine kleine Anwandlung. Bei diesem Umstande fand ich dann auch schnell an der Ocean-Schifffahrt einen solchen Gefallen, daß ich die voraussichtliche kurze Dauer derselben für mich und im Stillen beinahe zu beklagen anfing. Mit der Zeit erschienen auch fast alle übrigen Gäste wieder, und nun begann unter uns Passagieren nach und nach ein so freundliches, heiteres und nahezu kindliches Leben, wie ich etwas Aehnliches seit meiner Jugendzeit nie mehr gefunden habe. Die Stunden ausser der Tischzeit, bei welch letzterer wir viermal des Tages wahrhaft fürstlich speisten, gehörten rein der Unterhaltung und dem Vergnügen; da stand eine ausgewählte Bibliothek zu Gebote, dort luden eigene Kabinetchen zu verschiedenen Spielen

ein, die herrlichsten Divans und Fauteuils lockten zur Mittagsruhe, das Verdeck verlangte die Spaziergänge, und das „Auslugen" nach Schiffen, nach schwimmenden Eisbergen, nach Wallfischen, und andern Seethieren, das Spiel der Wogen wollte immer und immer wieder betrachtet werden, und zur Nachtszeit das herrliche Leuchten des Meerwassers, bis uns endlich der spätere Abend alle zusammen in den prachtvollen Salon rief, wo musicirt, gesungen und getanzt wurde, wo man zuletzt selbst all die drolligen Kinderspiele hervorzog, um sie in der ungebundensten Heiterkeit vorzunehmen.

Und während wir wie Kinder uns dem sorgenlosesten Treiben hingaben, wachte über uns Allen einem Vater gleich, der Fürst des Schiffes, der Kapitän, eine mittelgroße, gedrungene, wohl untersetzte und mauerfeste Gestalt, in der Regel ernst in seiner Miene, streng gegen seine Untergebenen, und gerecht gegen die Passagiere, nur hie und da spielte ein leichter Zug von schnell vorübergehender Heiterkeit um seine Mundwinkel. Ich sehe ihn noch immer vor mir, wie er an einem Samstage Nachmittags vor seiner Cajüte auf dem Verdeck stand, mit entblößtem Haupte, eine Cigarre im Munde rasch herumdrehend, und bald zu den immer wilder anstürmenden Wogen niederblickend, bald zu den aufsteigenden, schwarzgrauen Gewitterwolken am Himmel seine Blicke erhebend, offenbar vertieft in Beobachtungen und Gedanken darüber, was da kommen möge. Und die Augen aller von uns Passagieren hingen an ihm, wie an einem Wetterglase, selbst die Matrosen standen regungslos da, Befehlen entgegenharrend; da gab er plötzlich das Zeichen, daß bei dem wehenden Nordost noch mehr Segel beigesetzt werden sollen, und kaum hatte er das Zeichen dazu gegeben, ging er ruhig und kalt in seine Cajüte. Der Wind blieb stetig, und schlug nicht in den gefürchteten Weststurm um; wir legten damals innerhalb 12 Stunden gegen 200 englische Seemeilen zurück. — Und dieser Mann wurde ein halbes Jahr nachher auf einer Rückfahrt von Amerika nach Europa irrsinnig, und wiederholt wollte er seinen Washington direkt dem Untergange weihen.

Am Sonntage Abends hatten wir noch nach katholischem Ritus und so feierlich als möglich die Leiche eines 70 jährigen,

reichen Irländers, der Tags vorher am Schlagfluße gestorben, in das Meer gesenkt, ein ergreifender Akt, in Folge dessen an demselben ganzen Tage allgemeine Trauer auf dem Schiffe herrschte; „gestern Abends," — äußerte ganz niedergeschlagen über diesen traurigen Fall, ein junger, sonst so heiterer Mann aus Westphalen, — „gestern Abend aß unser Freund noch Fische mit uns, heute Abends essen ihn die Fische ohne uns."

Die Berechnungen nach den Daten über geographische Länge und Breite, wie sie täglich um 12 Uhr Mittags öffentlich angeschlagen wurden, ergaben, daß wir am 2. Juni Vormittags um 10 Uhr das amerikanische Festland erblicken sollten; sogleich nach 9 Uhr stand Alles auf Deck; wer Fernrohre besaß, hatte dieselben in Bereitschaft; der Lootse war schon in der vergangenen Nacht an Bord gestiegen. Zehn Minuten vor 10 Uhr erscholl plötzlich der Ruf: „Land, Land!" und nun brach ein Jubel los, den man gesehen muß haben, denn eine Beschreibung ist unmöglich. Einige, die während der ganzen Ueberfahrt seekrank und bettliegerig gewesen, ließen sich auf Deck führen, und im Anblicke des festen Landes wurden sie gesund. Mittags setzten wir uns zum letztenmale zur Tafel, die vornehmer, als jede frühere, und der Capitain ließ uns mit Weinen traktiren, wie sie nur der reiche Schiffskeller zu liefern vermochte. Nachmittags 3 Uhr lag der Washington an seinem Dogg in der unvergleichlich schönen Bai von New-York, und wir hielten unsern Auszug aus dem so lieb und theuer gewordenen Schiffe. Etwas sehr schmerzliches erfolgte nun für mich, — die Trennung von dem lieben P. Bonifaz. Ich und ein junger Theologe aus Schwaben nahmen unsere Wohnung bei den gastfreundlichen PP. Redemptoristen. P. Bonifaz mit den Uebrigen blieb in der Nähe des Hafens, um am nächsten Tage sogleich nach Pennsylvanien abzureisen. Und diese Trennung wurde mir um so schwerer, weil ich erst jetzt die ganze Last der Einsamkeit in einem fremden Lande fühlte, und eine Art von Ahnung mir vorher verkündete, was nun Schweres über mich kommen würde.

Schon auf der Fahrt durch die Stadt New-York zu dem Hause der PP. Redemptoristen wurden wir durch den Fiaker, der uns zu gut ansah, daß wir noch „Grünhörner" waren, entsetzlich um Geld geprellt, und als wir endlich ein paar Tage nachher

auch New-York verließen, und unsere Inland-Reise begannen, so fing sich eine ununterbrochene Kette von Gefahren und Leiden an, deren Schilderung allein ein Buch füllen würde, — es begann mein Missionsleben. — In New-York sah ich zwei meiner ehemaligen Mitalumnen, den guten P. Ruland, Redemptoristen, und den lieben Jesuiten Pater Kobler (derzeit Professor in Innsbruck).

Am Donnerstage vor Pfingsten bestiegen ich und mein junger Begleiter einen großen Dampfer auf dem Hudson-Fluß, und fuhren auf demselben stromaufwärts nach Albany, der Regierungsstadt des Staates New-York. Wir sahen die Stadt schon vor uns liegen, als unser Dampfschiff plötzlich auf einer Untiefe mitten im Fluße auffuhr und strandete. Ein leichterer Dampfer kam zu Hilfe, alle Passagiere mit ihrem Gepäcke wurden auf diesen hinübergeschafft, nur uns beide hielt man zurück. Ich fühlte zum erstenmale eine Angst ohnegleichen. Mit allem Jammern und Bitten brachten wir es endlich so weit, daß man einen Kahn aussetzte, und uns ans Land bringen wollte; etwa 10 Schritte vom Schiffe entfernt, bekam der eine der Matrosen einen epileptischen Anfall, stürzte auf mich, und wir beide fielen in das Wasser hinaus; nur mit großer Mühe fischte man uns wieder auf, und brachte uns auf das Schiff zurück. Erst gegen Abend wurde unser Schiff wieder flott, und fuhr nun an die Stadt hinauf. Hier wollte man uns unser Gepäcke nicht mehr herausgeben, und wir mußten endlich ein schweres Lösegeld dafür bezahlen. Ein Agent, früher Freischärler in Baden, fing uns ab, und führte uns in eine wahre Räuberspelunke, statt in ein ordentliches Gasthaus; Minute um Minute zählten wir, bis wir am andern Tage Mittags von dieser Hölle wieder befreit wurden. Jetzt nahm uns ein elender hölzerner Kasten, wie sie eigens nur für die Einwanderer gebräuchlich sind, in sein Inneres auf, und in demselben sollten wir nun auf der Eisenbahn gegen 30 Stunden lang verweilen. Welch eine Nacht! welch eine Fahrt überhaupt! Zugleich mußte ich auch an das Leben in einem Zwischendeck auf einem Auswandererschiff und auf die Gesellschaft daselbst denken. Der nächste Ort, wo wir anlangten, Rom, Syrakuse, Rochester vorüber, war Buffalo, die Königin der Seen genannt, eine Stadt, die keine schönere Lage haben könnte. Indeß, was mir daselbst, ehe ich noch die Stadt betrat,

so nahe bevorstand, so daß mein Leben in der schrecklichsten Weise wie am Faden eines Spinngewebes hing, dieß will ich gerne verschweigen, es sei Gott allein bekannt und aufgeopfert.

Auf den darauffolgenden Pfingstmontag hielt ich in der Redemptoristen-Kirche zu Buffalo meine erste Predigt in Amerika. Nachmittags fuhren wir auf einem kleinen Dampfer an den weltberühmten Niagara-Wasserfall; doch, neuerdings eine große Gefahr! Kaum waren wir zuerst in dem offenen Erie-See, aus dem der Niagara abfließt, hinausgekommen, als eine unterirdische Strömung das Schiff erfaßt, und so sehr auf die Seite legt, daß bei einem Haar Alles verloren gewesen wäre; selbst der Kapitän mit seinen Leuten schien den Kopf gänzlich verloren zu haben. — Auch am Niagarafalle selbst wurde ich wieder als Geistlicher erkannt, und so sehr zur Zielscheibe von Spott und Verfolgung gemacht, daß ich mich zuletzt, um nur einigermassen los zu werden, hinter Fässern und Kisten auf dem Schiffe förmlich verbergen mußte.

Am Pfingstdienstag Abends geleitete mich Jemand, — ich war von jetzt an ganz allein, und mein Begleiter in Buffalo zurückgeblieben, — auf ein Dampfschiff zur Weiterreise; das Schiff war bereits im Abfahren, aber der Karren-Mann, der meine Koffer und Kisten mit einem sehr werthvollen Inhalte bringen sollte, war noch nicht da, sondern, vielleicht sogar in der bösesten Absicht ganz wo anders hin gefahren. Mit genauer Noth fanden wir ihn noch auf, und ich kam wieder zu meinem Eigenthume. Später wurden die Fahrbillete eingesammelt, und da zeigte sich ein neues Elend; ich war auf einem Schiffe, wohin ich gar nicht gehörte; der Unwille, den darüber die Schiffs-Mannschaft zu erkennen gab, war derartig, als hätte ich jeden Augenblick zu befürchten, ins Wasser geworfen, oder mindest an einer einsamen Küste ausgesetzt zu werden. Ich lag jene ganze Nacht auf dem harten, bloßen Schiffsboden unter freiem Himmel; am nächsten Morgen, als wir in Detroit landeten, war ich steif vor Frost, und es schüttelte mich, wie im Fieber. Im Hause der PP. Redemptoristen fand ich wieder Pflege und Erholung.

Am Donnerstage Nachmittags führte man mich an den Bahnhof, aber soeben brauste der Zug zum Thore hinaus, und

ich mußte etliche Goldstücke spenden, um mit dem nächsten Zuge, einem Eilzuge, für den mein Billet nicht paßte, nur mitkommen zu dürfen. Meine Begleiter führten mich zu einem Wagen erster Klasse, und in denselben setzte ich mich nun, mich auf den weichen Polstern doch einmal wieder etwas wohl fühlend. Gegen 7 Uhr kamen die Wagen in Bewegung, und der Condukteur erschien, die Billeten einzufordern. Wie erschrack ich, als ich schon wieder ein unpassendes Billet besaß; man nahm mich bei dem Rockkragen und führte mich hinaus; wohin? das wußte ich nicht, jedoch zu einigem Glücke doch wieder in einen mit Menschen gänzlich vollgepropften hölzernen Kasten. Dort schob man mich von einem Sitze zum andern; zuletzt war keiner mehr für mich vorhanden. Ich setzte mich auf den bloßen Boden; endlich erbarmte sich meiner ein geborner Schwede, der auch deutsch sprach, und verschaffte mir noch einen Platz. Indeß mein Nachbar, ein bengelhafter Junge von 17 Jahren, lehnte und legte sich die ganze Nacht hindurch auf mich, und so oft ich ihn auch wieder auf die andere Seite schob, ebenso oft fiel er wieder auf mich.

Die ganze Nacht schloß ich kein Auge; da bemerkte ich gegen Mitternacht bei einer Biegung der Bahn durch das Wagenfenster hinaus ein entgegenkommendes Licht. In demselben Augenblicke muß es auch der Lokomotiv-Führer beachtet haben, denn augenblicklich knarrten alle Bremsvorrichtungen, und wieder ein paar Augenblicke brausten wir mit Sturmeseile wieder zurück in den nächsten Bahnhof, wo die falsche Stellung der Wechsel uns auf ein unrechtes Geleise gebracht hatten. Die beiden Züge waren auf ungefähr 100 Schritte einander nahe gekommen. Das eine Weh war vorüber, und es kam ein zweites. Eine Stunde später flogen Funken und Flammen um unsern Wagen, so daß Alles in Brand zu stehen schien; dieß wurde in jeder Sekunde ärger, und bereits verrieth auch der Geruch, was unmittelbar vor uns vorging; indeß war, wie es schien, Alles im tiefsten Schlafe. Offenbar ging es schon wieder ans Leben, und ich konnte nicht weiter ruhen; ich stieß daher meinen Schweden in die Seite, so daß er erwachte; in demselben Augenblicke begann auch der Zug zu halten. Nach einiger Zeit stürmten wir aber wieder in der wildesten Eile dahin, bis wir in New-Buffallo am Michigan-See

anlangten; es war jetzt ungefähr sechs Uhr Morgens. Aber welcher Anblick erwartete uns? Die beiden Gepäckwagen vor uns waren beinahe gänzlich ausgebrannt, und selbst von unserem eignen Wagen waren einzelne Theile bereits verkohlt. Jammernd und händeringend um ihre verlorne Habe standen die Passagiere vor dem Aschenhaufen, aus denen man blos noch Trümmer hervorzog. Die Nummern wurden mehrmal verlesen, meine Nummer ward gar nicht genannt. War also für mich ein Werth von ungefähr 3000 fl. verloren? Ich bat dringend und in einem fort, man möchte doch den Aschenhaufen auseinander reißen, und sieh da, o Wunder, ganz unten lagen mit Asche förmlich bedeckt, meine unversehrten Kisten. Ich hätte auf die Knie niederfallen und unter Freudenthränen Gott danken mögen.

Nach einem Frühstück bestiegen wir wieder ein Schiff, allein auf der Brücke über das Wasser zum Schiffe hinaus brach unter meinen Füssen ein morsches Brett, ich fiel bis an die Arme durch, und hatte die äußerste Noth, mich so lange zu halten, bis ich wieder herausgezogen wurde. Gegen Mittag fuhren wir an der Stadt Chicago vorüber, und bereits war es finstere Nacht, als auf einmal gerade vor uns, im Hintergrunde einer Bai Hunderte von Lichtern erglänzten; das ist, sagte ein freundlicher Mann, Milwaukee. Als ich fünf Jahre später wieder nach Europa zurückkehrte, und am 29. August meinen geliebten Heimathort aufs Neue erblickte, empfand ich kaum solch innige Freude, als bei dem Anblicke dieser Stadt Milwaukee, dieses Zieles meiner Reise. Ein wildes, furchtbares Geschrei erhob sich auf Seite des am Hafendamm stehenden und harrenden Trosses von Fuhrleuten, Mäcklern und Führern, als wir anlegten; ich zauderte ans Land zu gehen, und stellte mich in einen Winkel; da trat ein breitschulteriger, älterer Mann an mich heran, und raunte mir ins Ohr: „Sie sind gewiß ein Geistlicher, und fremd, vertrauen Sie mir, und begleiten Sie mich!“ — Es ist entsetzlich, daß man unter Umständen gerade über den freundlichsten Worten am meisten erschrecken muß. — Nur mit großer Bangigkeit folgte ich ihm langsam ans Land, und nahm seine Hilfe zum Tragen des Gepäckes an. „Wohin wollen Sie?“ fragte er auf dem Wege; „in das Sedelmayer'sche Gasthaus,“ antwortete ich, denn das ist mir

empfohlen. „Ich werde Sie dahin führen," gab er zurück. Auf einmal deutete er auf ein Häuschen an der Straße, und sagte mir, daß dieß sein Häuschen sei. Beim Scheine der Straßenlichter bemerkte ich einen Schild an demselben, und, daß der Mann selbst ein Gastwirth sei. Die Uneigennützigkeit, mit der er gehandelt, verscheuchte jetzt alles Mißtrauen aus mir, ich erklärte mich bereit, bei ihm selbst zu bleiben, und trat ein. Was Keller und Küche besaßen, davon mußten sie noch abliefern, und dann brachte ich die erste Nacht in diesem Häuschen zu. Zwei Jahre nachher wurde ich in der Stadt zu einem schwer Kranken gerufen, und einige Tage nachher half ich ihm sterben, — es war mein lieber Gastwirth, bei dem ich die erste Nacht geruht, ein braver Katholik aus dem Rheinlande, in der Nähe von Köln.

Am nächsten Tage, es war der Samstag nach Pfingsten, der 11. Juni, führte mich mein freundlicher Gastwirth zur Wohnung des Herrn Bischofes, und dann, als wir diesen nicht trafen, an die deutsche Marienkirche; am Abend kam auch der Hochwürdigste Herr Bischof selbst von einer Missionsreise zurück. Welch kurzer Zeit bedürfen doch gleichgesinnte Menschen, um sich gegenseitig bekannt und Freund zu werden, und wie schnell fühlt man unter einem Dache, wo sich Gleichdenkende befinden, sich wie zu Hause! Insbesondere bekundeten laut ihre Theilnahme meine lieben Landsleute, die zahlreichen Katholiken aus Bayern, unter denen die Nachricht von meiner Ankunft sich wie Lauffeuer verbreitet hatte.

Indeß am tiefsten ergriff mich der Anblick und die Begrüßung des Hochwürdigsten Herrn Bischofes, und ich konnte ihm mit einem gewissen Nachdrucke die Worte zurufen: „Nun Hochwürdigster Herr Bischof, habe ich mein vor drei Jahren an der bischöflichen Tafel in Regensburg gegebenes Wort nicht eingelöst?" Sogleich mußte ich bei ihm selbst meine Wohnung nehmen, und seine Gnade wurde mir schon von diesem Tage an in einem Maße zu Theil, so daß ich in allen wichtigeren Angelegenheiten zur Seite zu stehen hatte. — An seiner bischöflichen Kirche wirkte als erster Priester ein junger Mann, früher Protestant, ein geborener Amerikaner, der seine Studien in München und Innsbruck gemacht; seinen Namen will ich gerne verschweigen, da er drei Jahre später zu einem höchst unglücklichen Schritte sich hinreißen

ließ. An der Marien-Kirche, der ersten und ältesten deutschen Pfarrkirche der Stadt diente ein oberösterreichischer Geistlicher, ein überaus eifriger und thätiger Priester, sein Name ist Dr. Joseph Salzmann; neben ihm wirkte der fromme mährische Priester Urbanek, der später auf dem Missisippi durch die Explosion des Dampfkessels und bei dem Untergange des Schiffes so schrecklich ums Leben kam. An einer andern deutschen Pfarrkirche der Stadt, zur allerheil. Dreifaltigkeit, stand der gelehrte ehemalige Jesuit Sadler, gleichfalls ein geborner Oestreicher, aus St. Pölten. Alle diese waren schon nach wenigen Stunden meine Freunde, und ich muß heute noch offen gestehen, daß ich mich damals schon in Milwaukee wie zu Hause fühlte.

Am nächsten Tage, dem Dreifaltigkeits-Sonntage, hielt ich in der Cathedrale das Hochamt, Nachmittags in der englischen Kirche St. Gallus die Vesper; und so war nun auch der Dienst in den Missionen begonnen. Abends setzte ich mich an meinen Schreibtisch, und schrieb meine ersten Briefe von dem Innern Amerikas aus nach Europa, vor Allem an meine unvergeßliche Mutter, sie insbesonders mit der Hinweisung auf meine glückliche Ankunft am Ziele und auf den wunderbaren, namentlich während der Inlandreise empfundenen göttlichen Schutz tröstend und ermuthigend.

Milwaukee (indianisch Minewag, d. i. Dornbüsche), hat eine unvergleichlich schöne Lage; der nahe, ungeheure Michigansee, die Ausmündung zweier Flüsse, des Milwaukee und Menomene, die freundlichen, romantischen Thäler, die zu einer Höhe von 100 bis 150 Fuß ansteigenden Ufer und im Hintergrunde der grüne schattige Urwald, — welches Plätzchen auf der Erde hat vorzüglichere Naturgaben aufzuweisen? Und was die Natur etwa noch übrig ließ, das hat die fleißige Hand des Menschen ausgeführt. Wie gerne lenkte ich auf einsamem Spaziergange meine Schritte an den Rand des Seeufers, und welche Genüße bot mir das bezaubernde Bild um mich her! Welch eine Regsamkeit, welch eine Bewegung! ganze Schaaren von Schiffen, die einen mit vollgeblähten Segeln, die andern rauchend mit schwarzen Kaminen, durchzogen fortan nach allen Richtungen hin die dunkelblauen Wellen; die einen kamen, andere gingen; wie aus einem Abgrunde

schienen sie am fernen Horizonte heraufzutauchen oder in denselben hinabzusinken. Unmittelbar an der Stadt und unten zu meinen Füssen bildete der See eine hufeisenförmige Bai; diese war der vorläufige Zielpunkt der meisten Schiffe; mehrere brückenartige Bauten reichten vom Ufer aus in die Bai hinaus, und an diese legten sich nun die Fahrzeuge, um aus- und einzuladen; andere stiegen weiter unten durch die Mündung des Flußes in den Hafen herauf, bis mitten in die Stadt. Es ist etwas so Schönes, so Großartiges, so Stolzes um ein segelndes Schiff, und wie winzig, wie unruhig und polternd zeigt sich dagegen jedes andere Landfuhrwerk! Selbst im heftigsten Sturme, wenn sich Wellen auf Wellen thürmen, wenn die Wogen und Fluthen bis zur Betäubung rauschen und wüthen und die Brandung am Ufer brüllt, als wollte ein Element das andere im Zorne vernichten, — furchtlos schreitet das Schiff mit halbgerefften Segeln und sicher geführt durch die kräftige Hand des Steuermannes vor dem Winde einher gegen das Land, — jetzt ists genug, und die Winden knarren, die Ketten rasseln, niedersinken die schweren Anker bis zum Grunde, das Schiff steht fest. — Uebrigens man muß das Meer, man muß große Seen und das Leben auf ihnen sehen, nicht etwa blos gemalte Bilder derselben schauen und matte Beschreibungen lesen.

Am nächsten Montage begleitete ich den Herrn Bischof etliche Meilen vor die Stadt in ein Settlement von ehemaligen Kölnern am Rhein; die guten, eifrigen Leute hatten es endlich so weit gebracht, daß ein nettes Kirchlein, wenn auch nur von Holz, nur noch der Einweihung bedurfte; auch ein Begräbnißplatz war angelegt, und eine hübsche Glocke angeschafft. Bei der Weihe hatte ich dem Herrn Bischofe zu assistiren, und hiebei zu predigen. Mein Gott! ist daß eine Festlichkeit und Feierlichkeit für solche brave Gläubige! herrscht dabei eine Rührung und Freude, die namenlos ist! Was man im Ueberflusse hat, schätzt man oft nicht mehr, aber die Entbehrung macht es wieder theuer. Jahre lang hat der Ansiedler im Urwalde gelebt, er hat sich schöne Stücke Landes cultivirt, sein Haus, seine übrigen Gebäulichkeiten sind voll von Einrichtung, von Früchten, von Vieh, seine Familie ist zahlreich geworden; ist es einmal so weit gebracht, dachte er sich in

früherer Zeit, was soll dann noch fehlen? Jetzt bricht das Bewußtsein des Fehlenden, das Verlangen nach demselben um so stärker hervor: Ach, nur eine Kirche, einen Gottesdienst, eine Predigt, eine Schule nur! was hilft mich denn alles Andere? Das Sprichwort sagt: das Meer lehrt beten; ich setze dazu: auch die Einsamkeit und Wildniß des Urwaldes, und vielleicht noch besser als das Meer.

Schon am Tage meiner Ankunft in Milwaukee hatte ich auch dem Kloster unserer verdienstvollen bayerischen Schulschwestern meinen Besuch abgestattet; hatte ich ja doch für dasselbe Mehreres zu überbringen; hatte ich ja daselbst eine Schwester, bekannt aus früheren Jahren her! „Ehrwürdige Frau Oberin, erinnern Sie Sich noch zurück an die Vorstadt Au? an die Schule daselbst? an einen Caplan und Catecheten in Ihrer Schule, der zugleich in Ihrem Hause wohl bekannt war?" — „Ach ja," erwiederte die Gefragte nach einigem Besinnen, „das war ja Herr Caplan N." — Nun ja, hier steht er vor Ihnen und bringt Ihnen tausend Grüsse von der Heimat!" — Die Scene des Wiederfindens und Wiedererkennens erhält ihre volle Bedeutung erst dann, wenn sie unerwartet und zugleich in so weiter Ferne erscheint. Die gute Frau und Schwester Karolina Fries konnte kaum mehr zu Ende kommen, immer und immer wieder rief sie aus: „Sie sind's? Sie sind's?" Ist's möglich?"

Sogleich gab es eine Gelegenheit mit dieser ausgezeichneten Frau länger zusammen zu sein; es sollte nämlich 36 engl. Meilen von Milwaukee für den Orden der Schulschwestern ein Filial-Institut gegründet werden, und um dazu die nöthigen Einleitungen zu machen, hatte ich auf Anordnung des Herrn Bischofes die Frau Oberin mit noch einer Schwester an den gemeinten Ort hin zu begleiten. Am Tage vor dem Frohnleichnamsfeste reisten wir ab, 30 Meilen auf einem Dampfschiffe, 6 Meilen zu Fuß in den Urwald hinein. Es war bereits ziemlich dunkel, als wir durch eine Lichtung zwischen den Bäumen ein größeres Blockgebäude mit einem kleinen Anbau aus Brettern und daneben ein großes hoch aufgerichtetes Missionskreuz erblickten, — das war der rechte Ort, hl. Kreuz im Luxemburger Settlement. Auf niedergestürzten Baumstämmen dahin schreitend, kamen wir endlich zum Ziele,

aber da war unter der Leitung des Ortspriesters, eines gebornen Oestreichers, noch Alles, Alt und Jung in voller Thätigkeit, um das morgige hohe Fest vorzubereiten. Später kam auch noch der bekannte, verdienstvolle Missionär P. Fr. Xav. Weninger an, um gleichfalls das hohe Fest hier zu begehen. Zwei einfache Lager, das eine zu ebener Erde für uns drei Priester, das andere auf dem Dachboden für die beiden Schulschwestern verschafften uns während der Nachtzeit einige Ruhe. Am Morgen aber erschallten kaum die lieblichen, silberhellen Töne des einzigen Glöckleins, als es sich schon in und vor der Kirche zu regen begann; bald darauf langte eine der entfernteren Gemeinden um die andere, jede in Procession und unter lautem Gebet an; der ganze Wald ringsum wiederhallte von heiligen Liedern und Gesängen. Und dann erst die Feierlichkeit der Procession selbst! Jahre lang redete man noch immer von diesem Frohnleichnamsfeste. Ein paar Jahre nachher stand an der Stelle, wo eines der Evangelien gesungen wurde, ein Filialkloster der Schulschwestern vollendet da.

Und gerade dieser Ort war auch bestimmt für meine erste, wenn auch nur sechswöchentliche Thätigkeit. Besondere Umstände waren eingetreten, und darum sandte mich der Herr Bischof schon nach acht Tagen zum zweitenmale dahin. Der Arbeit wartete hier genug; theils die Seelsorge, theils die Schule, theils das Bauwesen, vor Allem aber die Excursionen auf entfernte Stationen, das Alles erforderte Anstrengungen über Anstrengungen. Zum erstenmale begegnete mir hier die Schwierigkeit der Sprache; viele der Luxemburger, namentlich deren Kinder, konnten das Hochdeutsche kaum recht lesen, viel weniger sprechen; die Kinder verstanden nicht einmal das hochdeutsch Gesprochene, und hatten es um so weniger gelernt, als mit ihnen in der Schule auch ihr Schullehrer, gleichfalls ein Luxemburger, beinahe durchgängig plattdeutsch sprach. Erst mit vieler Mühe lernte ich dieses Plattdeutsch, dann aber auch holländisch u. dgl. verstehen.

Die Gegend um hl. Kreuz weiset, wie weitaus der größte Theil jener Ländereien, eine nur sanft wellenförmig gestaltete Oberfläche, aber einen so fruchtbaren Boden, wie man ihn wohl nicht besser zu finden vermag, auf. Durch die ungeheuren Kronen der riesigen Urwaldstämme, Eichen, Ahorn, Eschen, Linden, Cedern

und Lärchen, dringt nicht leicht ein Sonnenstrahl: darum ist der Boden auch so lange naß, oft mit schuhhohem Wasser bedeckt, und mancher Einwanderer schreckt vor dem Ankaufe zurück. Ist aber einmal der Wald niedergehauen und aufgeräumt, wofür der erste Diener das Feuer ist, dann trocknet die Erde schnell aus und verwandelt sich in den fettesten Weizengrund. — Furchtbare Verheerungen richten die Regengüsse an, die hier schon den tropischen gleichen. Der fette Boden wird bis auf 2—3 Fuß gänzlich erweicht und zu einer Sulze, in der die riesenhaften, nur auf der Oberfläche wurzelnden Bäume ihren Halt verlieren und dann selbst bei der vollständigsten Windstille zu Hunderten und Tausenden niederstürzen. Es gibt dieß namentlich zur Nachtszeit eine fürchterliche Erscheinung, und selbst auch bei Tage kann man nur mit äußerster Vorsicht im Walde wandeln.

Meine erste Excursion nach entfernten Stationen — sie dauerte vier Tage — wird mir gewiß lebenslänglich unvergeßlich bleiben; sie bildet eine Kette von Abentheuern, von Gefahren. Sie fiel eben auch in eine solche Regenzeit; und daß ich nun da mit meinem alten Klepper, den mir mein Collega zum Reiten überlassen, öfter bald von umstürzenden Bäumen nahezu erschlagen wurde, bald wieder im Sumpfe versank, aus dem ich und der Klepper uns nur mit der äußersten Anstrengung hinausarbeiteten, das war das geringere. Beim ersten Nachtlager fiel ich beinahe vom Dachboden herab, und hielt mich mit genauer Noth nur noch an der Bettlade fest; wenige Minuten nachher war ein grimmiger Bär schon im Begriffe zu mir hinaufzuklettern und mein ungebetener Schlafgenosse zu werden, da verscheuchten ihn noch zusammengelaufene Hunde; „er roch eben Fleisch auf dem Dachboden," sagte des andern Tages mein Herbergsvater kaltblütig zu mir; solche Aderlässe, wie mir in derselben Nacht gewisse in Amerika überhäufige Insekten besorgten, würde ich wohl nicht viele ertragen haben; dann mußte ich durch einen ¼ Stunde breiten, bodenlosen Sumpf, die Straße durch denselben war nur noch mit einigen, querliegenden, aber größtentheils schwimmenden Prügeln bezeichnet; später hatte ich bis an die Schultern in einen angeschwollnen Fluß zu springen, und so meinen Gaul nachzuziehen; am späten Abend verirrte ich mich noch im Urwalde, und wurde erst nach

einiger Zeit aufgefunden; endlich bei der Heimkehr stürzten noch 100 Schritte vor dem Wohnhause Pferd und Reiter von der Brücke hinab in den Fluß. Ich muß bemerken, daß dieß Alles nur in die Zeit von vier Tagen fällt, und daß diese eine Excursion nur das Bild von vielen andern sei, die an Aehnlichkeit und Gleichheit oft nicht zurückstehen.

Sechs Wochen waren vorüber, da rief mich der hochwürdigste Herr Bischof zurück nach Milwaukee, es war jetzt der vom Anfange für mich bestimmte Platz erledigt, nämlich St. Bonifaz, 20 Meilen westlich von der Stadt. „Gehen Sie nach St. Bonifaz," sagte eines Tages der Herr Bischof zu mir, „dort erwartet Sie ein tüchtiges Stück Arbeit; die Gemeinde ist uneinig, für die neue Kirche ist seit Jahren blos erst das Fundament gelegt, eine Schule ist noch nicht dort und meine besten Priester habe ich früher schon, jedoch vielfach vergeblich, dahin gesendet; — machen Sie Ihr Meisterstück!" Dieß war das Anstellungsdekret, — Taxen wurden nicht verlangt — und damit reiste ich am nächsten Morgen ab.

Jeder Ort erhält in Amerika nach und nach mehrere Namen; der erste ist, wenn etwa Indianer da gewohnt haben, der indianische; der zweite ist der des ersten Ansiedlers oder des Führers einer Einwanderer-Gesellschaft; der dritte ist der politische und der vierte der kirchliche. So hieß mein neuer Ort St. Bonifaz, dann Germantown oder Deutschbezirk, dann Regenfuß-Settlement, weil dieser, gebürtig aus Neukirchen bei Erlangen, eine Ansiedler-Gesellschaft hieher führte; die Ansiedlung stammte aus dem Jahre 1841. Die Hauptgemeinde St. Bonifaz zählte bei meiner Ankunft gegen 110 Familien, drei Meilen südlich war St. Hubert mit ungefähr 60 Familien, wieder 5 Meilen weiter war St. Augustin mit circa 40 Familien, auf einer andern Seite, 8 Meilen von St. Bonifaz war St. Mariä Empfängniß mit circa 20 Familien, 10 Meilen entfernt St. Joseph mit 40 Familien und 16 Meilen entfernt St. Mariä Himmelfahrt in den beiden Märkten Westbend und Salzberg mit circa 60 Familien. Nehme ich die an der äußersten Grenze stehenden Katholikenhäuser, dann hatte mein Bezirk eine Länge von gegen 30 und eine Breite von nahezu 20 engl. Meil. — dazu aber war ich selbstverständlich nur allein da. Auch mußte ich noch einige Stationen besuchen, wo der Gottesdienst in

einem Hause gehalten wird und die äußerste dieser Stationen war gegen 40 englische Meilen entlegen.

Schon den ersten Morgen an diesem Platze kann ich nicht vergessen: mein Strohsack in einer Bettlade und darüber eine abgenähte Decke befand sich hart an einem Fenster gegen Morgen; am Fenster waren gleichwohl alle obern Glastafeln eingebrochen, und nur die untern noch unversehrt. Mein erster Blick beim Erwachen fiel auf dieses Fenster, das von der aufgehenden Sonne bereits beleuchtet war; da gewahrte ich auf dem Gesimse eine große Klapperschlange, sich an den warmen Strahlen sonnend. Solche Gäste und Bettgenossen hat man auch in Amerika nicht gerne; ich stand auf, ging vor das Haus und erschlug sie mit einer Stange.

Daß die Dienste bei einer so ausgebreiteten Wirksamkeit ohne die besondere Unterstützung von irgend einer Seite nicht geleistet werden konnten, das mußte mir bald klar werden; und Alles entbehrt der Missionär bei solchen Umständen leichter, nur nicht das treue Pferd. — Zuerst ging ich zu einem Farmer in die Kost; allein bald kam ich erst um 1 Uhr Nachmittags, bald um 3 Uhr, bald sogar erst in später Abendstunde zu Hause; — daran kann kein Kostgeber ein Vergnügen haben. Kurz nachher kam ein Student aus der Schweiz, ich nahm ihn als Schullehrer an, und nun kochten wir gemeinschaftlich oder abwechselnd; — es hätte sich dieß noch machen lassen. Auch die Betten machten wir selbst, scheuerten von Zeit zu Zeit die Zimmerböden, — es wäre allenfalls auch noch angegangen. Indeß, 10, 15, 20 Meilen weit mit einem schweren Gepäcke auf Missionen gehen oder gar zur Nachtszeit in einer unwegsamen Gegend zu Kranken und Sterbenden eilen, — das ging ein für allemal nicht an. Ich kaufte daher ein Pferd, zwar nicht ohne Fehler, allein es war nicht theuer und leistete willig und treu seine Dienste. Etwas über ein halbes Jahr nachher verhandelte ich es unter sonderbaren Umständen, und kaufte auf dem Rückwege eine echte englische braune Stute, vier Jahre alt; und dieß ist das Geschöpf, dem ich unter allen Thieren während meines ganzen Lebens am meisten zu verdanken habe. Die Anhänglichkeit, Treue, Aufmerksamkeit und Willigkeit, mit der mir dieses edle Pferd mehr als vier Jahre diente, mit der es mir

Tausende von Schwierigkeiten furchtlos überwinden half, mit der es mich oft blitzesschnell entweder aus eigenen Gefahren hinweg oder zu entfernten Sterbenden trug, mit der es mitleidig zu mir niederblickend vor mir stehen blieb, wenn bei Nachtszeit mich ein Baumast herabgestreift und auf den Boden hingeworfen hatte, mit der es wie ein Hirsch mit mir über hohe Zäune setzte oder durch reißende Flüsse watete, und mit der es so überaus sinnreich mich um Hilfe anzurufen schien, wenn es an einer verborgenen Sumpfstelle bis an den Kopf versunken war, — ja diese seine edlen Eigenschaften möchten mich zu Thränen rühren, wenn ich daran denke, daß ich es verlassen mußte. Ich mußte zwei Jahre lang täglich bei 5 engl. Meilen weit reiten, in der Frühe und eben so viel am Abende; in nicht viel mehr als einer Viertelstunde trug mich das Thier diesen Weg.

Auf meinem neuen Posten mußte es so eingerichtet werden, daß ich jeden Sonn- und Festtag von 8 — 9¾ Uhr in St. Hubert Amt und Predigt hielt, und dasselbe dann auch in St. Bonifaz von 10 — 11¾ Uhr. Die Ausspendung der hl. Sakramente war noch eine Zugabe. Oefters hat der Missionär auch dreitägige Missionen zu halten, und dann predigte ich täglich dreimal und hörte alle Theilnehmer zur Beichte. Eine erschreckliche Last bürdet das Klima und die Temperatur auf; im Sommer bleibt das Reaumur'sche Thermometer manchmal Wochen lang auf 30 bis 32°, während es im Winter sehr häufig auf 25 und noch tiefere Grade unter Null herabsinkt; viele Leute sterben da plötzlich am Sonnenstiche oder an Erstarrung, und ich selbst kam mehr als einmal in die größte Lebensgefahr. Dann erschienen im Sommer die entsetzlichen Muskito's, und rauben auch noch jede Nachtruhe. Manche Wiesen kann man wegen Menge von Klapperschlangen ohne die höchste Lebensgefahr gar nicht betreten; auch mit Bären und Wölfen, wenn sie hungrig oder gereizt sind, zusammenzutreffen, ist nicht angenehm. Am wenigsten darf man eine Empfindlichkeit den Speisen gegenüber verspüren lassen; mehrere Tage nacheinander bekam ich manchmal bei den „Bush-Farmern" draußen, namentlich bei Irländern nichts anderes, als gerösteten Schweinespeck, schlechten Kaffee sammt dem Bodensatze und etwas Whiskey (Kartoffelbranntwein) „der Bush hat nichts

Anderes", hieß es gewöhnlich. Jedoch ist der Missionär, der Clergyman überall Gast, selbst bei Andersgläubigen; er bekömmt Alles, was man hat und zu bezahlen, das wäre die größte Beleidigung. Daß man auch auf das Nachtlager keine hohen Ansprüche machen darf, versteht sich von selbst; jedoch zweier Fälle gedenke ich noch immer; einmal mußte ich in einer Hütte ohne Fenster und Thüre bei einer Kälte von 25° Reaumur bloß bedeckt mit einer wollenen Decke auf bloßem Boden übernachten, und ein andermal ließ sich ein Wahn- oder Irrsinniger durchaus nicht nehmen, in ein und demselben Bette mein Schlafgenosse zu sein.

Der katholische Priester als Missionär erleidet nicht blos des Hohnes und Spottes mehr als genug, sondern auch direkte Angriffe auf sein Leben sind nicht so ganz selten. Es wäre in den meisten Fällen wahrhaft unnütz und thöricht, so zwecklos sein Leben zu lassen, und darum ist ein Muth nöthig, der uns auch in den kritischsten Lagen die Geistesgegenwart nicht verlieren läßt. In einem, eine Stunde von meiner Wohnung in St. Bonifaz entfernten Hause hatten sich höchst seltene und sonderbare Erscheinungen ergeben; gerufen und umgeben von 10 — 12 furchtlosen und vorurtheilsfreien Männern untersuchte ich selbst diese Sache mit allem Fleiße. Das Ergebniß war einzig dieß: hier wirke eine unsichtbare, böse Gewalt. Einige aus den Anwesenden kamen auf den Gedanken an Hexen und in der That, zwei brave Frauen wären zur Stelle verbrannt worden, hätte ich sie nicht noch retten können. Da offenbarte beim Tischrücken in einem benachbarten Hause der Klopfgeist, all diesen Teufelsspuck hätte nur ich selbst gemacht, um dabei Geld zu gewinnen. Darüber erlitt ich längere Zeit hindurch die entsetzlichsten Nachstellungen bis aufs Leben.

Mehr als 14 Tage war Hr. P. Wenninger bei mir, um meinen Gemeinden Volksmissionen zu geben und Missionskreuze aufzupflanzen und einzuweihen. P. Wenninger, ein geborner Oestreicher und von Adel, ist ein Mann, wie man ähnliche wenige finden wird; hinsichtlich des Eifers für die Ehre Gottes und das Heil der Menschen, sowie hinsichtlich seiner Anstrengungen für den Missionsdienst, worin er durch eine eiserne Kraft und Gesundheit unterstützt wird, ist ihm wohl keiner der amerikanischen Missionäre gleich. Gleichsam unzufrieden zu Hause unter seinen

Mitbrüdern in Cincinnati, wohin er eigentlich gehört, befindet er sich beinahe Jahr aus Jahr ein auf Wanderungen durch die ganze Union, und zwar immer allein, bald da bald dort Missionen haltend, jeden Tag mindest 3—4 Predigten vortragend, und nur selten wo anders als nur im Beichtstuhle ein paar Stunden schlummernd. Er betrachtet sich vor Allem als einen Missionär für die Deutschen und liebt diese auch vor allen andern Nationen, obwohl er hie und da auch in englischer und französischer Sprache predigt. Den manchmal sich zeigenden Gelüsten gewisser Obern nach zu viel Herrschaft und einer Art von fürstlichem Ansehen, sowie dem ziemlich gemeinsamen Streben derselben, durch Geringschätzung der deutschen Sprache und Sitten sich bei den englisch sprechenden Amerikanern in Ansehen zu setzen, tritt er unerschrocken und kühn bei jeder Gelegenheit entgegen; daß übrigens auch ein solcher Mann Gottes seine Sonderbarkeiten habe, daß er insbesonders zu geneigt ist, überall Wunder zu sehen, dieß kann einerseits nicht so unerklärlich sein, andrerseits aber auch seinen Verdiensten kaum Etwas nehmen.

Zu den betrübendsten Erfahrungen eines deutschen Missionärs gehört die auch noch jenseits des Oceans überall hervorbrechende Uneinigkeit der deutschen Stämme; Nord- und Süddeutsche, Rheinländer, Hessen, Rheinpfälzer, Badenser und Schwaben, Sachsen und Bayern, kurz, Alle kommen sich bald da, bald dort in die Haare. Die erste und häufigste Veranlassung dazu ist die Erbauung der Kirche und Priesterwohnung; jede Parthei, ja, jede Familie will sie vor ihrem Hause haben; es wäre dann der Besuch der Kirche so bequem, auch steigt in der Nähe einer Kirche augenblicklich der Preis des Landes und Gastschenken, Kramläden u. s. w. sind da am rechten Flecke. Bei aller Sorgfalt des Missionärs, sich allen nationalen Eifersüchteleien ferne zu halten, gelingt es ihm doch nur höchst selten, sämmtlichen Vorwürfen auszuweichen: „er ist halt auch ein Altbayer!“ hieß es dann und unter Altbayern versteht man in Amerika die Ober- und Niederbayern und Oberpfälzer. Nicht am wenigsten streitsüchtig sind die Rheinpfälzer und während von jenen das Sprichwort gang und gäbe wurde: „ein Altbayer fällt nicht vom Glauben ab,“ kann man von letzteren jeden Augenblick die Drohung hören: „dann werde ich lieber

evangelisch." — Die Zahl meiner Hausgenossen war allmählig bis auf drei gekommeu; zuerst kam zu mir unmittelbar aus Deutschland (Bayern) ein Gärtner, dann aus Sachsen ein Student, den ich zum Schullehrer machte, — er ist jetzt selbst Priester — zuletzt mußte ich auch noch eine Magd aus Baden nehmen. Um das Haus hatte ich acht Tagwerk der besten Grundstücke, und diese bearbeiteten wir nun aufs fleißigste. Insbesonders legten wir zwischen dem Hause und der neuen Kirche einen bei zwei Tagwerk großen Obst-, Wurz- und Blumengarten an, der seines gleichen suchte. Der Besuch desselben war Jedermann gestattet und die Folge war, daß ich ein Jahr nachher fast bei jedem Farmhause ein kleines Gärtchen entstehen sah. Ein verhältnißmäßig hübscher Blumenflor ist in Amerika leicht zu besorgen, da dort schon eine Menge Blumenpflanzen, die wir hier in Europa nur mit Mühe in Gärten ziehen, z. B. die mannigfaltigsten Lilienarten, wild wachsen. Haselnüsse, Him-, Johannis-, Stachel-, Erdbeeren u. a. werden dort doppelt so groß und ganz besonders gerne gedeiht der Apfel- und Pflaumenbaum. Selbst der unveredelte, aber aus einem edlen Kerne gezogene Apfelbaum gibt schon eine ausgezeichnete, unserm sogenannten Borstorfer ganz ähnliche Frucht. Manchmal veredelten wir von dem Stocke eines einzigen wilden Apfelbaumes Dutzende von Wurzen, und alle wuchsen zu den schönsten Bäumchen heran. Weniger gedeiht der Birn-, Zwetschgen- und Kirschenbaum. Zucker- und Wassermelonen u. dgl. baut man in Menge auf dem freien Felde. Wie gerne ruhte ich in meinem Garten sitzend ein Stündchen von den Mühen des Tages aus! dann machten mir unter andern auch die mannigfaltigsten Vögel ihre Besuche; was an der Kunst des Gesanges ihnen noch mangelt, das ersetzt die wahrhaft wunderbare Farbenpracht ihres Gefieders. Ich konnte mich manchmal nicht satt genug sehen, und schlich ihnen weit in den Urwald hinein nach. Besonders nett sind die Schaaren von Kanari-Vögeln und die lieblichen, Maikäfer großen, schmaragdgrünen Kolibri's. Im Frühjahre streichen Wandertauben in einer Menge, daß sie wirklich hie und da die Luft verdunkeln. Auf den Feldern schlagen Wachteln, Lerchen, Rebhühner, d. h. eine Art hievon, im Walde rufen Drossel- und Finkenarten und die wunderschön gefiederten Spechte, auch der wilde Fasan; die

See'n sind oft wie bedeckt von allen Gattungen Wildenten und anderm Wassergeflügel; und der schöne canadische Hirsch zieht rudelweise ohne Scheu herum, neugierig stehen bleibend, und die Menschen begaffend. Amerika ist von der Natur selbst so schön und reich ausgestattet, man könnte nicht mehr verlangen.

Allerdings, die ersten Jahre sind für den Ansiedler, wenn sein mitgebrachtes Geld nicht weiter reicht, als sich von der Regierung etwa 80 Tagwerk wildes Land, und dazu von der nächsten Stadt her etwa noch ein Paar Ochsen, einen Wagen, einen Pflug, einen Kochofen und ein paar Feusterstöcke mit etwas Lebensmitteln anzukaufen, — eine harte Zeit. Ist er etwa zu 3 — 10 Familien auf seinem Lande angekommen, dann sucht er sich die geeignetste Stelle für seine künftige Hütte, am liebsten, wo es Trinkwasser gibt. Eine Art von schnell zusammen gemachtem Indianerzelte beschützt ihn für die ersten Tage; er öffnet seine Auswandererkiste, zieht seine wenigen Habseligkeiten hervor, darunter auch ein mitgebrachtes Crucifixbild, das er in die Ecke einer Wand hängt, und hier wirft er sich nun zum erstenmale wieder auf die Kniee nieder; von den Menschen ist er verlassen, er muß sich zu Gott wenden; allein kann er nicht sein. Das Nächste ist, Bäume umzuhauen, und unter Beihülfe seiner Nachbarn eine rohe Blockhütte aufzuschlagen. Hat er diese fertig, dann befindet er sich schon in dem ersten Grade der Seligkeit. Nach ungefähr 6 — 8 Jahren ist etwa die Hälfte von seinen 80 Tagwerken zu den fruchtbarsten Feldern und fettesten Wiesen cultivirt, er hat mehrere Gebäude aufgeführt, das Haus bereits ziemlich bequem eingerichtet, auf der Wiese weiden ein halb Dutzend ausgezeichnet schöner Kühe, im Stalle stehen zwei stolze Pferde, mit den vortrefflichsten ökonomischen Werkzeugen, mit Pflug, Egge, Sense, Axt, Dreschmaschine arbeiten er und sein Weib allein so viel, wie bei uns in Süddeutschland ein Bauer mit zwei Knechten und Mägden, — jetzt hat er auch die alte Heimat vergessen, was in der Regel mit zwei Jahren geschieht, und er ist nun ein gemachter Herr, ein Souverain auf seinem Lande. „Landsmann," fragte ich Manchen, „wie viel Tagwerk (Acres) unterm Pflug?" „Sechzig Tagwerk," gab er mit einem freudestrahlenden Gesichte zurück. — „Wie viel in Deutschland?" — „Ach," versetzte er seufzend darauf, „kaum

drei Tagwerk, ich bin von Baden, von Hessen, vom Rheinland."

Hinsichtlich der Betreibung der Oekonomie könnten wir Süddeutsche Vieles von den Amerikanern lernen, und insbesonders sollten wir uns ihre vortrefflichen Werkzeuge aneignen.

Ein bedeutendes Geschäft in St. Bonifaz war für mich das Bauwesen, und dabei mußten ich und meine Leute immer voran sein. Fast zu gleicher Zeit baute ich vier Kirchen, darunter die größte in St. Bonifaz selbst, 80 Fuß lang, die Hälfte breit, entsprechend hoch, fast durchaus gemauert. Der Ludwigs-Missions-Verein von München hatte schon vor meiner Ankunft 400 amerikanische Dollars (1000 fl.) großmüthig gespendet, bei 300 Doll. vermochte damals die noch geldarme Gemeinde zu geben, bei 1500 Dollars kostete in Geld der Bau, — wer das Fehlende zu ersetzen hatte, läßt sich leicht denken. (Die Gemeinden schätzen auch die zu ihnen gesendeten Missionäre nach dem, was sie mitbringen und opfern, aber nicht selten wirft man den Besen in die Stubenecke oder gar vor das Haus, wenn damit das Haus ausgekehrt ist). Auf den sogen. Allerseelensonntag 1852, also nach 15 Monaten, konnte ich dem Herrn Bischof schreiben, die gegebene Aufgabe sei gelöst, und ihn bitten, die Kircheneinweihung vorzunehmen. So geschah es auch; außer dem Hochwürdigsten Herrn Bischofe waren noch gegen 10 Priester anwesend, dazu kam das Chormusikpersonal, der Bauausschuß und sämmtliche Meister, endlich eine ungeheure Menge Volkes von Nah und Fern. Und als ich selbst dieser Feierlichkeit anwohnte, und meine Blicke auf dem stolzen, hehren Bau ruhten, da traten mir zugleich noch einmal alle Mühen, alle Opfer, alle Verdrießlichkeiten vor das Gedächtniß und darunter mengte sich die Freude über das vollendete Werk, — mein Gemüth ward von einem eigenen Gefühle überwältigt, Thränen traten in meine sonst so trockenen Augen. Bei dem fröhlichen Mahle darnach gedachte ich in einem Spruche unter anderm auch meiner beiden, innigst geliebten, nie vergessenen Könige von Bayern, Max und Ludwig.

Im Juni des nächsten Jahres 1853 war in Milwaukee die neue bischöfliche Cathedralkirche, ein prachtvolles Gebäude, vollendet, und sämmtliche Diözesanpriester, bei 80 an der Zahl, mehr als die Hälfte Deutsche, wurden zu der Feierlichkeit der Einweih-

ung und zu vorher abzuhaltenden geistlichen Exercitien zusammenberufen. Die Einweihung selbst wurde durch den eben anwesenden apostolischen Nuntius, Erzbischof Bedini, vorgenommen, bei 10 Erzbischöfe und Bischöfe (von New-York, Cincinati, St. Louis, Buffalo, Detroit ꝛc.) assistirten, die beiden erstgenannten Erzbischöfe predigten in englischer, Pat. Weninger in deutscher Sprache und das zusammengeströmte Volk war beinahe zahllos. Und bei dieser Gelegenheit kam nun auch eine Idee zum Durchbruche, welche vom wichtigsten Einflusse auf meine Zukunft wurde.

Nach der Feierlichkeit der Einweihung traten wir deutsche Diözesanpriester noch einmal zu einer Berathung zusammen, und das Resultat derselben war der einstimmige Beschluß, ähnlich wie Pat. Wimmer für den Osten gethan, hier im Westen in der Nähe von Milwaukee ein Seminär mit vollständiger Studienanstalt zu gründen, und zwar mit Zugrundelegung deutscher Wissenschaft und Disciplin. Die unterzeichneten Beiträge beliefen sich schon im ersten Augenblicke auf eine beträchtliche Summe; mit Thränen der Rührung in den Augen nahm der Herr Bischof die Nachricht hievon entgegen. Zur Ausführung des Ganzen wurde ich mit noch zwei deutschen Priestern berufen und die Administration fiel zunächst mir allein zu. Mein Inneres sagte mir, ich sei nun in mein Element, wie ein Schiff ins Fahrwasser, gekommen.

Schon nach etlichen Wochen verließ ich St. Bonifaz und zog in die Stadt, um so mehr, da theils die Arbeiten am Bauplatze des neuen Seminars, theils der Unterricht an der einstweilen in der Stadt selbst eröffneten Anstalt unverzüglich begonnen werden mußten. Und nie in meinem Leben habe ich mit größerer Freudigkeit mich einem speciellen Berufe hingegeben, und mit mehr Leichtigkeit gearbeitet, als hier. Unzähligemal treten jene Tage noch immer vor meine Augen, ich sehe noch immer klar jene Anstrengungen, ich frage mich, wie ich schwacher Mensch nur einigermassen zur Zufriedenheit mich ihnen unterziehen und sie überwinden konnte, — sie sind überwunden worden, länger als ein Jahr hindurch.

Der zum neuen Seminär bestimmte Platz liegt an der Seeküste, zwischen 3 und 4 Meilen südlich von der Stadt. Dort bestand bereits ein Klösterchen für etliche Schwestern des dritten

Ordens mit einem Bruderhause, dazu 40 Tagwerk Land; dieses, ziemlich herabgekommen, wurde uns zur freien Disposition gestellt, und dazu erwarben wir noch weitere 160 Tagwerke Grund. Zum neuen Gebäude ließ ich nun sofort einen schönen, annuthigen Hügel vom Urwalde säubern, die nöthigen Gartenanlagen an demselben machen, einen Viaduct mit Brücke über ein Thal zu demselben herstellen, und Straßen anlegen; zudem eröffnete ich auf dem Seminarlande selbst eine großartige Ziegelbrennerei (um Milwaukee findet sich eine Erde, die sich schön gelb oder weiß brennt), errichtete auch neue Oekonomiegebäude und brachte den Viehstand und die Bodenkultur in eine entsprechende Verfassung. „Zuerst müssen wir darauf sehen, daß wir zu essen haben", pflegte ich gerne zu sagen. Ich kam in der Regel um 4 oder 5 Uhr Abends auf diesen Platz, am nächsten Tage um 7½ Uhr ritt ich wieder zur Stadt. Hier wartete meiner der Unterricht im Seminär, den ich gewöhnlich in 4 — 5 Stunden hindurch ertheilte, meist in philosophischen und theologischen Fächern. Außerdem blieben mir noch die Seelsorgarbeiten an der deutschen Stadtpfarrkirche von St. Maria mit einer Gemeinde von 800 — 900 kath. Familien; hier wurde ich von einem Hilfspriester unterstützt.

Im nächsten Sommer baute ich auf dem Seminargrunde ein neues stattliches Knabenwaisenhaus, und in der Ziegelei wurden gegen 300,000 Ziegelsteine gemodelt und gebrannt. Auch kaufte ich in weiter Ferne um 2000 amerik. Dollars Bauholz und ließ es auf Schiffen herbeibringen. Die Pläne zum neuen Gebäude waren aus meiner eigenen Hand hervorgegangen, ein Gebäude 200 Fuß lang in der Fronte, 40 Fuß breit und 5 Stockwerke hoch, mit einer geräumigen Kapelle nach rückwärts und einer großartigen Kuppel über dem Mittelstocke. Auch die Fundamente und Souterräns waren ausgegraben, und die Brunnen hergestellt. Da brach in der Stadt selbst die Cholerakrankheit in aller ihrer Wuth aus, und in unserm eigenen Seminare in der Stadt starben an einem einzigen Tage drei Personen. In meiner Pfarrei durfte ich nachgerade selbst an die kürzeste Zeit der Rast weder bei Tag noch bei Nacht — mehr denken; während drei Tagen segnete ich unter 37 Personen, einem Trupp von frischen Einwanderern, welche sich zwei Häuschen vor der Stadt gemiethet hatten,

36 Personen die Seelen aus; nur ein Junge von 17 Jahren, den ich und der Arzt, ein Holländer, in den Urwald hinausjagten, wurde gerettet. Unser Seminar wurde augenblicklich aufgelöst, — aber auch meine Kraft war nun wie auf einen Moment gebrochen; in den Gliedern wütheten bereits die Krämpfe der Cholera. Noch einmal raffte ich die letzten Kräfte zusammen, sprang aus dem bestimmten Sterbelager, nahm Medikamente zu mir, und schleppte mich eilig fort aus dem Orte des Todes hinaus in den Wald an die Seeküste. Dort lag ich von 8 Uhr Morgens bis Abends 4 Uhr; hierauf kehrte ich gesund und neugestärkt wieder zurück zur Freude Aller, die mich vermißt hatten.

Und welches war der Ausgang dieses Verhältnisses? „Während die Leute schliefen, kam der Feind und säete Unkraut unter den Weizen; das Unkraut aber ging auf." Es war an einem Abende, als ich länger als je bei meinem Hochwürdigsten Herrn Bischofe verweilte, es handelte sich um wichtige Angelegenheiten; ich hatte erklärt, um allen Preis nach Europa zurückkehren zu wollen; es sei auch mein Versprechen mehr als blos einfach gehalten, ich hätte meinem Vorsatze Genüge geleistet und mein dreijähriger Urlaub sei abgelaufen; deutlich zeige es sich durch die eingetretenen Ereignisse, daß mein Tagwerk vollendet sei. Der überaus liebevolle, herablassende Herr Bischof begleitete mich zuletzt vor sein Haus und hier konnte ich seinen Bitten nicht mehr widerstehen, die St. Maria-Pfarrei allein für mich zu übernehmen und noch einige Zeit zu verbleiben. Andere übernahmen meine frühere Aufgabe, und haben dadurch, was sie zu Stande brachten, bewiesen, wie sie derselben gewachsen waren. An einem der nächsten Tage arbeiteten die Schreiner als am letzten Tage beim neuen Baue des Waisenhauses, da brach aus ihrer Unvorsichtigkeit Feuer aus und nach einer Stunde war das schöne Gebäude ein Schutthaufen. Im Herbste, als die Cholera aufgehört hatte, sammelten sich wieder unsere Seminaristen, groß und klein; die armen verlassenen Menschen, wie dauerten sie mich! ich nahm sie großentheils in mein Pfarrhaus auf, und setzte den Unterricht mit ihnen fort. Beinahe Alle sind jetzt selbst Priester und Missionäre.

Auch an der Marienkirche gab es, abgesehen von dem Unter-

richte für die Studenten, der Arbeit genug; auf meinen Antrag wurde die Pfarrei in zwei Theile ausgeschieden, und der andere zu einer eigenen Pfarrei erhoben; mein Hilfspriester, ein guter braver Sigmaringer, wurde Pfarrer, und sogleich wurde Hand angelegt, um auch eine neue Kirche zu bauen. Bei der Grundsteinlegung zu derselben hielt ich die eine der nachfolgend gedruckten Predigten, am Pfingstfeste 1856 am Nachmittag, — ich muß dazu setzen: unter den schwierigsten und selbst gefahrvollsten Umständen, aber, so wollte es Gott, mit einem von mir selbst nie gesehenen glücklichen und segensreichen Erfolge. — Im Herbste vorher hatte ich noch ein neues Pfarrhaus, — mit schweren Opfern für mich selbst, gebaut; es war dieß der Wunsch der Gemeinde selbst. Im Frühjahre wurden meine Studenten in das neue Seminar übersiedelt, — ich selbst sah das nach meinem Plane gebaute Gebäude, sowie auch das zum zweitenmale aufgeführte Waisenhaus, zu dem ich die Summen bei der für solche Zwecke so mildthätigen Bevölkerung Milwaukee's innerhalb 14 Tagen aufgebracht, — nie mehr.

Um diese Zeit erhielt ich einen höchst ehrenvollen Ruf an die große und reiche St. Ludwigspfarrei in der Stadt Buffalo, in der Nähe des weltberühmten Niagarafalles; wegen des Eigenthumsrechtes der Kirche hatte zwischen Bischof und Gemeinde jahrelang ein trauriger Streit bestanden, den selbst der päbstliche Nuntius nicht beizulegen vermochte; Pat. Wenninger legte ihn bei und ich sollte nun das Werk der angefangenen Einigkeit fortführen. Ich reiste dahin; allein nachdem ich Alles reiflich eingesehen und erwogen, schlug ich die Berufung aus und kehrte auf Umwegen durch einen großen Theil von Canada nach Milwaukee zurück. — In diesem letzten Sommer machte ich noch mehrere kleinere und größere Reisen; unter anderm besuchte ich auch jenen merkwürdigen Mann, den ganz Milwaukee dankbar als seinen Gründer verehrt, Salomon Juneau, der seitdem ein neues Städtchen gegründet und zu Ehren seiner Frau St. Therese genannt hatte; hier wohnte er auch, noch immer umgeben von einem Trupp Indianer, deren Vater und Beschützer er mehr als 30 Jahre lang gewesen. Juneau war seiner Statur nach ein Riese, und wußte den wilden Indianern schon um deßwillen Re-

spect einzuflößen. Am 14. September 1818 landete er als Mitglied und Agent einer Pelzwaaren-Handelsgesellschaft auf einem Indianer Canoe in der Bai von Milwaukee und schlug daselbst seine Blockhütte auf, mit den zahlreichen Indianerstämmen einen lebhaften Tauschhandel beginnend und unterhaltend. Er war eigentlich ein canadischer Franzose, eifriger Katholik und menschenfreundlich und gutmüthig bis zum äußersten Grade; seine zweite Frau war die Tochter eines indianischen Häuptlings, und sie gebar ihm nach und nach 15 — 16 lebende Kinder. Bei 12 Jahre lang wohnte der muthige Juneau an dieser wilden und unwirthlichen Küste, ohne je wieder einen Weißen zu sehen; erst gegen 1830 kamen die ersten Ansiedler an, darunter ein braver, heiterer Schneider aus unserer Rheinpfalz, von dessen Hand verfertigte Kleider ich noch bis zur Stunde trage. Im Jahre 1834 erhielt die Ansiedlung den Rang einer Village (Marktes), 1838 zählte sie 700 Einwohner, während meiner Anwesenheit 30,000 und jetzt gegen 60,000, darunter mehr als die Hälfte Deutsche, gut ein Drittel Katholiken; der westliche Theil der Stadt liegt auf einer Uferhöhe und heißt der „bayerische Himmel". Aber Salomon Juneau, dem einst der ganze Landbezirk in und um die Stadt gehört hatte, besaß nichts mehr darin, als einen einzigen Bauplatz mit einem kleinen Häuschen; um das Uebrige hatten ihn theils Gutmüthigkeit gegen die Ansiedler, theils Unglücke in allen Unternehmungen z. B. Verbrennen von Dampfschiffen u. dgl. gebracht. Im Jahre 1856, kurz vor meiner Abreise, und im nächsten Jahre 1857 trug man unter allen Zeichen der Feierlichkeit, wie sie nur der katholische Ritus veranstalten kann, unter Kanonendonner und dem Geläute aller Glocken der Stadt zwei Leichen auf den Kirchhof der Katholiken und die gesammte Einwohnerschaft der Stadt begleitete sie; — die erste war Juneau's Frau, die zweite er selbst, Vater und Mutter der Stadt.

Mit den Indianern kam ich öfters in Berührung; indeß ein katholischer Priester, ein Schwarzrock, wie ihn der rothe Mann nennt (Mekatewikwanaie), ist hiebei weniger Gefahr ausgesetzt, als wenn er auf der nächstbesten Straße zwei deutschen Radikalen begegnet; so weit hat es die Civilisation gebracht. Die Indianer sind beinahe durchaus schön und edel gebaute Gestalten, von stolzer

Haltung, nichts weniger als Furcht erregend: nur ihr Gesicht zeigt orientalischen Typus, etwa den der mongolischen Race. Ihre Sprache ist viel mit unserm Indogermanischen verwandt. Auf einer meiner äußersten Stationen machte sichs ein junger Indianer mit der Jagd bequem, er erschoß den Farmern ihre zahmen Schweine. Da thaten sich die Farmer zusammen und fingen den Uebelthäter ein, um ihn selbst zu erschießen. Ein wie als Patriarch verehrter alter Settler rettete ihm noch das Leben und führte ihn zu seinem Häuptling zurück. Allein auch dieser wollte ihn nun tödten lassen, hätte ihn der Settler nicht das zweite Mal durch Fürbitte vom Tode befreit. — Einige meiner Mitpriester beschäftigten sich ausschließlich nur mit den Indianern und mehrere der Stämme sind zum Christenthume bekehrt und bereits vollständig civilisirt. Die Neubekehrten werden wie Kinder und wenn ihr Priester etwa zum Bischof reist, so begleiten ihn etliche Männer, um ihn zu bewachen, damit er ihnen ja nicht entschlüpfe; lieber würden sie ihn tödten. Bei der Bekehrung müssen sie die Gelübde ablegen, an einem bestimmten Platze zu bleiben, nicht länger als höchstens zwei Monate im Jahre zu jagen, und sich vom Branntwein zu enthalten, und dieß halten sie treu, so lange nur ein Priester bei ihnen ist. Einen etwaigen noch so kleinen Fehler dagegen bereuen und bekennen sie in einer Weise, so daß es herzzerreißend ist.

Nur einmal während mehr als 5 Jahren empfand ich den ganzen vollen Schmerz des Heimwehes, wenn auch nicht gerade nach Europa zurück, so doch nach meiner amerikanischen Heimath Milwaukee. Ich war nämlich bei 200 engl. Meilen weit nördlich in die Gegend der Fichtenwälder gereist und zwar im Spätherbste, um dort Bauholz einzukaufen, und hatte mich in den feuchten Urwäldern bedeutend verkältet. Mit genauer Noth konnte ich mich noch in das Gasthaus eines deutschen Protestanten schleppen, und Nachtherberge finden, mußte aber mit zweien weiß Gott für Kerlen in einem Bette schlafen. Am andern Tage war ich sterbenskrank. Auf vieles Bitten kam endlich der Gastwirth, und wies mir die Magdkammer, einen Winkel, etwa 6 Fuß breit und 8 Fuß lang, ohne Ofen an; ein Arzt, der erst nach allen Versprechungen herbei gerufen wurde, kam zwar, sein Aussehen und Benehmen aber machte mich jedesmal an einen russigen Hufschmied

denken, der zu Weihnachten alljährlich in meines Vaters Haus kam, um den Pferden zur Ader zu lassen; — vielleicht war dieser Arzt auch Schmied zugleich. Sonst sah ich halbe Tage lang Niemanden; vielleicht vermuthete man, ich habe mindest die Cholera, wenn nicht gar das gelbe Fieber. Und so lag ich nun gänzlich verlassen drei Tage lang da, mit nichts beschäftigt, als dem Verschlucken des bekannten Ricinusöles. Hätte ich doch nur eine katholische Seele erfragen können, wenn auch bloß einen Indianer! Was das Fürchterlichste aber war: sicherlich war am Tage meiner Erkrankung das letzte Dampfschiff hier vorübergefahren, und kein zweites mehr zu erwarten; wie kam ich da nach Milwaukee, da im Winter alle Verbindung abgeschnitten ist! Endlich am dritten Tage schleppte ich meinen elenden Körper aus dem Krankenlager heraus und zum nahen Walde hin; dort fand ich eine wasserleere Grube, die Sonne schien noch etwas warm hinein und vor rauhem Wind war man da geschützt. Da legte ich mich in meinen Mantel gehüllt hinein, und stellte Betrachtungen über das Elend des menschlichen Lebens an, wie nie vorher. Was ich da empfunden, wie könnte ich es schildern! Am Abend contrahirte ich mit einem Fischerknaben, der mich in offenem Kahn bei 200 Meilen auf der stürmischen See nach Hause bringen sollte — eine Tollkühnheit, die nur durch die Umstände erklärt wird. Ungefähr um 8 Uhr rief der hereinkommende Gastwirth: Ein Schiff! ein Schiff! Wie ein Schlag traf es mich! und wirklich, nach kurzer Zeit sah man feenhaft, beleuchtet durch Dutzende farbiger Lichter einen der stolzesten Dampfer, es war die Garden City, die Garten-Stadt, sich nähern. Schnell stand ich an der Lände, da fing das Schiff an, sich wegzubewegen. Im Schrecken strengte ich alle Kräfte zu einem gewaltigen Sprunge an, — bei einem Haar, dennoch hätte ich das Schiff nicht mehr erreicht; ein Mann an Bord faßte mich, und zog mich hinein. Sogleich ging ich in eine Cabine (Schlafstätte) und als ich da wieder vom angenehmsten Schlafe erwachte, lag das Schiff im Hafen von Milwaukee. Jedoch nach der Ankunft wurde ich erst noch ernstlicher krank.

Im letzten Sommer meines dortigen Aufenthaltes, also im Jahre 1856 ergab sich übrigens für mich verhältnißmäßig noch die angenehmste Zeit. Wöchentlich öfters war der Herr Bischof

bei mir im Hause, ich beinahe täglich bei ihm, da ich ihm nun in gar vielen Arbeiten zur Seite stehen mußte. Mit meinen zwei deutschen Mitpfarrern lebte ich wie ein Bruder; sehr häufig fanden wir uns, eine Reihe gebildeter Deutscher, nach bayerischer Manier zu einer heitern Abendgesellschaft zusammen, gerne sprach ich im Kloster der Schulschwestern zu, und meine Gemeinde gab mir wirklich die glänzendsten Zeugnisse des innigsten Zutrauens. Da überraschte mich eines Tages der Herr Bischof mit einer Nachricht, die den bedeutendsten Einfluß auf meine Rückkehr übte; ich wollte durchaus nicht eine höhere Stellung, ich wollte nicht lebenslänglich an Amerika gebunden werden. — In der Nacht vom 1. auf den 2. Jänner 1856 hatte es mich dreimal aus dem Bette gerufen und gedrängt, — ich fand nichts; zwei Tage nachher stand ich am Grabe der Mutter eines Mitpriesters und hielt ihr die Grabrede; da entfielen mir die Worte: „Ich habe diesen Dienst an der Dahingeschiedenen mit um so größerem Schmerz geleistet, als eine innere tiefe Ahnung mir sagt, es geschehe eben jetzt das Nämliche an meiner eigenen Mutter." Und so war es auch buchstäblich.

Lieber als je stand ich in den letzten Wochen schon am frühesten Morgen am Ufer des Sees, und das glänzende Gestirn des Himmels schien mir die Grüße meines Vaterlandes zu bringen. mir war's, als riefe es mir zu: „Genug der Leiden, genug der Arbeiten!" — Noch einen meiner Schüler führte ich dem Herrn Bischofe zur Priesterweihe vor, es war in der Mitte Juli's, dann schlug die Stunde der Rückkehr. Ich durfte nicht wagen, zu sagen, daß ich nimmer wiederkehre, ich hatte auch selbst hierüber keinen festen Entschluß gefaßt. Ein Vikar wurde an meine Stelle gesetzt, all meine Habe, eine kostbare, auserlesene Bibliothek, prachtvolle Paramente u. dgl. blieben zurück; der Verkauf meines treuen Pferdes lieferte mir das Reisegeld. An einem Mittage assen der Herr Bischof und einige Priester noch mit mir, draußen vor dem Hause warteten bereits die von der Gemeinde bestellten Wägen zum Bahnhofe und alle meine Pfarrkinder. Wir traten jetzt vor das Haus und als meine Blicke noch einmal auf meine Kirche und meine Wohnung fielen, traten mir Thränen in die Augen. „Dort an jener Ecke," sagte ich zuletzt noch den Um-

stehenden, „ist der Grundstein, öffnet ihn nach etlichen Jahren, und leset, was darin geschrieben steht.“ Stillschweigend hörte man diese Worte; ich hatte ein Jahr früher einen Zettel darin verschlossen, auf den ich die Worte geschrieben: „Tempora proxima Americae nefaustissima.“ Zuletzt noch herzliche Umarmungen und rührendes Händedrücken! Dann fuhr ich zum Bahnhof. Als hier der Zug schon in Bewegung war, streckte noch ein Arzt, ein geborner Hildesheimer, dem ich sein Glück in Milwaukee begründen helfen konnte, die Hand zum Abschiede herein und wünschte mir in tiefster Rührung eine glückliche Reise. Fünf Minuten nachher sah ich nichts mehr von Milwaukee und seinen mir unvergeßlichen Bewohnern.

Zweiundzwanzig Stunden später war ich im amerikanischen Rheinlande, am Ohio, in der Stadt Cincinati, eine der schönsten aber auch volkreichsten Städte der Union, und hier verweilte ich ein paar Tage. Ich lernte hier viele Menschen kennen und war auch einige Zeit bei dem dortigen Herrn Erzbischofe Purcell, dem muthigen Vertheidiger des Glaubens, einem zweiten Doctor Eck. An einem Morgen, an welchem dichter Nebel auf dem so schönen Ohiothale lag, fuhr ich auf der Eisenbahn von Cincinati nach Kolumbus und kaum waren wir eine Stunde Weges vor der Stadt, als ein ungewöhnlicher, jedoch nicht sehr heftiger Stoß alle Passagiere neugierig machte, zumal der Zug darnach einige Sekunden lang anhielt. Man bog sich zu den Fenstern rechts und links hinaus, und sieh da: zu jeder Seite der Bahn lag die noch zuckende und rauchende Hälfte eines Pferdes, das quer über die Schienen gelegen und das der vorn an der Lokomotive angebrachte sogenannte Kuhfänger, eine Art Pflugschaar, wie eine Erdscholle mitten entzwei gerissen hatte. — Um Mittag fuhren wir an Columbus, der Regierungsstadt des Staates Ohio vorüber und Abends langten wir in Pittsburg in Pennsylvanien an.

Diese Stadt war eine der merkwürdigsten in der ganzen Union; an ihre Lage erinnert mich unser Eichstädt, nur sind dort die Uferanhöhen noch viel schroffer und steiler, und der hier von Ost nach West durchströmende Ohio ist bereits für Dampfschiffe fahrbar. Uebrigens gleicht die ganze Stadt nur einem einzigen großen Schlott, aus dem fortan ungeheure Wolken von Rauch

aufsteigen, mitunter selbst auch Feuerflammen wie Blitze emporzucken; Pittsburg ist nämlich eine der ersten Fabrikstätten und vorzüglich sind hier die Eisenwerke in ungeheurer Anzahl vorhanden. Geht man eine halbe Stunde lang auf der Straße, so hat man so viel schwarzen Staub auf sich, daß man darauf leserlich schreiben kann; alle Häuser und Kirchen sind außen schwarz, viele selbst auch im Innern; jede weiße Wäsche, z. B. von Kirchenkleidern, muß, um sie rein zu erhalten, in doppelten Kästen verschlossen werden. Doch ist der Ort hier sehr gesund. Hier traf ich noch mehrere Bekannte, die mit mir die Reise nach Amerika gemacht hatten; bei den Patres Redemptoristen fand ich die liebevollste Aufnahme und in der Kirche derselben hielt ich auch die letzte Predigt.

An einem der nächsten Tage ging ich auf der Eisenbahn nach dem nicht sehr entfernten St. Vincent, der bekannten Benediktiner-Abtei des Hrn. Pat. Bonifaz Wimmer, zugleich einem großartigen Monumente des Königs Ludwig von Bayern, der sich hiedurch selbst für eine Republik in Amerika verewigt hat. Ich habe, wie schon früher erwähnt, Herrn Pat. Bonifaz auf meiner Reise nach Amerika genau kennen, und was noch mehr ist, überaus schätzen gelernt; nach dem, was ich selbst von jenem Lande und dessen so sonderbaren Umständen, von den Missionären für dasselbe und den erforderlichen Eigenschaften derselben erfahren, muß ich offen aussprechen: „Solche Männer sind die rechten Missionäre für Amerika." Ich schrieb kurz nach meinem Besuche in St. Vincent noch in Amerika an einen hohen Würdenträger daselbst: Sieht man die Benediktiner in St. Vincent, dann kann man nicht verkennen, daß sie noch immer die ächten Nachkommen ihrer Väter seien, die einst in demselben frommen Geiste, mit demselben unermüdeten Eifer nach Verbreitung von Unterricht und Civilisation und mit denselben immer gleich fleißigen Händen unser eigenes deutsches Vaterland cultivirten. — Herr Pat. Bonifaz hat das größte Werk geschaffen, das je von einem christlichen Missionär für Nordamerika zu Stande gebracht wurde. Und wodurch brachte er, ein dem äußern Anscheine nach so gewöhnlicher Mann, wie irgend einer, es so weit. Die Antwort ist einfach: er ist das personifizirte „Ora et labora!" Sind seine geistlichen, kirchlichen, seelsorglichen Geschäfte be-

sorgt, dann legt er die Zeichen seiner Prälatenwürde ab, hüllt sich in den rauhen Rock eines Arbeiters, und ist der erste an der Spitze seiner gleichgesinnten Brüder, der eifrigste in jeder Arbeit. Darum erstand da, wo früher nur ein kleines Kirchlein mit einem armen Missionspriesterhäuschen zu sehen war, in kurzer Zeit eine Abtei, die sich jetzt schon den glänzendsten österreichischen an die Seite stellen darf; die dazu gehörigen Gebäulichkeiten bilden zusammen einen ganzen Marktflecken, und alle Gewerbe, von der Lederfabrik bis zum Goldschmied und Juwelier sind da vertreten. In seinem Kloster blühen alle Zweige der Kunst und Wissenschaft, und sein Institut ist bereits eines der berühmtesten jenseits des Oceans. Dazu gehören dann eine Menge von Ländereien, eine Menge von Seelsorgsstationen, und eine bereits große Anzahl von neugegründeten, über die ganze Union verbreiteten Filialinstituten. Es war ein überraschender Anblick für mich, als ich am Mittag in den Speissaal trat, und hier über zweihundert Männer in demselben geistlichen Kleide zu Tische sitzen und das einfache Mittagsmahl unter Dankgebeten einnehmen sah. — Vor solchen Werken hat auch der Amerikaner Respekt, und staunt vor ihnen, und wenn er auch noch so sehr ein Feind katholischer Priester, besonders Ordenspriester ist. In dem größten der Säle des Stiftes aber hängt an der Wand das mehr als lebensgroße Bildniß des edelsten unter den Wohlthätern dieses Ortes, des Königs Ludwigs von Bayern, und zwar im ganzen Schmucke seiner königlichen Würde; das ist sonst in den Augen eines Vollblut-Republikaners von einem Amerikaner schon ein halbes Verbrechen; allein wird er aufmerksam gemacht, daß die herrliche Schöpfung, die hier zu sehen ist, großentheils nur durch denjenigen zu Stande gebracht worden, dessen Bild er hier vor Augen hat, dann neigt auch er vor demselben sein Haupt unter den halb laut gesprochenen Worten: „Very fine man!“ — Gedenkt man dessen, wie Pat. Bonifaz seine Werke durchführte, dann erinnert man sich, man mag es wollen oder nicht, auch anderer Wege. Man könnte auch zu seiner Hauptaufgabe machen, bloß eine prachtvolle Cathedrale, etwa um eine Viertelmillion Dollars und eine großartige Residenz um 100,000 Dollars sich zu erbauen und darin den Fürsten nach mittelalterlicher Art vorzustellen; man könnte dazu alle

erbettelten Missionsgelder verwenden und selbst noch den armen Seelsorgs-Priestern 20 — 30 Procent Steuern auf ihr kärgliches Einkommen auflegen; man könnte sich reich zeigen, wenn es gilt, vor den Amerikanern, da diese nur darnach zu fragen pflegen: „wie viel ist der Mann werth?“ Glanz zu verbreiten und arm, wenn verlassene Ansiedlungen um eine kleine Unterstützung für ihr Blockkirchlein oder ihre Schule bitten; man könnte endlich alles Kirchen- und Missionsgut, selbst das, was etwa ein Missionspriester, als ihm geschenkt, von der alten Welt mitbringt, als sein persönliches Eigenthum erklären, damit Geld- und Landspeculationen treiben, und Hypotheken auf jenes Stiftungsvermögen, welches der Wohlthätigkeitssinn einzelner Gläubigen zu ihren Kirchen gegeben, legen lassen und zuletzt auch etliche Priester auf den Beinen erhalten, die Land auf und ab für den, der sie gesendet, zu „collektiren“ haben; Alles das ginge auch an, und wäre offenbar ein anderer Weg, als der, durch eigene Thätigkeit, Arbeitsamkeit und Sparsamkeit auf der einen Seite, und durch Demuth und Selbstverläugnung auf der andern Seite seine und der guten Sache Existenz zu begründen und dadurch auf bleibende Weise den Segen auf das Werk der Mission herabzurufen. Da Pat. Bonifaz diesen zuletzt bezeichneten Weg geht, so kontrastirt sein Wirken gegen das von andern nicht wenig und darum stellten sich ihm Hindernisse in den Weg, welche vielleicht für jeden andern unübersteiglich gewesen wären, nur nicht für ihn bei seinem Muth, bei seiner Ausdauer und bei der mächtigen Fürsprache, die ihm sein königlicher Gönner sogar persönlich in Rom zuwendete.

An einem Nachmittage reiste ich von St. Vincent ab und durchfuhr nun auf der Eisenbahn das wildromantische Alleghani-Gebirge; während der Nacht kam ich an Hartford, der Haupt- und Regierungsstadt Pennsylvanieus vorbei; um Mittag war ich in Philadelphia, „the most elegantest City of America.“ In der That, Philadelphia besteht mindest zur Hälfte aus wahren Palästen. Ich wohnte auch hier bei den lieben, gastfreundlichen PP. Redemptoristen an der St. Peterskirche. Längere Zeit ging ich dort mit dem Herrn Bischofe Neumann, einem früheren Redemptoristen und gebornen Oesterreicher, um, einem äußerst demüthigen und frommen Manne, der bald nachher, auf der Straße wandelnd, plötzlich

starb, und an dessen Leiche auffallende Zeichen geschahen, welche eine Art Ruf von Heiligkeit über ihn verbreiteten. Bischof Neumann war der letzte, der mich dringend einlud, wieder zu kommen, und bei ihm die Leitung seines Priesterseminars zu übernehmen.

Endlich am 7. August 1856, Morgens 8 Uhr, bestieg ich auf dem Delaware vor der Stadt einen kleinen Dampfer, und nach einer Stunde lagen wir weiter unten im Flusse an der Seite eines Ungeheuers von einem Schiffe, der „Stadt Baltimore", eines Schraubendampfers, 337 Fuß lang, der uns nach Liverpool bringen sollte. Das merkwürdigste Gemisch von Nationen fand sich hier zusammen; Nord- und Südamerikaner, Engländer, Irländer, Italiener, Franzosen und Spanier, Russen, Polen und Schweden, Deutsche von allen Stämmen, und alle diese wiederum vom verschiedensten Range, Stellung, Religion u. s. w. Aber schon in den ersten Stunden ergab sich eine bedeutende Unannehmlichkeit. Ehe der Lotse, der das große Schiff durch den Delawarefluß hinab bis ins offene Meer leitete, uns verließ, hatte der Capitän mit ihm mehr als bis zur Genüge noch hitzigen Getränken zugesprochen, und die Folge war, daß der Capitän in eine Betrunkenheit ohne gleichen verfiel. Das ist keine kleine Sache, wenn man bedenkt, daß von der Nüchternheit und Geistesgegenwart eines Capitäns beinahe jeden Augenblick das Leben aller Passagiere abhängt, und darum wollte man sich schon weigern, in den Ocean zu gehen; der Capitän eines amerikanischen Kriegsschiffes, ein braver Katholik (Convertit, wie so viele Seeoffiziere, — in einem einzigen Jahre convertirten auf der amerikanischen Kriegsmarine 37 Offiziere zum kathol. Glauben), konnte endlich die Aufregung wieder beschwichtigen.

Auch einen amerikanischen Clergymann hatten wir an Bord, und der trat einmal heuchlerisch zu mir aufs Deck und sagte mir: „Haben Sie nicht in Philadelphia gehört, daß ein dortiger kathol. Geistlicher ein Weib genommen und entwichen sei?" — O ja, das habe ich gehört; allein ist es denn Ihnen so auffallend?" — „Freilich, der Mensch hat doch keine Ehre mehr im Leib." — „Mir ist aber auffallend, was sie da sagen, denn vor 300 Jahren hat auch ein katholischer Geistlicher ein Weib genommen, und ist seinem Kloster entwichen; dann hat jener auch keine Ehre mehr im Leib." — Mein Mann zog sich zurück.

Noch ist's in meiner Reisecharte eingezeichnet, und in meinem Taschenbuche angemerkt, wo wir uns mit dem Schiffe täglich am Mittag befanden, und ich will es des Interesses von Mehreren halber hieher setzen: 8. August 1856, Mittags 12 Uhr: 39°, 36′, nördl. Breite, 70′, 28′, 45″ westl. Länge (von Greenwich); Curs: Ost bei Nord ¼ Nord, Entfernung (vom Punkte vor 24 Stunden) 230 Meil.; 9. Aug. 41°, 05′ nördl. Br. 65°, 14′, 15″ westl. Breite; Curs: Ost-Nord-Ost, Entfernung: 254 Meil. 10. Aug. 42°, 58′ nördl. Br., 60°, 35′ westl. Länge. Curs: Nordost bei Ost ½ Ost, Distanz: 240 Meil.; 11. Aug.: 44°, 50′ nördl. Br. 55°, 41′ westl. Länge; Curs: Nord-Ost bei Ost ½ Ost, Distanz: 240 Meilen. 12. Aug. 46°, 25′ nördl. Br. 50°, 50′ westl. Länge; Curs: Nord-Ost ½ Ost, Distanz 254 Meil. 13. Aug. 48°, 17′ nördl. Br. 46° 52′ westl. Br. Curs Nord-Ost ¾ Ost. Distanz 252 Meil.; 14. Aug. 49°, 54′ nördl. Br., 40°, 26′ westl. Länge. Curs: Ost-Nord-Ost etwas Ost, Distanz: 272 Meil. 15. August 50°, 20′ nördl. Br. 34°, 11′, 30″ westl. Länge; Curs: Ost ½ Nord, Distanz: 246 Meil.; 16. August 51°, 22′ nördl. Br., 28°, 07′ westl. Länge; Curs: Ost ¼ Nord, Distanz: 240 Meilen. 17. August 51°, 07′ nördl. Br., 21°, 54′ westl. Länge; Curs: Ost, Distanz: 245 Meil. 18. August 51°, 13′ nördl. Br., 15°, 18′ westl. Länge; Curs: Ost, Distanz: 260 Meilen. Am Morgen des 19. August, Morgens 4 Uhr, streckte ich meinen Kopf durch das runde Fenster der Kabine hinaus und sah die nackten, durchaus felsigen und wilden Vorgebirge der Südspitze von Irland; um Mittag waren wir im irischen oder St. Georgskanal. Es war einer der schönsten und freundlichsten Tage, die ich auf dem Meere erlebte (einige der vorhergehenden waren sehr stürmisch gewesen), kein Wölkchen trübte den Himmel und das Wasser war nicht einmal gekreiselt, sondern spiegelglatt. Hunderte von Fischerbooten mit rothen Segeln waren noch bis spät am Abend mit der Fischerei beschäftigt, aber majestätisch schritt unser Riesendampfer mitten durch sie hindurch. Links flogen die Ufer Irlands und auf demselben die Stadt Cork vorüber, rechts zeigte sich das Ufer von Wales. Mittels Flaggenzeichen war bereits an's Land und von da mittels Telegraph nach Liverpool signalisirt worden, es sollte der Lotse uns entgegenkommen. „Good night," sagte der Capitän, als er uns am Abend verließ, morgen haben wir anderes Wetter!"

Ich schlief bis ungefähr 6 Uhr früh so gut, wie kaum je ein anderesmal; aber als ich erwachte, hätte ich erschrecken können; das ganze Schiff ächzte auf allen Seiten, das Holzwerk krachte unheimlich, es stieß und polterte unten, es brauste und wüthete außen und als ich aufstand, konnte ich kaum aufrecht stehen; dennoch verspürte ich auch jetzt nichts von einer Seekrankheit. Schnell machte ich mich aufs Verdeck, aber als ich über die Wendeltreppe hinauf kam, sagte ein Schiffsofficier zu mir: „gehen Sie nicht hinaus, wenn Sie einige Furcht haben!" Nichts desto weniger stieg ich aufs oberste Verdeck. Das ganze Meer war wie mit Seifenschaum überdeckt, und ein Lärmen, ein Brausen, ein Tosen kam von ihm herauf, daß wir uns mit dem lautesten Schreien gegenseitig kaum verständigen konnten; dazwischen brüllte in Einem fort das Sprachrohr des Capitäns und die gellende Pfeife des Mate, der die Segelleute commandirte. Das Schiff zitterte wie ein erschrockener Gaul am ganzen Leibe und an allen vier Füssen, der Gischt des Wassers spritzte bei 30 Fuß zu uns herauf und uns ins Gesicht und der Sturm — so konnte man es in einiger Entfernung sehen — hob ganze Wellen auf und trug sie einige Zeit lang in der Luft dahin. Rechts von uns kaum 200 Schritte entfernt, lag eine schreckliche Felsenwand mit unzähligen Zacken und Spitzen, auf einer derselben war, wie ein Nest, der Leuchtthurm. Es ist dieß das „hl. Haupt, holy head", wo schon so viele Schiffe ihren Untergang gefunden, nachdem sie vielleicht vorher halbe Jahre lang unversehrt in allen Meeren herumgesegelt. Gegen Mittag sahen wir in ziemlicher Entfernung einen schmucken Zweimaster wie einen Schwann auf den Wellen herum tanzen; es war das Lotsenboot. Am Hintertheil jenes Schiffes ließ man einen einfachen, offenen Kahn nieder, und sechs handfeste Matrosen mit dem Lotsen in ihren Theerjacken. Diese näherten sich uns nun, allein unter so grauenhaften Umständen bei dem stürmischen Meere, daß viele von den Passagieren die Augen abwandten oder gar in den Salon hinabstiegen. Einigemal sah ich den kleinen Kahn in die Luft geschleudert und unter ihm klafterhoch hindurch. Als er auf etwa 30 Schritte nahe gekommen war, warf man dem Lootsen ein Seil zu, das er schnell um den Leib schlang und ins Wasser sprang, während der Kahn so eilig als möglich sich wieder

aus der gefährlichen Nähe des großen Schiffes entfernte. — Nachmittags gegen drei Uhr fuhren wir unter starkem Regen in den engern Hafen von Liverpool ein, und eine Stunde später saßen wir im vornehmen Gasthofe zur „Königin Victoria", den ein geborner Bamberger aus Bayern inne hatte, und worauf dieser auch durchaus ein deutsches Dienstpersonal hielt. Später wollten wir uns nocheinmal nach dem treuen Schiffe umsehen; allein es war bereits an sein Dogg zur Ruhe gegangen. Nur den Hafen besichtigten wir noch einigermassen; denn Liverpool ist wohl der größte Handelshafen der Welt.

Am nächsten Tage fuhren wir, eine engere Gesellschaft von Deutschen und Deutschamerikanern, auf der Eisenbahn nach London und nahmen auch hier wieder bei einem gebornen Bamberger unser Quartier. Ich blieb nun, obwohl ich schon das zweite Mal hier war, mehrere Tage, um mir diese Weltstadt und das Leben in ihr sattsam zu beschauen. London soll man auch sehen, eher als Paris oder irgend eine andere Stadt der Welt. Ich nenne unter den tausend Merkwürdigkeiten nur drei: den Crystallpalast in Sydenham (er stand ehedem als Industrie-Ausstellungsgebäude vom Jahre 1851 in Hydepark; ist aber jetzt bedeutend erweitert und verschönert) dann das British Museum (mit seinen unschätzbaren antiquarischen, naturhistorischen ꝛc. Reichthümern), endlich den zoologischen Garten (den ersten in der Welt). Auch soll man die Westmünster-Abtei sehen, die allein eine Reise nach London werth ist.

An einem Nachmittage um 3 Uhr ging ich auf der Eisenbahn nach Dover und um 12 Uhr bestieg ich daselbst ein Dampfboot nach Ostende, wo ich Morgens 8 Uhr anlangte. An demselben Nachmittage, nachdem wir die belgischen Städte Mecheln, Löwen, Lüttich u. u. passirt hatten, und aus dem Bahnhofe von Vervier der deutschen Grenze uns näherten, stieg ein Postconducteur zu uns in den Wagen, um die Billeten einzusammeln und rief in ächt altbayerischem, freundlich ermunterndem Dialekte uns zu: „itzt gehts an!" Wie ein Blitz zuckte diese Stimme in uns Deutsche und ein dicker, behäbiger Wiener, der seine Tochter bei sich hatte, wollte geradezu vor Freude zerplatzen. Abends saßen wir gemüthlich im prachtvollen Salon des großartigen Hotels in

Deutz, gegenüber Köln am Rhein. Am andern Tage ging ich auf dem Dampfschiffe am majestätischen Rhein herauf nach Mainz und am zweiten Tage von Mainz nach Heidelberg, Bruchsal, Stuttgart und Ulm nach Augsburg und München, wo ich, nachdem auf der Eisenbahn bei Nanhofen noch ein großes Unglück gedroht hatte, Nachts 2 Uhr ankam. Am Morgen um 6 Uhr lag ich in der Herzogspitalkirche vor dem lieben Muttergottesbilde, gerührt aus Dankbarkeit bis zu Thränen auf meinen Knieen; es war der 27. August 1856.

Und was ist das Ergebniß des Ganzen? Meinen Vorsätzen gemäß habe ich mit Hilfe Gottes ausgeführt, was ich unternommen, nicht weniger, sondern eher mehr; was ich dabei gewonnen an Kenntnissen, an Erfahrungen u. s. w. — ich bin zufrieden, es ist das meine Sache; etwa auch an Verdiensten, — darüber wird Gott einst richten. Eine Anerkennung und Belohnung hiefür von der Welt erwarten, wäre eitel und thöricht. Manche konnten mein Unternehmen nicht begreifen, Manche schauen vielleicht auch jetzt noch mit einer sonderbar lächelnden Miene darauf hin; ich sage diesen bloß einfach: „ich wollte im Dienste der Kirche einen geistlichen Feldzug mitmachen und habe meine Kapitulationszeit treu ausgedient; wer dazu berufen, gehe hin, und thue desgleichen!"

Heideck, am 6. März 1863.

Dr. Paulhuber.

Deacidified using the Bookkeeper process.
Neutralizing agent: Magnesium Oxide
Treatment Date: Jan. 2006

PreservationTechnologies
A WORLD LEADER IN PAPER PRESERVATION
111 Thomson Park Drive
Cranberry Township, PA 16066
(724) 779-2111

LIBRARY OF CONGRESS
0 017 286 580 A